5 748

AUS MEINER WANDERZEIT

100000 KILOMETER ZU WASSER UND ZU LANDE

VON

CURT CRAEMER



ZWEITE UMGEARBEITETE AUSGABE

H/14

~~Dr. Joel~~

Dem Landheim gestiftet
von
Dr. Joel

Landheim
der Bender-Oberrealschule
Silberberg i. Schl.

Landheim
der
Lauber-Oberrealschule.

Bd. 23.

Curt Craemer.

Aus meiner Wanderzeit.



Japan. — Fuji-no-yama.

AUS MEINER WANDERZEIT

REISEEINDRÜCKE

EINES JUNGEN KAUFMANNS

IN SÜD-AFRIKA, INDIEN, CEYLON, SINGAPORE, JAVA, CHINA, JAPAN, AUSTRALIEN, NEUSEELAND, SAMOA, HAWAII, DEN VEREINIGTEN STAATEN UND CANADA.

100 000 KILOMETER
ZU WASSER UND ZU LANDE

VON

CURT CRAEMER.

ZWEITE, UMGEARBEITETE AUSGABE

MIT 183 ABBILDUNGEN IM TEXT, MEISTENTEILS NACH ORIGINALAUFNAHMEN DES VERFASSERS, UND EINER KARTE MIT DER REISEROUTE.

BERLIN 1907
DIETRICH REIMER (ERNST VOHSEN).

CBGiOŚ, ul. Twarda 51/55
tel. 22 69-78-773
Wa5167590

Widmung.

Diese Jugendarbeit sei in inniger Liebe und Verehrung meinem in edelm Wirken für die Gesamtheit ergrauten Grossvater

Carl von Craemer in **Nürnberg**

gewidmet.

Der Verfasser.

Pol. Tow. Geograficzne
BIBLIOTEKA
GENERALNA
W-wa
5748

Vorwort zur ersten Ausgabe.

Wenn ich auf langen Dampferfahrten während meiner Weltreise oft tagelang damit beschäftigt war, die Eindrücke vergangener Wochen niederzuschreiben, musste ich manchmal die mit spöttischem Lächeln begleitete Frage hören: „Sie schreiben wohl auch ein Buch über Ihre Reise?“ — In der Tat schreibt heutzutage alle Welt und scheint sich geradezu verpflichtet zu fühlen, den Mitmenschen von den Herrlichkeiten unseres Erdballes zu erzählen. Ich kann nun ehrlich gestehen, dass ich bei der Absicht, meine Reiseeindrücke zu veröffentlichen, mich nicht von diesem Gedanken leiten liess, vielmehr war es mir darum zu tun, darzulegen, in welcher Weise das Reisen in fernen Ländern auf einen jungen Kaufmann, der eben seine Lehrzeit beendet hat, einzuwirken vermag, wie es vortrefflich dazu geeignet ist, den Jüngling zum Manne zu reifen, seine Gedanken zu eigener, freier Entwickelung zu bringen, ihn im wahren Sinne des Wortes auf eigene Füsse zu stellen, ihn der Welt und vor allem sich selbst ganz zu übergeben.

Ich schrieb das Buch für meine Jugendgenossen, damit sich auch in ihnen das Verlangen regen möge, die Welt zu sehen, nicht aber, um, wie ich es leider nur zu häufig beobachten musste, ein leichtes, faules Leben zu führen, sich auf den Dampfern wochenlang dem Müssiggange hinzugeben und zu Lande den grössten Wert auf gute Hotels und jegliche Bequemlichkeit zu legen — nein, ich schrieb es, damit auch sie rege Umschau halten und stets beflissen seien, die ihnen gebotene Gelegenheit, Land und Leute kennen zu lernen, in jeder Weise auszunützen.

Ich habe mich bemüht, wahrheitsgetreu meine Eindrücke niederzulegen, ohne irgendwelche Ausschmückung in der Form von phantastischen Erlebnissen und Uebertreibungen. So wie es mich entzückte, wie es mich kalt liess, schrieb ich es nieder. Man erwarte weder von Kämpfen mit wilden Tieren und unbekannten Volksstämmen zu hören, noch von Stürmen auf hoher See und andern die menschliche Phantasie kitzelnden Abenteuern.

Die Handkamera war mein ständiger Begleiter, und es ist mir gelungen, viele interessante Bilder zu erhalten, welche zum grossen Teil auch als anschauliche Darstellung und erfrischende Unterbrechung des Textes im Werke Aufnahme gefunden haben.

Was die Schreibweise der verschiedenen Städtenamen und sonstigen geographischen Bezeichnungen anbetrifft, so möchte ich kurz erwähnen, dass ich in der Hauptsache diejenige habe massgebend sein lassen, welche in den betreffenden Ländern die vorherrschende ist, so z. B. in Indien die englische und in Java die holländische. —

Indem ich dem lieben Leser nunmehr das Werk übergebe, möchte ich ihn noch bitten, dasselbe als das aufzunehmen, was es ist, als die Arbeit eines jungen Kaufmanns.

Sonneberg, Oktober 1900.

Curt Craemer.

Vorwort zur zweiten Ausgabe.

Wenn auch die erste Auflage meines Reisewerkes guten Absatz fand und bald vergriffen war, so musste ich mir doch sagen, dass das Buch infolge seines hohen Preises nur den bemittelten Jüngern Merkurs zugängig wurde, während doch die Absicht vorlag, mit meinem Jugendwerke den Altersgenossen aller Schichten des Handelsstandes, ob reich oder arm, einen Ansporn zu ähnlicher fruchtbringender Arbeit zu geben.

Eine zweite Auflage des Werkes in derselben Zusammensetzung wurde deshalb nicht in Angriff genommen, und während mehrerer Jahre mussten Nachfragen nach dem Buche abschlägig beschieden werden.

Da sich auch fernerhin noch Interesse für das Werk zeigte, machte mir mein Verleger den guten Vorschlag, eine verkürzte Neuauflage herauszugeben, so dass infolge geringerer Kosten auch weniger Bemittelten die Möglichkeit geboten sein sollte, das Buch zu erwerben.

Ich ging auf den Vorschlag ein, beschloss aber, ausser den Kürzungen an dem Texte selbst keine Aenderungen vorzunehmen, da das Werk den Charakter einer Jugendarbeit nicht verlieren sollte.

Feierte ich gerade während meiner Reise in Shanghai den Tag der Mündigkeitserklärung, so nähere ich mich jetzt bereits dem sogenannten Mannesalter. Wandlungen mancherlei Art sind während dieses Zeitraumes in und ausser mir vorgegangen. Ich würde also bei einer gänzlichen Neubearbeitung des Werkes vieles von einem andern Gesichtspunkte aus behandeln müssen, was dem Zwecke des Buches aber nicht entsprechen würde.

Sonneberg, Oktober 1907.

Der Verfasser.

INHALT.

Seite

Vorwort zur ersten Ausgabe VII

Vorwort zur zweiten Ausgabe IX

Kapitel I 1
An Bord des »Briton«. — Madeira.

Kapitel II 17
Kapstadt. — Port Elizabeth. — Kimberley.

Kapitel III 37
Grahamstown. — King Williamstown. — East London. — Durban.

Kapitel IV 63
Lourenço Marquez. — Beira. — Mozambique. — Dar-es-Salaam. — Sansibar. — Tanga. — Aden.

Kapitel V 87
Bombay. — Jeypore. — Lahore.

Kapitel VI 110
Amritsar. — Delhi. — Agra. — Benares. — Darjeeling.

Kapitel VII 146
Calcutta. — Colombo. — Kandy.

Kapitel VIII 168
Singapore. — Batavia. — Buitenzorg. — Bandong. — Garoet. — Djokjakarta. — Soerabaja.

Kapitel IX 201
Hongkong. — Canton.

Kapitel X 214
Shanghai. — Tsintau.

Kapitel XI 231
Nagasaki. — Kobe. — Osaka. — Nara. — Kioto. — Yokohama.

Kapitel XII 252
Tokio. — Nikko. — Kamakura. — Enoshima. — Atami. — Nagoya. — Gifu.

Kapitel XIII 277
Macao. — Brisbane. — Sydney. — Melbourne. — Adelaide.

Seite

Kapitel XIV 300

Hobart. — Dunedin. — Christchurch. — Tour durch die Mittel-Insel Neuseelands.

Kapitel XV 315

Wellington. — Tour durch die Nordinsel. — Auckland. — Upolu. — Honolulu.

Kapitel XVI 334

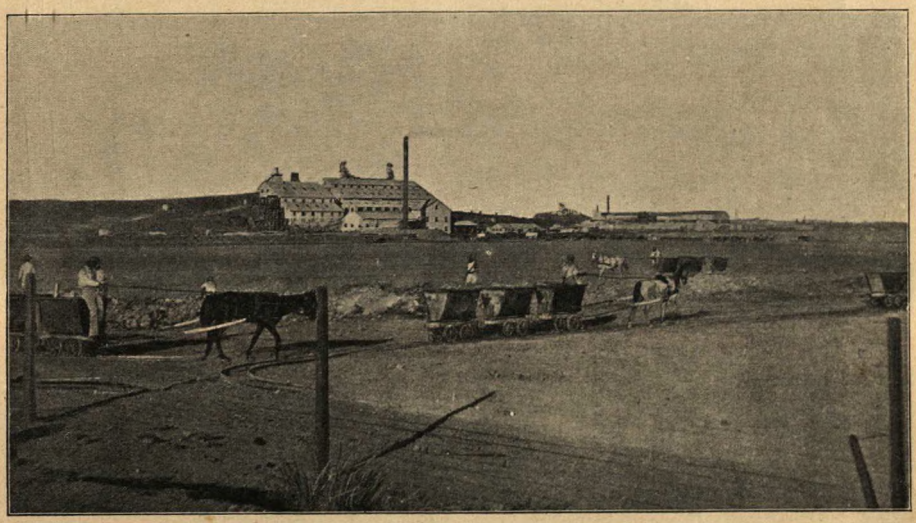
San Francisco. — Salt Lake City. — Denver. — Kansas City. — Chicago. — Milwaukee. — Indianapolis. — Nashville. — Buffalo. — Niagara-Falls. — Kanada. — Boston. — New York. — Washington. — Schluss.

Verzeichnis der Abbildungen.

Seite

Japan. — Fuji-no-yama (Titelbild).
Der Verfasser an Bord des »Briton« 1
An Bord des »Briton« 4
Funchal. — Madeira 7
Funchal. — Landesübliche Schlitten 11
Eingeborener von Funchal 12
Kapstadt. — Lions Head 18
Hout Bai-Kap-Kolonie. — Ein Hai 24
Port Elizabeth. — Ausblick vom Grand Hotel 26
Im Kafferndorfe bei Port Elizabeth 27
Im Kafferndorf bei Port Elizabeth. Negerfrau, die sich das Gesicht mit Tonerde zum Schutz gegen die Sonne bestrichen hat 29
Kimberley. — Das Auswerfen des »Blue ground« 33
Kimberley. — Negeridyll in den Compounds der Kimberley-Mine 34
Kimberley. — Blühende Aloeen als Strassenhecke 36
Blick auf Grahamstown vom botanischen Garten 37
Grahamstown. — Rickshas und Rickshakulis 38
Ein Zulumädchen 39
Mein Postkarren auf der Tour Grahamstown—King Williamstown 42
Kafferntypen 44
Der Buffalo River bei King Williamstown 47
East London. — Ein Fährboot auf dem Buffalo 53
Feiertage in East London 54
Durban. — Wie sich der Verfasser die Stadt besah 57
Ananas-Pflanzungen in Natal 58
Zuckerrohrplantage. — Natal 59
Umkomaas. — Das zwölfjährige Kaffernmädchen, das ich für elf Kühe als Frau hätte erstehen können 61
Mozambique. — Eine Machilla 66
Der alte Teil von Mozambique 67
Das alte Fort in Mozambique 67
Mozambique. — Die Krone einer Kokospalme 68
Eine Strasse in Mozambique: Correia Lanca 69
Mozambique. — Zebukarren 70
Eine Missionsschule in Dar-es-Salaam 71
Dar-es-Salaam. — Die Kaiserstrasse 72
Dar-es-Salaam. — Das Hospital 73
Dar-es-Salaam. — Alte arabische Gräber 74
Im Negerdorfe von Dar-es-Salaam 75
Dar-es-Salaam. — Unser schwarzes Militär 75
Dorfstrasse bei Dar-es-Salaam 76

wird und über die beständig Wasser fliesst, setzt sich der schwere Bestandteil, der „deposit", mit den Diamanten am Boden fest oder fällt durch die Löcher der Siebe, während der leichtere Rest mit dem Wasser abfliesst. Der deposit wurde früher auf Tische ausgebreitet, und aus ihm suchte man die Diamanten heraus. Seit längerer Zeit ist jedoch ein neues Verfahren in Anwendung, das die Idee eines Arbeiters war, die von dem Oberingenieur der Gesellschaft in trefflicher Weise ins Praktische übertragen worden ist. Man bringt den deposit auf eine gerillte und in fünf Stufen gebrochene Oberfläche, die mit einer Fettschicht überzogen ist. Durch ein beständiges Schütteln des ganzen Apparates, über den gleichzeitig



Kimberley. — Das Auswerfen des „Blue ground".
(Aufnahme des Verfassers.)

Wasser hinwegläuft, rollt der deposit langsam von Stufe zu Stufe, während sich die Diamanten infolge ihrer Schwere in die Fettschicht eingraben. Aus letzterer sind sie natürlich sehr leicht herauszulesen.

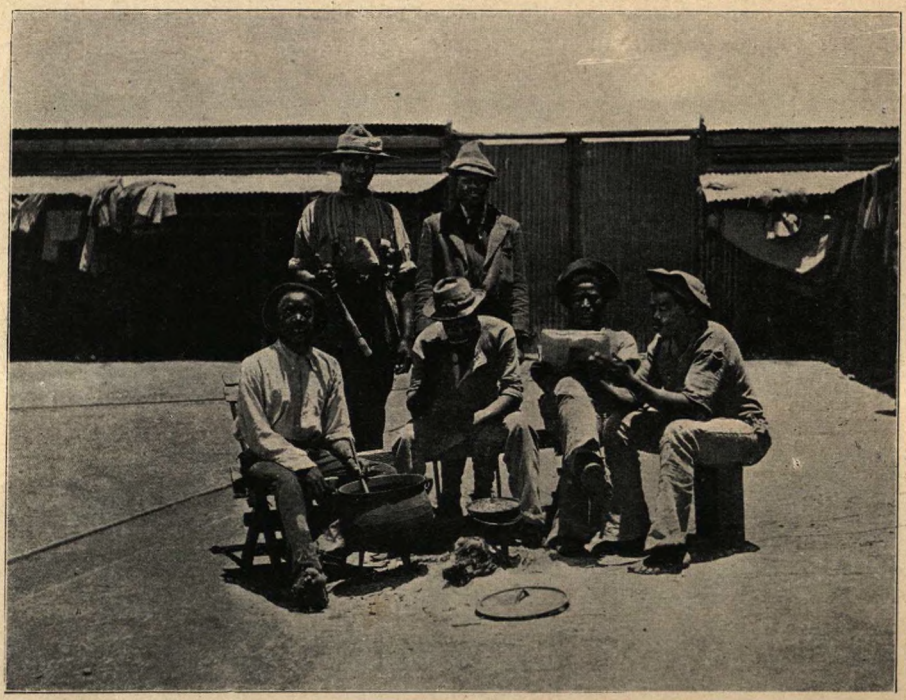
Auf diese Weise werden alljährlich etwa zwei Millionen Tonnen blue ground behandelt, die etwa eine halbe Tonne Diamanten abwerfen. Dieselben könnten bequem in einem Handkarren befördert werden, sie würden kaum einen gewöhnlichen Kabinenkoffer füllen, und doch erzielen sie einen Marktpreis von fast 80 Millionen Mark. Eine Schätzung ergab, dass in den letzten 30 Jahren, also seit dem Bekanntsein der Diamantenfelder, Südafrika 65 Millionen Karat (151½ carats gleich 1 ounce gleich ca. 29 g) an Diamanten in einem Werte von 1800 Millionen Mark geliefert hat. Die ganze Menge der Steine würde etwa 12½ Tonnen wiegen und leicht in einem hohlen Würfel von 1,80 m Länge unterzubringen sein. Reines Gold von gleichem

der Lehrer-Bücherei
Silberberg i. Schl.

Werte würde etwa 650 Tonnen wiegen und sich zu einem Blocke fügen lassen von 11 m Höhe und einer Grundfläche von 3,25 qm.

Brasilien produzierte innerhalb 160 Jahren nur den fünften Teil der Ausbeute in Südafrika.

In dem Bureau der Firma Wernher Beit & Co. zeigte man mir den Ertrag der letzten Woche, der einen Wert von 1 400 000 Mk. repräsentierte. Die Diamanten waren auf langen Tischen genau nach Wert, Farbe und Ge-



Kimberley. — Negeridyll in den Compounds der Kimberley-Mine.
(Aufnahme des Verfassers)

staltung sortiert. Vier schön geformte Oktaeder nahm ich in die Hand, mein Wert war in diesem Augenblick um 25 000 Mk. gestiegen, im nächsten war er freilich wieder um das gleiche gefallen. Am Ende jeder Woche werden die erbeuteten Diamanten in Blechschachteln verpackt und nach London gesandt. Dort bewirkt das aus fünf Firmen zusammengesetzte Diamond Syndicate den Verkauf. Auf diese Weise ist allzu grossen Schwankungen der Preise vorgebeugt.

Ueber das Heer der Arbeiter in den Diamantengruben möchte ich auch noch einige Worte sagen. Es wird gebildet durch 10 340 Neger und 1860 Weisse, welch letztere besonders als Handwerker und Aufseher tätig sind.

Den Negern, unter denen wohl fast alle Rassen Südafrikas vertreten sind, liegt zum grössten Teil das Arbeiten in den unterirdischen Gängen ob.

Es ist leicht erklärlich, dass viele dieser Arbeiter in arge Versuchung geraten, sich auf irgendeine Art Diamanten anzueignen, doch die de Beers Company hat eine treffliche Einrichtung getroffen, die ihr die Sicherheit gibt, dass vielleicht nicht ein einziger Stein auf unrechtmässige Weise abhanden kommen kann. Jeder farbige Arbeiter ist während seiner Dienstzeit Gefangener der Company, und zwar so lange, als eben sein Vertrag, der bei seinem Dienstantritte abgeschlossen wird, lautet: auf die Dauer von drei Monaten bis zu einigen Jahren. In den sogenannten Compounds haben diese Gefangenen ihre Wohnungen. Sie sind dort völlig von der Aussenwelt abgeschlossen, und damit sie nicht etwa gestohlene Diamanten über den hohen Zaun, der die ausgedehnten Compounds umschliesst, zu werfen in Versuchung geraten, hat man über den ganzen weiten Hof ein feines Drahtnetz ausgezogen. — Die Neger fühlen sich in dieser Gefangenschaft ganz wohl, davon überzeugte mich ein Besuch einer jener zahlreichen Compounds, der der Kimberley-Mine. Dort befinden sich etwa 2000 Neger. Es war eine Freude, an ihren Wohnungen vorüberzugehen, vor denen sie fröhlich grinsend und munter plaudernd ausgestreckt lagen und ein Bild höchster Zufriedenheit darboten. In einer Kantine können sie sich mit allen ihnen bekannten Genussmitteln zu vernünftigen Preisen versorgen; nur Spirituosen werden ihnen nicht verabreicht.

Die einzige Schattenseite bildet eine wenig beneidenswerte Behandlung, der sie sich vor ihrem Dienstaustritt zu unterziehen haben. Etwa eine Woche lang sperrt man sie einzeln in einen Raum, in dem sie ohne jegliche Verbindung mit ihren Genossen verweilen müssen. Ihre Hände steckt man in kräftige fingerlose Lederhandschuhe, die ihnen den Gebrauch der Gliedmassen unmöglich machen. Vor der Entlassung erfolgt eine überaus genaue Untersuchung des nackten Negers, und sie ist wahrlich sehr nötig, denn häufig fand man schon Diamanten hinter den Zähnen, in der Nase oder den Ohren, ja sogar im dichten Wollhaar versteckt. Das Verschlucken wird am häufigsten von den Negern zur Verbergung der gestohlenen Steine angewandt. So verschlang ein solcher im Jahre 1895 zehn Diamanten im Werte von 15 000 Mark. Wie man dieser Steine wieder habhaft geworden ist, bedarf keiner weiteren Auseinandersetzung. Sobald ein Neger in den Bergwerken sein Vermögen gemacht hat, das in einem Jahre die Höhe von 1400 bis 1600 Mk. erreichen kann, nimmt er seinen Abschied. Er kauft sich für sein Geld Ochsen, und mit diesen ersteht er sich ein oder mehrere Weiber. Diese müssen für ihn jetzt die Arbeit tun, während er sich süssem Nichtstun ergibt.

So interessant auch alles war, was ich in Kimberley sah und hörte, so begrüsste ich doch die Stunde meiner Abfahrt mit grösster Wonne. Die

Hitze war unerträglich während des Tages, und wenn auch bald nach Sonnenuntergang eine erfrischende Kühle eintrat, so liessen wieder die quälenden Moskitos keinen erquickenden Schlaf aufkommen. — Kimberley liegt in einer Höhe von 4012 Fuss (München ca. 1740), und es ist nur die Folge des heissen Nordwestwindes, der von der Kalahariwüste herstreicht, dass bei dieser Höhe eine so unerträgliche Temperatur herrschen kann.



Kimberley. — Blühende Aloeen als Strassenhecke.
(Aufnahme des Verfassers.)

32 Grad Réaumur zeigte das Thermometer am 15. Dezember im Schatten. Für Lungenkranke soll jedoch ein Aufenthalt auf dem Hochplateau der Karoo sehr zu empfehlen sein, da die Luft von grösster Reinheit und Trockenheit ist. Es existiert hier auch ein sehr gut ausgestattetes Sanatorium als treffliches Kurhaus für Lungenkranke.

Kimberley selbst macht mit seinen hübschen Strassen und vielen schönen Läden einen angenehmen Eindruck, die Umgegend ist jedoch zu wüst und öde, als dass man je die Stadt zu längerem Aufenthalt wählen möchte.



Blick auf Grahamstown vom botanischen Garten.
(Aufnahme des Verfassers.)

III. KAPITEL.

Schon bei der Abzweigung der Bahn von der Hauptlinie Kimberley—Port Elizabeth bei Alicedale Junction beginnt eine üppigere Vegetation, und schöne Berglandschaften treten an Stelle der baumlosen Karoo. Nur langsam gelangt der Zug vorwärts, denn er hat zwischen Alicedale und Grahamstown eine Steigung von 836 Fuss zu überwinden und dies nur auf eine Entfernung von 55 Kilometer. Es ist wirklich ein genussreicher Blick, wenn nach fast dreistündiger Fahrt (von Alicedale aus gerechnet) unten im Tale das reizende Grahamstown erscheint, gebettet in einen Wald dicht belaubter Bäume.

Die Hotels waren, einer eben eröffneten Industrieausstellung wegen, gedrängt voll, man brachte mich in einem Privathause unter, das in einen Gasthof umgewandelt war. Dort teilte ich mit zwei andern Herren ein allerdings recht geräumiges Zimmer. Bekanntschaft war bald gemacht, es waren zwei „Afrikander" (so nennen sich die in Südafrika geborenen Weissen), bei denen ich, wie schon mehreremal im Lande bei den Kolonisten, jener anziehenden Freundlichkeit begegnete, die schon nach den ersten Minuten des Bekanntseins jedes Gefühl von Fremdheit gleich im Entstehen unterdrückt.

Die Ausstellung besuchte ich mehreremal, doch bot sie mir nichts neues. Die Erzeugnisse des Landes bestehen fast nur aus dem, was das Innere der

Erde, der Ackerbau und die Viehzucht hervorbringen; die Produkte der Industrie sind kaum erwähnenswert.

Ein wunderliches Gefährt, von dem ich bisher nur in den Büchern von Weltreisenden gelesen hatte, trat mir hier in Grahamstown zum erstenmal in Wirklichkeit vor Augen. Es war jener von Menschen gezogene zweirädrige Wagen, der den Namen Ricksha oder Jinricksha führt und der seinen Ursprung in Japan hat. Es war die Ausstellung, die die Einführung dieser eigenartigen Fahrzeuge nach Grahamstown bewirkt hatte. Man scheint sich ihrer mit grosser Vorliebe zu bedienen, und auch ich liess mich einigemal der Kuriosität halber in einem solchen Menschenkarren umherfahren. Die steilen



Grahamstown. — Rickshas und Rickshakulis.
(Aufnahme des Verfassers.)

Strassen der Stadt bieten dem zweibeinigen Zugtiere viele Hindernisse, und auch der Insasse fühlt sich bei der stets schiefen Lage wenig behaglich. Die Rickshamänner sind lediglich Zulus aus Natal, wo in der Stadt Durban Rickshas schon seit langem gebräuchlich sind. Wunderlich wie die Tätigkeit dieser menschlichen Zugtiere ist auch ihre Kleidung und ihr Putz. Weisse, mit rotem Band geränderte Bluse und Kniehose verhüllen den schönen, muskulösen Körper, Unterschenkel und Füsse sind nackt, nur um die Knöchel schmiegt sich ein Kranz hohler Kugeln und Hülsen, in denen kleine Körner beim Laufen ein angenehmes Klappern hervorrufen. Messing-Armbänder winden sich um die schlanken Arme. Mächtige Büschel schöner Federn türmen sich auf dem dichten Wollhaare auf, während bunte Perlenschnüre um die Stirne laufen. Ebenso häufig sieht man zwei grosse Ochsenhörner kunstvoll auf den Kopf gebunden. Die Ohren werden entweder durch Ringe

geziert oder sie sind stark ausgeschlitzt. Der Gesamteindruck eines so geschmückten Zulus ist in der Tat ein anziehender, schade nur, dass er in nächster Nähe durch das bei allen Negerstämmen so widerliche „Bouquet d'Afrique" beeinträchtigt wird.



Ein Zulumädchen.

Neben den Rickshas möchte ich eine zweite Eigentümlichkeit erwähnen: die in heissen Ländern hochgeschätzten Pankas, vermittelst deren in den Zimmern eine angenehme Kühle hervorgerufen wird. Im Speisesaal des Railway-Hotels zu Grahamstown befand sich ein solches Fächersystem, das

durch einen Hottentotten, jenes wohl hässlichsten aller Negerstämme, in ständiger Bewegung gehalten wurde. Die Gemütlichkeit im Raume wird dadurch zwar etwas beeinträchtigt, doch wiegt dies der künstlich erzeugte Luftzug wieder doppelt auf.

Gleich anziehend und reizvoll wie die Stadt und deren Lage ist auch die nähere und fernere Umgebung. Davon überzeugten mich zwei Ausflüge; ein kleiner, der sogenannte „mountain drive" (Bergfahrt), und ein grösserer nach Port Alfred an die Mündung des Kowieflusses. Auf schön gehaltener Fahrstrasse fuhren wir die sanft ansteigenden Berghänge hinan. Mehr und mehr erweiterte sich der Rundblick, zunächst nur die malerisch im Glanze der Morgensonne erstrahlende Stadt umfassend, dann aber sich auf die langgestreckten Höhenrücken der Amatola- und Winterberge im Norden ausdehnend. Von der Höhe des Berges konnten wir sogar in weiter Ferne das dunstige Blau des Ozeans erkennen. Bei aller Grossartigkeit der Fernsicht blieb doch die nächste Nähe am eindrucksvollsten, ich meine den Blick auf Grahamstown. Die Rückfahrt führte uns durch den prächtigen Botanischen Garten, einen wahren Musterpark, auf den das kleine Städtchen mit Stolz herabschauen kann.

Der Ausflug nach Port Alfred nahm einen ganzen Tag in Anspruch und war von grösstem Reize. Die etwa 44 engl. Meilen lange Bahnlinie nach Port Alfred führt bergauf, bergab, an Felsenküsten vorbei, einmal über eine weit gespannte Eisenbrücke, unter der eine 200 Fuss tiefe Schlucht in grossartiger Schönheit gähnt, dann wieder an dicht mit Kaktusbäumen bewaldeten Bergabhängen hin und durch schöne Waldflächen, mit Schaf- und Viehherden und vereinzelten Straussenfarmen, an Orangen-, Ananas- und Pfirsichpflanzungen und Maisfeldern entlang: so bietet die Fahrt eine Fülle von schönen Abwechslungen, die das Auge nicht müde wird in sich aufzunehmen. Port Alfred ist erreicht, ein freundliches Dorf hoch oben auf einem Bergrücken mit bezaubernder Aussicht auf die nahe, ungestüm brandende See, an deren Ufer sich hochgewölbte Hügel blendenden Sandes in langen Reihen hinziehen.

Doch warum der Name P o r t Alfred, wenn Hafen und Handel fehlen; will man sie vielleicht durch den Namen herbeizaubern? Port Alfred ist eine verfehlte Spekulation. Man wollte es zu einem bedeutenden Handelsplatze machen, doch man schien bei diesem schönen Gedanken vollständig die Bedeutung von Port Eizabeth und East London, die 70 bzw. 65 englische Meilen von Port Alfred entfernt liegen, unberücksichtigt gelassen zu haben. Man war entschieden mit der Idee von der Gründung eines fünften grossen Seehafens in den englischen Kolonien Südafrikas um ein Jahrhundert zu früh gekommen. Wenn die Bevölkerung in diesen Ländern sich verdoppelt haben wird und somit auch die Bedürfnisse und der Handel einen Aufschwung genommen haben, dann mag vielleicht für Port Alfred die Zeit gekommen sein,

wo auch diese Stadt dazu dienen kann, einen Teil vom Import und Export des Landes zu übernehmen. Doch bis dahin wird sie nichts weiter sein als ein einsamer Platz, der zufolge seiner hübschen Lage von Ausflüglern besucht und bewundert wird. Ebenso wird bis dahin die Bahn nach Grahamstown einen nur kümmerlichen Ertrag aus der Beförderung von Leuten gewähren, die für kurze Zeit an den Ufern des Kowie Erfrischung und Ruhe suchen.

Zu letzterem bietet der Kowie allerdings die beste Gelegenheit. Das bewies uns eine Fahrt auf einem kleinen Dampfer stromaufwärts. In vielen Windungen schlängelt sich der meist 30 m breite Fluss zwischen dicht mit Kaktusbäumen bewaldeten Hügelketten dahin. Oefters unterbrechen groteske Felspartien die undurchdringlichen Waldungen; manchmal erweitert sich das Tal, und saftige Grasflächen bieten treffliche Weide für zahlreiches Vieh; bei jeder Windung des Stromes bietet sich dem Auge ein neues, unvergleichlich schönes Bild. Ein wohltuender Friede schwebt über der ganzen Natur, der nur durch das fröhliche Lachen der zahlreichen Insassen unseres Bootes unterbrochen wurde. Nur sechs Meilen konnten wir leider zurücklegen, wollten wir unsern Zug für Grahamstown noch erreichen; deshalb musste schon gar bald wieder gedreht werden. Das Boot fuhr bis über die Mündung des Kowie hinaus eine kurze Strecke in die tosende und wildschäumende See. Gleich einer Nussschale trieb unser leichtes Fahrzeug bald hoch, bald tief; es war ein wonniges Gefühl, so umhergeworfen zu werden. Mit sicherer Hand führte uns der Bootsmann in das ruhige Wasser des Kowie zurück, mit knapper Not nur erreichten wir unsern Zug. Die Dunkelheit war schon hereingebrochen, als wir in Grahamstown wieder anlangten.

Zum Schlusse dieses Kapitels möchte ich noch einige kurze Notizen, Grahamstown betreffend, anführen. Die Stadt wurde 1812 gegründet und wurde bald der Hauptsitz der englischen Truppenmacht für die östlichen Bezirke. Sie verstand es, allmählich grosse Bedeutung zu gewinnen, wurde der Sitz eines englischen und katholischen Bischofs und auch der der Gerichtsbarkeit für die Distrikte des Ostens. Im Jahre 1866 gelang es ihr sogar, das Parlament von Kapstadt in ihre Mauern zu verlegen, jedoch nur für eine mehrmonatliche Sitzung. In kommerzieller Beziehung befasst sich die Stadt besonders mit der Beförderung von Produkten und Waren in das Hinterland und mit dem Handel von Straussenfedern und Wolle. Die Industrie besteht lediglich in dem Bau jener mächtigen Ochsenwagen, die dort, wo Eisenbahnen noch nicht angelegt, ganz unerlässlich zur Beförderung schwerer Lasten sind. Diese ungeheuer stark gebauten Wagen erzielen heute noch einen Preis von 1200—1800 Mk. per Stück. Gezogen werden sie stets von acht Paar kräftigen Ochsen, die zu Paaren durch ein hölzernes Joch vereint sind. Das Joch ist an einer langen Kette befestigt, die mit dem Wagen in Verbindung steht. Auf solchen Gefährten werden oft Lasten von 8—10 000 Pfund befördert, und bei den noch rohen und steinigen Strassen des Landes

wäre es unmöglich, ähnliche Lasten auf die Dauer durch Pferde fortbewegen zu lassen.

Am Donnerstag, den 22. Dezember, früh 6½ Uhr, verliess der sechsspännige Postkarren die im Glanze der Frühlingssonne hell erstrahlende Stadt. Wolkenlos wölbte sich das blaue Firmament über uns, ein leichter Wind wehte uns balsamische Luft von Auen und Feldern entgegen, und wir genossen in vollen Zügen die ganze Pracht eines Sommermorgens. Unser Karren war nichts weniger als bequem eingerichtet, er hielt 12 Sitzplätze, die zum Glück jedoch nur von acht Personen in Anspruch genommen waren. Ein grosser Plan war über den Wagen gespannt und schützte uns vor den brennenden Sonnenstrahlen. Der Weg war in fürchterlichem Zustande, etwa



Mein Postkarren auf der Tour Grahamstown – King Williamstown.
(Aufnahme des Verfassers.)

wie bei uns daheim ein Feldweg, uneben und mit grossen Steinen übersät, so dass der Karren infolgedessen erbarmungslos umhergerissen wurde; wir armen Insassen aber wurden gewiss am schlimmsten mitgenommen, und als wir spät abends am Bestimmungsorte angelangt waren, da wussten wir, dass wir keines Schlafmittels bedurften. — Die angenehme Gesellschaft, vereint mit der schönen Landschaft, wirkte jedoch zerstreuend auf uns, und die muntere Fahrt über Stock und Stein sowie Berg und Tal erzeugte eher Heiterkeit als Verdruss. Auf der über 85 Meilen langen Strecke wurden fünfmal die Pferde gewechselt, und jedesmal bot sich uns dann eine kleine Ruhepause, in der wir unsere zerschlagenen Glieder recken und ausserdem auch Erfrischungen zu uns nehmen konnten. Recht abwechslungsreich war die Gegend, durch die unsere holperige Strasse

geschnürter Leutnant nicht zu übertreffen vermag. Mit dieser Muskelkraft des Kopfes und Nackens geht eine wunderbare Ausdauer Hand in Hand; dies konnte ich gleichfalls auf der Fahrt in dem Postkarren bestätigt finden. Zwei jungen Negermädchen und einer Negerfrau schien es einmal Freude zu machen, unserm wild dahinrollenden Wagen dicht zu folgen. Es war eine Pracht, wie diese drei Grazien hinten dreinjagten, in einer wirklich anmutigen Laufart. Gleich leichtfüssigen Gazellen flogen sie dahin, wild flatterten die roten Decken um die schön geformten nackten Leiber, Adel und Reiz umgab das Ganze, und jeder niedrige Gedanke wurde dadurch schon im Entstehen unterdrückt. Erschöpfung schienen diese leichtfüssigen Läuferinnen nicht zu kennen, erst spät blieben sie hinter dem Wagen zurück.

Es mag vielleicht noch nicht zur Kenntnis aller gedrungen sein, dass die Vermählung bei den Kaffern und überhaupt bei den meisten Stämmen Südafrikas auf einer andern Sitte beruht als bei uns in Europa. Bei uns kauft sich die Frau einen Mann, oder vielmehr der Vater kauft für seine Tochter einen solchen — ich erlaube mir diese kleine Uebertreibung, um einen besseren Gegensatz herbeizuführen — dort aber kauft sich der Mann eine Frau, und zwar, wie ich schon einmal früher erwähnte, für Ochsen. Je mehr Ochsen der Kauf einer Frau erfordert hat, je höher ist der Stolz der gekauften Braut; denn nicht nur weiss sie dadurch, wie sehr es ihrem neuen Herrn Gemahl darum zu tun war, sie in seinen Besitz zu bekommen, sondern der Umstand beweist ihr auch den Grad der Wohlhabenheit ihres Mannes. Darum ist eine Frau auch nicht im mindesten erbost, wenn sie eine oder gar zwei neue Genossinnen ins Haus bekommt; denn wiederum erfüllt es sie mit Stolz, dass es die Vermögensverhältnisse des Mannes erlaubt haben, neue Weiber zu kaufen, allerdings freut sich auch das Weib insofern, als nun die ihr bisher zur Bewältigung übertragene Arbeit eine Teilung erfährt. Dieser Brauch des Kaufens der Frauen bringt eine überaus schätzenswerte sittliche Reinheit der Mädchen mit sich; denn jedes dieser Mädchen weiss sehr wohl, welchen Wert sie durch ihre unverletzte Reinheit dem Vater repräsentiert, und dieses Bewusstsein soll sogar oft völlig instinktiv sein. Hier möchte ich gleich erwähnen, dass bei bekehrten Negerinnen diese unantastbare Keuschheit nicht mehr zu finden sein soll; so hörte ich wenigstens von verschiedenen Seiten. — Die Missionare sind im Lande wenig beliebt; ein Deutscher, der schon seit Jahren im Lande wohnt und mit dem ich über dieses Thema sprach, drückte den heissen Wunsch aus, dass man doch all das Geld, das man in Europa und ganz besonders in England und Amerika für Missionsstationen spendet, daheim den Armen zugute kommen lassen oder zur sittlichen Hebung des eigenen Volkes verwenden möge; denn hier werden die Erfolge von den Nachteilen bei weitem übertroffen.

King Williamstown, die Hauptstadt des grossen Kafferndistrikts, verdient um so mehr einige Worte der Erwähnung, als es besonders der Tatkraft

und Energie unserer Landsleute zuzuschreiben ist, dass sie heute eine recht bedeutende Stellung einnimmt. — Die Stadt wurde 1834, nach einem der zahlreichen und opferschweren Kaffernkriege, gegründet, war aber zunächst weiter nichts als eine Missionsstation. An europäischen Siedlern war grosser Mangel und nur langsam hob sich die Bevölkerungszahl. Auf Wunsch der Regierung setzten sich in den Jahren 1857 und 1858 einige Tausend deutscher Einwanderer in und um die Stadt fest, und die englischen Kolonisten gestehen gerne ein, dass bald ein frischerer Zug durch Handel und Gewerbe, Ackerbau und Viehzucht wehte. Zwei Drittel aller Farmen in weitem Umkreise gehören Deutschen, Namen von Ortschaften wie Breidbach, Frankfort, Hannover, Stutterheim, Berlin, Potsdam, Marienthal, Wiesbaden geben Zeugnis von dem dort vorhandenen deutschen Element. — King Williamstown zählt heute 8000 Einwohner und nimmt als Handelsplatz eine sehr bedeutende Stellung ein, freilich leidet es in letzter Zeit merklich unter dem raschen Emporblühen von East London, das viele der grossen Handelshäuser veranlasst hat, ihren Hauptsitz oder wenigstens Zweiggeschäfte nach dort zu verlegen. — Es mag vielleicht manchen mit Erstaunen berühren, wenn ich hier schreibe, dass das Hauptgeschäft aller Firmen der Stadt mit den Eingeborenen gemacht wird, wie mir der Manager eines der bedeutendsten Häuser der Stadt mitteilte. Dieser Umstand beweist, auf welch hoher Stufe der Zivilisation das Kaffernvolk schon angelangt ist. — In Ermangelung von Eisenbahnen werden alle Waren für das Inland mit jenen schon mehrfach erwähnten Ochsenwagen befördert, und hieraus entsprang für die Stadt eines ihrer ertragreichsten Gewerbe, das des Wagenbaues. Im Jahre 1896 wurden nicht weniger als 1316 Wagen und Karren im Werte von rund 1 200 000 Mk. angefertigt, die über ganz Südafrika versandt wurden.

Wenn King Williamstown als Stadt auch nicht den Eindruck hinterlässt, wie das reizvoll angelegte Grahamstown, so darf es sich einer weit anmutsvolleren natürlichen Lage und Umgebung rühmen. Der romantische, allerdings zur Sommerszeit recht wasserarme Buffalo River schlängelt sich in vielen Windungen durch ein dicht bewaldetes Tal und weist an manchen Punkten geradezu unerreichte Bilder an natürlichem Liebreiz und üppigster Vegetation auf. — Die Stadt selbst zieht sich zwischen sanften Berghügeln hin, die mit zahlreichen Kafferndörfern gekrönt sind und einen äuserst anziehenden Anblick darbieten. Die Strassen sind breit und reinlich und meistens mit hochstämmigen, weit verzweigten Gummibäumen bepflanzt und so stets in wohltuenden Schatten gehüllt. Die Häuser sind ohne jegliche architektonische Schönheit, nicht einmal die öffentlichen und Regierungsgebäude. Die Wohnhäuser sind fast durchweg nur einstöckig und mit einer grossen schattigen Veranda umgeben. Ueppig blühende Oleanderbäume zieren die kleinen Vorgärtchen und strömen einen balsamischen Duft aus. — So macht King Wiliamstown keinen grossartigen, aber einen um so mehr

freundlichen Eindruck, man fühlt sich wohl und heimisch in ihm, besonders, wenn man mit seinen biederen, gemütvollen Bewohnern nähere Bekanntschaft zu machen das Glück hat.

Ich beschloss denn auch, die Weihnachtsfeiertage in diesem halbdeutschen Städtchen zu verbringen. Feiertage scheint man in Südafrika sehr zu lieben, und man bemüht sich, deren so viel wie möglich herauszuschlagen. Der Sonntag ist stets nur ein Sonntag, er kann niemals zugleich erster oder zweiter Feiertag sein. Demnach fiel in diesem Jahre der erste Weihnachtsfeiertag auf den Montag und der zweite oder „boxingday" auf den Dienstag. Mittwoch gilt auch noch als Ruhetag, und erst am Donnerstag beginnt man



Der Buffalo River bei King Williamstown.
(Aufnahme des Verfassers.)

wieder ins Geschäft zu gehen. Sonnabend Mittag schliesst man dagegen wiederum und feiert den Beginn des neuen Jahres mit erstaunlicher Ausdauer, indem man erst wieder am Mittwoch, den 4. Januar, zur Arbeit geht. Manch neidischer Seufzer mag beim Lesen dieser Zeilen ertönen und vielleicht der Gedanke Boden fassen, mit Sack und Pack aufzubrechen nach diesem gelobten Lande der Feiertage.

Am Abend des 24. Dezember kehrte ich von einem geschäftlichen Ausflug nach East London nach King Williamstown zurück, also in der Christnacht, wo jeder fühlende Mensch und ganz besonders jeder Deutsche im Kreise seiner Lieben weilen möchte, dort, wo das Wahrzeichen der herrlichen Weihnacht, der glitzernde und schimmernde Christbaum, in seiner

ernsten Schönheit die Familienglieder um sich versammelt, wo unter seinen reich behangenen Aesten auf weiss gedeckter Tafel sich die hübschen Gaben für jung und alt ausgebreitet finden, die Empfänger mit Freude und inniger Dankbarkeit erfüllend. Der Engländer, hier wie auch im Mutterlande, kennt solche Weihnachtsgefühle nicht. Ein „Merry Christmas", das er seinen Bekannten auf einer hübschen Karte oder auch nur mündlich übermittelt, und ein lukullisches „Christmas Dinner", bei dem ein feister Truthahn nicht fehlen darf, das ist alles, was die Weihnachtsfeiertage vor den andern auszeichnet. Wie bedauere ich doch alle jene Menschen, denen die Freuden völlig unbekannt sind, die zur Weihnachtszeit das Herz eines Deutschen erfüllen. Hier hat man den besten Beweis dafür, dass die deutsche die tieffühlendste aller Nationen ist; der Deutsche versteht es gewiss am besten, von der Prosa des Alltagslebens eine gewisse Poesie der Festtage zu unterscheiden.

Ein düsterer Wolkenschleier hatte sich über den Himmel gezogen, als ich mich am Morgen des ersten Feiertages von meiner Ruhestätte erhob, aber es war das erstemal, dass ich in Südafrika während eines vollen Tages der strahlenden Sonne beraubt blieb. Den Nachmittag verlebte ich in der angenehmen Gesellschaft eines deutschen Gastfreundes, der mit seiner jungen Frau, einer netten Afrikanderin, ein reizendes Häuschen bewohnte, bei dessen erstem Betreten man schon die Ueberzeugung gewinnt, dass höchstes Glück und schönste Zufriedenheit in seinen Mauern herrschen. Und welche Freude, welche Ueberraschung für mich: es enthielt auch einen kleinen Weihnachtsbaum. In Ermanglung einer Tanne hatte allerdings ein zierlicher Mimosenstrauch herhalten müssen, doch im Schmucke zahlreicher glitzernder Glassachen und anderer schöner Zierate und in Anbetracht der 6000 Meilen Entfernung von der trauten Heimat goss sein Anblick Entzücken und innige Freude in das trostbedürftige Herz aus. Später führte mich mein Gastfreund nach dem hübschen Klubhause, wo ich die Bekanntschaft mehrerer Herren, meist Engländer, machte. Ueberall auf die Frage, wie man den Feiertag verlebt habe, ertönte die prosaische Antwort: „Well, I had a splendid dinner and a good draught of champagne and afterwards of course, being nearly killed by this feast, I enjoyed a profound sleep of several hours." Also Essen, Trinken und Schlafen, diese drei waren die höchste Würdigung des Weihnachtstages. — Auch zum Abendessen war ich der Gast meines liebenswürdigen Landsmannes. Eine böse Schar von Teilnehmern gesellte sich zu uns, um an dem trefflichen Mahle den Hunger zu stillen. Es war eine braune Ameisenart, die den Tisch bevölkerte, von dem duftenden Braten naschte, in Butter, Brot und Zucker sich einfrass, kurzum überall dort zu finden war, wo ein guter Gaumen Labung finden kann. Ich war erst völlig ausser Rand und Band gebracht, besonders da die kleinen Ungetüme sogar meiner eigenen Person sich bemächtigen wollten; doch als ich meine lieben Gastgeber heimlich lächeln

sah und aus ihrem Munde vernahm, dass diese Ameisen in jedem Hause zu finden seien, beruhigte ich mich endlich und verlor allmählich die Tierchen ganz aus den Augen. Dies war jedoch nicht das einzige Ungeziefer, das mich in Erstaunen setzte. Nach dem Essen machte mich mein Gastfreund in seinem Arbeitszimmer auf eine grosse Spinne, eine Tarantel, aufmerksam, die ebenfalls zu den beständigen Hausbewohnern gerechnet wird und die unter Umständen sehr gefährlich werden kann. An giftigen Schlangen ist Südafrika auch recht reich, und oft schon sollen Hausfrauen in den Wohnungen durch solch züngelndes Getier erschreckt worden sein. Dies sind eben die Schattenseiten der heissen Länder, doch durch der Gewohnheit Macht lässt sich auch diese kleine Plage bald leicht ertragen.

Der zweite Feiertag brachte reichlichen Frohsinn und Heiterkeit, trotzdem der Himmel seinen Wolkenflor noch nicht abgestreift hatte. Ich war zu einem Picknick nach dem entfernten Periewald eingeladen. Früh um 6 Uhr schon brach unsere kleine Gesellschaft in zwei mit vier kräftigen Pferden bespannten Capecarts (ein am Kap sehr gebräuchlicher Wagen mit nur zwei, aber sehr starken und grossen Rädern) auf. In der Nacht hatte es stark geregnet, unter Staub hatten wir also nicht zu leiden. Zwei volle Stunden währte die herrliche Fahrt. Wenn wir auf den schlechten Wagen auch heftig umhergestossen wurden, so war doch die Landschaft zu bezaubernd, als dass wir den kleinen Stössen und Quetschungen viel Aufmerksamkeit geschenkt hätten. Lange ging es im Tale des mit dichtem Buschwerk eingesäumten Buffalo River entlang, dann in gestrecktem Galopp über Berg und Tal, viele deutsche Farmen passierend, um die sich in weiter Ausdehnung trefflich gepflegte Felder und Weideplätze erstreckten. Jeder der anmutigen Hügel, von denen sich stets ein erneuter, bezaubernder Blick auf das sich mehr und mehr entfernende King Williamstown den Augen bot, war mit einem freundlichen Kafferndorfe gekrönt. Gemütlich aus der Pfeife schmauchend, lagen oder standen die Kaffern in ihren roten Decken umher, ein malerisches Bild abgebend. Die Leutchen wussten sehr wohl, dass heute Weihnachten war; denn zu Dutzenden standen sie, Kinder sowie Erwachsene, am Wege, die Hände weit ausgestreckt und zu unzähligenmalen ein „Christmas, boss!"*) ausrufend. Mit diesen Worten wollten sie uns natürlich eine fröhliche Weihnacht und sich selbst einige Geldstücke wünschen. Die Knaben rannten in Scharen neben und hinter unserm Wagen her, wohl eine halbe Stunde lang, erst dann einhaltend, als wir am Endziel angelangt waren. Auf einem ausgedehnten Rasenplatz und dicht am Saume des sich hoch an Bergen hinaufziehenden Periewaldes stiegen wir ab. Die Pferde wurden ausgespannt, einige Neger zum Transport der vielen in Koffern und Kästen enthaltenen Leckerbissen geworben, und hinein ging es frohlockend in den wilden Wald.

*) Boss heisst in der Kaffernsprache so viel als Herr, Meister.

Es hatten sich mit uns wohl gegen zehn andere Gesellschaften eingefunden, der weite Platz glich einem Pferdemarkte, denn gegen 40 bis 50 Pferde grasten auf der saftigen Weide. Ueppig, ja fast tropisch zeigte sich die Vegetation. In einer feuchten Niederung gediehen herrliche weisse Callas (hier Arum Lilies genannt) in Mengen und erfreuten durch ihre edle Kelchform das Auge aufs höchste. Zu beiden Seiten des kleinen Fusspfades, auf dem wir langsam vordrangen, breitete sich dichter Urwald aus. Bunte blühende Büsche, Kaktusbäume und Mimosensträucher, breitkronige Yellowwoods, Gummibäume — alles wuchs in dichtem Durcheinander, innig verbunden durch üppige Lianen, jene Schlingpflanzen, die von Ast zu Ast weiter klettern, bis zur Krone auch des höchsten Baumriesen, um dann in furchtbarer Umarmung das Leben des Baumes langsam zu ersticken. Doch was besagt dies; nach einer feuchten Nacht schiessen Hunderte von neuen Leben empor. Das Naturgesetz kommt hier am schärfsten zur Geltung: der Tod des einen bewirkt das Leben und Gedeihen des andern.

Nach etwa 15 Minuten waren wir an einem freien Platze inmitten der Wildnis angelangt. Ein munteres Bächlein murmelte geheimnisvoll am Saume dahin, es war ein idyllisches Plätzchen, und als erste zur Stelle, nahmen wir es sofort in Beschlag.

Die Neger mussten Holz zu einem Feuer sammeln, und alsbald brodelte das Wasser, das uns das nahe Bächlein spendete, im Kessel; ein warmer Tee war schnell bereitet. Aus umherliegenden Baumstämmen bauten wir inzwischen Tisch und Bänke, die Damen legten das Tischtuch, setzten die Teller, kurz und gut, wir hatten eine Tafel, wie sie fürstlicher in der Wildnis nicht gedacht werden konnte. Da gab es Hummer und Aal, Rauchfleisch und gebratenen Truthahn, Eier in Fülle, Salat und saure Sachen, Dessert nach Wunsch und Geschmack, ich hatte wahrhaftig ein besseres Mahl noch nicht in Südafrika genossen. Die Getränke spotteten in ihrer Auswahl jeglicher Beschreibung. Eine Weinkarte hätte nicht Raum genug geboten, die verschiedenen Sorten an Wein, Bier, Schnaps und Mineralwasser aufzuführen. Sogar köstlichen Champagner hatte man mitgeschleppt. Dem freundlichen Zureden der Gastgeber konnte man nicht widerstehen, um so weniger, als die Fahrt und die kräftige Waldluft einen bärenmässigen Hunger hervorgezaubert hatten und beständig weiter schürten. Grinsend umgaffte uns eine Schar jugendlicher Neger; sie konnten es nicht fassen, ja sie hielten es offenbar für Blödsinn, dass wir unsere traulichen Wohnungen in der Stadt verlassen hatten, um hier draussen in der Wildnis unter beschwerlichen Umständen eine Mahlzeit einzunehmen.

Ein längerer Spaziergang tiefer in den Wald hinein folgte dem reichen Frühstücksmahle. Das Tierleben war infolge des nächtlichen Regens und des immer noch bewölkten Himmels verstummt, nichts regte sich in den düsteren Waldeshallen; und doch soll an sonnigen Tagen ein Lärmen

und Schreien durch die Büsche ertönen, denn der Vogelreichtum, besonders an grünen Papageien, soll sehr beträchtlich sein. Ein grosser, mit scharfen Scheren bewaffneter Landkrebs war alles, was uns an seltenem Getier in den Weg kam. Meine freundlichen Gastgeber machten mich auf einen hohen Yellowwoodbaum aufmerksam, in dessen Stamm die Eingeborenen vor Zeiten in gewissen Abständen Holzstäbe eingesetzt hatten. Sie dienten als eine Art Treppe, die eine bequeme Besteigung des Baumes und eine leichte Ausraubung der Bienennester auf dem Wipfel ermöglichten. Eine andere Merkwürdigkeit war das Gedeihen einiger herrlicher Arum Lilies hoch oben in der Höhlung eines Baumes; gewiss waren es Vögel gewesen, die den Samen dort hinaufgetragen hatten.

Um 1 Uhr wurde Mittagsschmaus gehalten, der gleich üppig ausfiel wie das Frühstück. Alle die Leckerbissen mundeten noch einmal so gut unter dem hohen Laubdache der Baumriesen, durch das das leicht bewölkte Himmelszelt freundlich hindurch leuchtete. Frisch und balsamisch war der Lufthauch, der durch den buschigen Wald strich, der kühlend die Stirn umspielte und nach den heissen Tagen der vergangenen Woche recht wohltuend wirkte. Die zahlreichen Negerjünglinge, die in ihren roten Decken neugierig unsern Platz umstanden, boten uns manche Unterhaltung und Kurzweil. Ich begann mit ihnen einen kleinen Handel, indem ich ihnen eine Anzahl hübscher Perlenschnüre und kleine, mit Perlen bestickte Kalebassen (Flaschenkürbis) abkaufte. Ich musste ein hartnäckiges Schachern ausüben, wollte ich mich nicht übervorteilen lassen; denn diese pfiffigen Kaffern verlangten stets einen ganz unmöglichen Preis. Mit einem Viertel des angegebenen Betrages erklärten sie sich jedoch zu guter Letzt zufrieden. Für einige Pence führten sie auch einige ihrer einförmigen Tänze auf, gewöhnlich auf einem Bein umherstampfend und höchst wunderliche tiefe Grunzlaute ausstossend.

Ungewaschen sollten wir nicht die Stadt erreichen, ein heftiger Regen stellte sich kurz vor unserm Aufbruche ein; mit aller Hast wurde zusammengepackt und der schützende Wagen aufgesucht. Im scharfen Trabe ging es dann der Stadt zu, die wir gegen 6 Uhr erreichten. Am 27. Dezember verliess ich King Williamstown und fuhr mit dem Zuge nach East London.

Schon bei meinem ersten Ausflug nach East London hatte diese emporstrebende Stadt einen grossartigen Eindruck auf mich gemacht; besonders wenn ich das jugendliche Alter des Ortes in Betracht ziehe. War es doch erst im Jahre 1850, dass man zufolge des Kaffernkrieges sich veranlasst sah, an der Mündung des lieblichen Buffaloflusses ein Fort zu errichten, und heute schon breitet sich eine Stadt von etwa 15 000 Einwohnern in drei getrennten Teilen über das hügelige Uferland aus. Breit und grossartig sind die Strassen der Geschäftsstadt, die sich auf einer der zurückgelegenen Höhen ausdehnt und vom Meere aus kaum gesehen werden kann. Ein grosses Handelshaus reiht sich an das andere; überall erkannte ich wieder dieselben Namen wie

in King Williamstown an den Firmenschildern. Bei der Beschreibung jener Stadt erwähnte ich schon, dass fast alle dortigen Häuser ihre Hauptstellen nach East London verlegt haben oder im Begriffe sind, dies zu tun. Dem Handel von King Williamstown ist durch dieses rasche Emporblühen ein schwerer Riegel vorgeschoben, den es unmöglich wieder zurückzutreiben die Kraft finden wird, dafür bürgen zwei Umstände, die schwer in die Wagschale fallen: einmal besitzt East London einen guten Hafen und dann eine direkte Bahnverbindung mit dem Hinterlande. Der ganze Eindruck, den die Stadt auf mich machte, ermutigte mich zu der kühnen Behauptung, dass East London in nicht allzu ferner Zeit auch Port Elizabeth überflügelt haben wird; die Aussagen mancher im Lande wohnenden Herren lassen mich nur um so fester diese Behauptung aufrecht erhalten, ebenso folgende kleine Statistik, die das enorme Emporwachsen des Handels veranschaulicht:

Export:

1854	1864	1874	1884	1894	1896	1899
£ —	21 141	96 985	597 339	796 485	825 395	1 038 148

Import:

1854	1864	1874	1884	1894	1896	1899
£ 4414	103 648	327 521	976 607	2 324 606	3 121 270	2 986 831

Auch hier verhehlt man sich nicht, dass es dem tatkräftigen Schaffen und Wirken der deutschen Ansiedler in hohem Masse zu verdanken ist, dass der Handel eine derartige Bedeutung errungen hat. Der Hafen, der wichtigste Punkt einer Seestadt, hat, bis er seine heutige Brauchbarkeit erreichte, freilich viel Geld verschlungen. Die Mündung des Buffaloflusses war einer bedeutenden Versandung ausgesetzt, und mächtige Steindämme mussten ins Meer hinausgebaut werden, um überhaupt die Einfahrt in den Fluss zu ermöglichen. Heute noch ist beständig eine grosse Baggermaschine tätig, die Tiefe des Flussbettes zu regulieren. Wohl an 200 m Breite misst an seiner Mündung der Fluss, er bietet hier ein imposantes, ein reizvolles Bild. In einer Ausdehnung von gewiss 2 km ziehen sich auf der linken Uferseite die Werften mit den langgestreckten Warenschuppen hin. Zahlreiche grosse Segelschiffe und manche grosse Dampfer liegen vor Anker, Waren ein- und ausladend. Nur die grossen Postdampfer dürfen es nicht wagen, in den Fluss einzulaufen; Frachtschiffe und andere Boote kommen dagegen alle in den sicheren Hafen herein. Dies ist der grosse Vorteil von East London vor Port Elizabeth, wo bekanntlich alle Schiffe in offener See vor Anker gehen müssen. Viele Sprengungen waren nötig zur Anlegung so ausgedehnter Hafenbauten, denn die Ufer des Buffalo sind sehr hügelig und felsig. Infolge ihrer dichten Bewaldung bieten sie aber viel Liebreiz. Eine Fahrt auf einem kleinen Dampfboote den Fluss hinauf ist geradezu bestrickend; ich unternahm sie deshalb auch zweimal, bei dem milden Lichte des Vollmondes und bei den brennenden Strahlen der Nachmittagssonne. Beide Fahrten hatten in ihrer

Eigenart gleiche Reize, um so mehr, als ich sie in einer munteren Gesellschaft von Damen und Herren machte. Wie mit einem grünen Teppich überdeckt, reiht sich Hügel sanft an Hügel, unten am Saume von zackigen Felsen eingerahmt und durchtönt von dem wohlklingenden Zirpen Tausender von „Christmas beetles".

Es ist eine Eigentümlichkeit von East London, dass der grösste Teil, wohl fast zwei Drittel, der Häuser aus Zinkblech erbaut ist. Die Dächer haben meist rote Farbe, was ganz harmonisch mit dem Weiss des Ufersandes und dem Grün der buschigen Waldungen zusammenwirkt. Die sogenannten



East London. — Ein Fährboot auf dem Buffalo.
(Aufnahme des Verfassers.)

„Public Buildings" und das gerade in der Vollendung begriffene Rathaus sind gewiss geeignet, den Eindruck der Stadt bedeutend zu heben.

Ein Vergleich der Hauptstrasse, der Oxford Street, mit den Champs Elisées in Paris mag vielleicht manchem ein Lächeln entlocken, und doch ist er bei richtiger Betrachtung nicht so unberechtigt. In bedeutender Länge und in ihrem oberen Ende hoch ansteigend, zieht sich die breite Oxford Street hin, zu beiden Seiten von grossen und schön eingerichteten Läden geziert. Oben auf der Höhe steht zwar kein Arc de Triomphe, aber der Blick, der sich von jener Höhe dem Auge darbietet, mag in seiner Eigenart dem vom Triumphbogen zur Seite gestellt werden. Nicht breitet sich zu Füssen ein Meeer von Häusern, Palästen und Kirchen aus, auch ist es kein prächtiger

Place de la Concorde, sondern nur ein weiter Marktplatz, den dort das Auge trifft, aber draussen, in der Ferne, erstreckt sich das allgewaltige Meer in seinem wunderbaren Blau, am Horizonte sich mit dem Azur des Himmels vermengend, am Ufer aber von einem Kranze schneeiger, wildpeitschender Wellen eingerahmt. Ob mich jener Blick, den ich zwei Jahre vorher von der Zinne des Triumphbogens auf das prächtige Häusermeer von Paris genoss, mehr packte, als hier der auf die unendliche Wasserfläche des Indischen Ozeans, vermag ich kaum zu sagen. Es ist eigentümlich, dass das Meer trotz seines ewigen Einerleis so mächtig auf den Menschen einzuwirken vermag. Karl Salomo Zachariä sagt sehr treffend: „Der Anblick des Weltmeeres macht die Menschen mutiger, unternehmender, freisinniger."



Feiertage in East London.
(Aufnahme des Verfassers.)

Noch etwas besitzt East London, das mir in lebhafter Erinnerung bleiben wird. Es ist Queens Park, der an Eigenart und Schönheit alle Gärten und Parkanlagen übertrifft, die ich bis dahin gesehen hatte. Er ist vollständig aus der Wildnis herausgeschnitten und in künstlerischer Weise angelegt. Die hügelige Beschaffenheit des Berghanges, an dem sich der Park hinzieht, erhöht noch den Eindruck. Schöne, breite Fahrwege winden sich durch die dichte Wildnis, dazwischen sind auf freien Plätzen die verschiedensten Palmenarten gruppiert; breitblätterige Feigen- und weit verzweigte Gummibäume spenden reichlich Schatten, mächtige Hibiskussträucher bezaubern das Auge mit ihren Mengen glutroter Glockenblüten, stachlige Aloëen und Kaktusarten gedeihen wild oder durch Menschenhand schön gruppiert an romantischen Felspartien, auf einem kleinen See tummeln sich stolze Schwäne,

buntschillernde Enten und langbeinige Fischreiher. Von einer schön geformten Brücke bietet sich ein prächtiger Blick in ein buschiges Tal und hinab auf den Hafen, kurz, es herrscht eine Abwechslung von Wildnis und Kunst, von reizvoller Gruppierung und zauberhafter Blütenpracht, wie ich sie noch in keinem Parke in solcher Vollkommenheit beobachten konnte.

Die Art, wie ein grosser Teil der Bewohner der Stadt die Feiertage zubringt, ist vielleicht noch erwähnenswert. Mit Sack und Pack, mit Kind und Kegel zieht man hinab an den Meeresstrand und schlägt dort für etwa eine Woche seine Behausung auf. Ein grosses Zelt dient der ganzen Familie als Wohnung, man kocht im Freien über einem kleinen Holzfeuer und geniesst so eine Art Lagerleben. Hunderte dieser weissen Zelte sah ich an den grünen Abhängen gruppiert; sie boten ein malerisches Bild, besonders durch das rege Treiben, das um und in ihnen herrschte. Hier geniesst man, auf dem weichen Grase liegend, den Blick auf das endlose Meer, lauscht dem dumpfen Rollen der wilden Brandung und atmet die kräftigende Seeluft. Früh morgens und spät abends tummelt man sich im kühlenden Bade, die mächtigen Wellen über sich herstürzen lassend; kurzum, man treibt ein Leben, wie es gesunder und vergnügter nicht gedacht werden kann.

Die Abfahrt des Dampfers „Scot", mit dem ich nach Natal zu fahren gedachte, verspätete sich um vierundzwanzig Stunden. Mir war es recht, war mir dadurch doch noch ein längerer, interessanter Spaziergang nach dem Hafen und an der Küste entlang ermöglicht. In der Nacht beobachtete ich am sternenklaren Himmel eine herrliche totale Mondfinsternis, die kurz nach Mitternacht eintrat. — Die Fahrt auf der prächtigen „Scot", dem zweitgrössten Dampfer der Union Steam Ship Co., währte etwa 21 Stunden. Wir hatten auf dem ganzen Weg die Küste in Sehweite, freilich war sie fast beständig durch düstere Gewitterwolken eingehüllt. Gegen 8 Uhr morgens des folgenden Tages langten wir vor Durban an. Von der Küste war jedoch nichts zu sehen, wir waren von dicken Regenwolken umhüllt, die sich nur allmählich lichteten. Um 10 Uhr bestiegen wir einen kleinen Schleppdampfer, der vom Hafen abgesandt war, uns und unser Gepäck in Empfang zu nehmen. Jedoch erst nach 12 Uhr langten wir in Durban an, man hatte uns während der ganzen Zeit um den mächtigen Rumpf der edel geformten „Scot" spazieren gefahren, auf die Verladung des Gepäcks in die Frachtboote, die unser kleiner Dampfer ins Schlepptau zu nehmen hatte, wartend. Es war dies eine Rücksichtslosigkeit sondergleichen. Dass ich bei dem hohen Wellengange auf dem kleinen Fahrzeuge recht seekrank wurde, muss ich zu meiner Schande leider gestehen; Leidensgenossen hatte ich freilich eine ganze Anzahl; ich weiss nur nicht, ob ich der ansteckende Bazillus oder nur sein Opfer war! —

Wie ganz anders mag es am Neujahrstage in der lieben Heimat zugehen als hier im paradiesischen Durban, der bedeutendsten Stadt der englischen

Kolonie Natal. Dort weht ein frischer, fröhlicher Zug durch die Menschheit, hell erklingt in Zimmern und auf den Strassen das markige und herzvolle „Prosit Neujahr"; mit Frohsinn und Ausgelassenheit schreitet man hinüber in den neuen Zeitabschnitt, voller Zuversicht auf dessen glückbringende Tage. — Hier dagegen herrscht tiefes Schweigen überall, es ist ja ein Sonntag, und der darf nach englischer Sitte durch rauschende Heiterkeit, durch Klang und Sang nicht entweiht werden. Nirgends finden Vergnügungen statt, keine Züge gehen (mit Ausnahme der Postzüge), so dass ein grösserer Ausflug in die herrliche Umgegend der Stadt nicht zu unternehmen ist. Nur die herzzerreissende Musik der Heilsarmee hört man ab und zu in den Strassen, wo sie eine Menge Heilsbedürftiger und wohl noch mehr Neugieriger herbeizieht, den überschwenglichen Reden der Anführer zu lauschen.

Welch' herrliche Stadt, dies Durban! Kokett und malerisch breitet sie sich aus auf der flachen Landzunge, die die schöne, von grünen Berghängen umkränzte Bai vom offenen Meer trennt. Majestätisch überragt der imposante Rathausturm die Stadt. Und wie entzückend der Blick nach der Berea, der reizvollen Hügelkette, aus deren saftigem Grün sich Hunderte geschmackvoller Wohnhäuser gleich Perlen abheben! Dort auf jener paradiesischen Höhe wohnen fast alle wohlhabenden Bewohner der Stadt, dort geniessen sie zugleich mit der üppigen Pracht tropischer Vegetation den unvergleichlich schönen Blick auf die liebliche Bai mit ihrem Wald von Masten, entlang den mächtigen Hafenbauten, zugleich aber auch den auf die unbegrenzte Wasserfläche des Indischen Ozeans, dessen weisse Schaumwellen das sandige Uferland fast kosend bespülen. Nie werde ich jenen Blick vergessen, den ich in Begleitung eines Freundes von der Höhe der Berea auf das eben beschriebene Panorama genoss. Wir standen zwischen hohen Palmen, fast senkrecht strahlte die Sonne vom tiefblauen Firmamente, die freundliche Stadt, die malerische Bai und das unendliche Meer mit intensivstem Lichte übergiessend. Unwillkürlich stellte ich einen Vergleich mit Kapstadt an; die erhebende Gewalt des Tafelberges vermochte in mir nicht den Liebreiz des mir zu Füssen liegenden Bildes an Wirkung zu übertreffen. Ich konnte nicht umhin, meinem Begleiter die schmeichelhaften Worte zu sagen, dass ich Durban gern als schönste Stadt Südafrikas anerkenne.

Breit und sauber sind die gerade laufenden Strassen, prächtige Läden und bedeutende Warenhäuser zieren die Seiten, das Leben in ihnen ist ein überaus reges und gewährt dem Fremden ein äusserst buntes Bild. Am meisten sind es natürlich die Rickshaboys, die die Aufmerksamkeit auf sich ziehen, denn deren gibt es etwa 1000 in der Stadt, eine Zahl, die bei den 30 000 Einwohnern gewiss eine recht bedeutende ist. Ihr Schmuck, ganz besonders ihr Kopfputz ist noch weit phantastischer als der ihrer Berufsgenossen in Grahamstown. Ein jeder bemüht sich, den andern an Eigenart der Erscheinung zu übertreffen. Mächtige Ochsenhörner, Federbüsche, Pferde-

schweife, Perlenschnüre werden dazu benutzt, einige sah ich sogar mit gewaltigen Adlerflügeln an Kopf und Armen, doch auch alte Hüte, denen der Oberteil fehlte, oder Helme englischer Reiterei entdeckte ich hie und da. Es soll ihnen gelingen, in verhältnismässig kurzer Zeit ein hübsches Vermögen zusammen zu bringen. Wenn man bedenkt, dass das Mieten der Rickshas ihnen per Tag nur 2 Shilling 6 Pence kostet, und dazu die Höhe der Fahrpreise in Betracht zieht, begreift man das leicht. Mehr als sechs Monate im



Durban. — Wie sich der Verfasser die Stadt besah.

Jahre arbeitet ein eingeborener Neger kaum. Die Hälfte des Jahres verbringt er müssig in seinem Kraale und sucht erst dann wieder Arbeit, wenn sein Vermögen zur Neige gegangen ist. Der Zulu wie der Kaffer ist zwar gut veranlagt und ehrlich, aber er ist auch ebenso faul. Dies ist besonders der Grund, weshalb ich in dem Strassengewimmel eine solche Anzahl von Indiern entdecken musste. 15 000 dieser unansehnlichen Geschöpfe — es ist die niedrigste Klasse der Indier, Kulis genannt — bewohnen die Stadt, im ganzen aber befinden sich deren 50 000 in der Kolonie Natal. Die Bebauung der zahlreichen Zucker- und Teeplantagen, der Ananas- und Bananenfelder erfordert insbesondere fleissige und vor allem beständige Arbeiter. Da die

Eingeborenen, deren Natal 500 000 zählt, nicht geneigt waren, sich an dauernde Arbeit zu gewöhnen, so war man zur Importierung der Indier gezwungen. Heute freilich, nachdem sie durch eigene Vermehrung und weitere Importierung zu solch bedeutender Zahl angewachsen sind, werden sie von manchen als eine Landplage angesehen. Zur Seite der muskulösen, wohlgebildeten Zulus verschwinden die kleinen, zierlichen Gestalten dieser Kulis zu einem Nichts, und leicht versteht man es, wie England imstande ist, ein Reich von fast 300 Millionen, das mächtige Indien, mit einer Handvoll Soldaten im Schach zu halten. Ein Drittes war es, das mir noch als unbekannt



Ananas-Pflanzungen in Natal.

in die Augen fiel, die Negerschutzleute. Sie machten zuerst einen recht possierlichen Eindruck auf mich. Gekleidet wie Londons Schutzmannschaft, jedoch mit Kniehosen, aus denen die mit Perlenschnüren und Metallspangen verzierten nackten Beine hervorragten, stolzierten diese trefflichen Wächter der öffentlichen Ordnung ernst und majestätisch hin und her. Nur ab und zu griffen sie hinters Ohr, dort einen zierlich geschnitzten, hörnernen Löffel aus dem Wollhaare hervorholend, um damit entweder Schnupftabak der Nase zuzuführen oder den Schweiss von der Stirn abzukratzen — fast jeder Neger trägt einen solchen Löffel in oder hinter dem Ohr. Später wurde ich jedoch belehrt, dass diese schwarzen, nacktbeinigen Polizisten eine ganz vortreffliche Schutzmannschaft abgeben, und dass sie insbesondere mit fast unfehlbarer Sicherheit der Spur eines flüchtigen Diebes usw. zu folgen verstehen.

Die bedeutendsten Warenhäuser und schönsten Läden befinden sich in der Hauptstrasse, in der West Street, ähnlich wie in allen andern der von mir besuchten südafrikanischen Städte, wo die Hauptgeschäfte in einer oder zwei Strassen konzentriert liegen; für den Besucher ist dies sehr bequem.

Seinen bedeutendsten Aufschwung nahm der Handel Durbans nach der Entdeckung der Goldfelder in Johannesburg. Die günstige Lage der Stadt, besonders als nächster Seehafen, trug viel dazu bei. Gegen Ende des Jahres 1895 war die viel verheissende Bahnverbindung mit den Goldfeldern fertiggestellt; den Vorteil, den sie nach sich zog, zeigen folgende Zahlen: 1895



Zuckerrohrplantage in Natal.

betrug der Wert des Imports rund 50 Millionen Mark, während er 1896 auf 120 Millionen Mark gesprungen war, sich also mehr als verdoppelt hatte. Der Export wertete sich 1895 auf 26 Millionen, 1896 dagegen auf 36 Millionen Mark. Natal ist entschieden ein überaus produktives Land, ganz besonders in Anbetracht der wenigen Jahrzehnte, seitdem seine Kultivierung in richtiger und tatkräftiger Weise betrieben wird. Aus den Zuckerrohranlagen wird alljährlich Zucker im Werte von 13—14 Millionen Mark gewonnen; an Tee aus den noch recht jugendlichen Teepflanzungen etwa 800 000 Pfund engl., an Wolle werden etwa 8 Millionen Mark exportiert; der Ertrag der Kohlenbergwerke beläuft sich auf ca. 240 000 Tonnen. Auch an Häuten und Fellen, an Baumrinden und Tabak, an Gemüsen und Früchten wird viel erzeugt und in Durban verschifft. Herrliche Ananasfrüchte erhält man vier

Stück für 1 Shilling, in der Saison soll man sogar zwölf bekommen; für Bananen bezahlte ich 1 Penny für vier Stück. Im Royal Hotel, das nicht mit Unrecht das beste Hotel Südafrikas genannt wird, wird man zum Frühstück und allen folgenden Mahlzeiten mit erfrischenden Ananas, Bananen und saftigen Grenadillas regaliert.

Während eines Ausfluges, den ich nach dem etwa 50 km entfernten Umkomaas River unternahm, hatte ich Gelegenheit, ein naheliegendes Kafferndorf zu besuchen. Ein Farmer hatte die Freundlichkeit, mir einen Neger zu leihen, der mich nach seinem heimatlichen Kraale führen sollte. Es war ein lustiger Bursche mit einem langen Stück eines Bambusrohres im rechten Ohrläppchen, zur Aufnahme des Schnupftabaks bestimmt. Der Kaffer war auch etwas der englischen Sprache mächtig, und mit einiger Geduld und häufiger Wiederholung war es mir möglich, eine ganz amüsante Unterhaltung aufrecht zu erhalten. In einem kleinen Boote kreuzten wir den breiten Fluss und begannen dann einen recht anregenden Marsch auf einem kleinen Fussweg direkt durch den Urwald. Später ging es durch Felder hohen Maises und Kaffernkornes, immer hierbei bergan steigend, bis wir endlich an der Heimatsstätte meines schwarzen Führers anlangten. Sie bestand nur aus etwa sechs grossen, bienenkorbartig geformten Hütten, die sich auf einem breiten, festgestampften Platze befanden, mit einem prächtigen Ausblick auf das wogende Meer. Das Leben schien ausgestorben zu sein, aber der gellende Ruf meines Führers belehrte mich bald eines andern; von zarten Mädchenstimmen wurde er aus verschiedenen der Hütten beantwortet. Kriechend gelangten wir durch die einzige kleine Oeffnung in eine der Hütten. Ein junges Mädchen von 15 Jahren in fast vollkommener Evasuniform war die einzige Bewohnerin, Eltern und Geschwister schienen ausgeflogen zu sein und hatten die Tochter zum Schutze des Hauses zurückgelassen. Wie unvorsichtig, und noch dazu in einem Kostüm, das zum Empfange männlichen Besuches nichts weniger als passend war! Doch unsere jugendliche Schönheit schien von solchen Anstandsskrupeln nicht gequält zu werden. Mein Begleiter hatte ihr meinen Wunsch zu verstehen gegeben, dass ich ihre Photographie aufnehmen möchte, und in reizender Unschuld begann sie Toilette zu machen. Das Tüchlein, das vorher die Hüften umschloss, wurde mit einem zierlichen „Perlenfeigenblatt“ vertauscht, um die schlanken Lenden, Brust, Hals und Kopf wand sie eine fast endlose Perlenschnur, und auf den Kopf folgte noch ein rundlich geformter Federbusch, dessen Zurechtsetzung mir durch ein huldvolles Grinsen gütigst gestattet wurde. Ein Blick in den kleinen Handspiegel, genau nach der Art europäischer Schönen, vollendete die Toilette, die nicht länger als drei Minuten in Anspruch genommen hatte. Eine zweite, reich geschmückte, aber ebenso dürftig bekleidete Negerin hatte sich auf einen Ruf meines Führers noch hinzugesellt, aber erst nachdem ich jedem der schmucken Mädchen einen Shilling versprochen hatte, gab man mir

IV. KAPITEL.

Am 16. Januar, morgens 11 Uhr, schiffte ich mich in Lourenço Marquez an Bord des „König“ ein. In tiefster Ruhe lag die prächtige Delagoa-Bai hingestreckt, glitzernd und schimmernd in den Strahlen der brennenden Tropensonne. Das freundliche Städtchen Lourenço Marquez mit seinen etwa 5000 Einwohnern machte einen ganz guten Eindruck auf mich. Die weiss getünchten Häuser blendeten die Augen in den intensiven Strahlen der Sonne, dagegen wirkte das saftige Grün unzähliger Akazienbäume, die lange, schöne Alleen flankieren, sehr wohltuend. Hohe Kokospalmen und andere Tropengewächse machten das Bild recht malerisch.

Erst nach dem Mittagsmahle, gegen 2 Uhr, setzte sich unser edel geformtes Schiff in Bewegung. Langsam nur zogen wir zwischen den Ufern der langgestreckten Bai dahin. Mehr und mehr entfernten wir uns von dem belebten Hafen, die grünen Ufer traten zurück, der Wellenschlag wurde heftiger und heftiger — endlich waren wir im offenen Meere angelangt. Die Allgewalt desselben umfing uns bald in ihrer ganzen Grösse; nach meiner langen Landreise sog ich mit Wohlbehagen die erfrischende Meerluft ein, die eine leichte Brise um die vom Lande her noch glühenden Schläfen fächelte.

Es war zum ersten Male, dass ich mich auf einem grossen deutschen Boote befand, und wahrlich, mit Recht durfte mein Herz mit Stolz erfüllt sein, denn der „König“ ist ein prächtiger Dampfer der deutschen Ostafrika-Linie. 5300 ist sein Tonnengehalt und mit 2500 Pferdekräften arbeiten die Maschinen; die Durchschnittsgeschwindigkeit ist allerdings nur 10—12 Seemeilen per Stunde. So schmuck und anziehend das Aeussere des stolzen Schiffes ist, so schön und prächtig ist auch das Innere ausgestattet, ja verschwenderisch ist der Luxus in den Haupträumen. Das zierliche Treppenhaus sowie der Speisesalon und das Musikzimmer sind mit Marmor ausgekleidet, dessen Felder zum Teil durch goldfarbige Verzierungen an Schönheit noch gewinnen. Die Kabinen sind ganz besonders bequem eingerichtet, luftig und geräumig, mit zwei Kleiderschränken und zwei Waschvorrichtungen versehen. Man

kann es sich in ihnen recht gemütlich machen, und dies ist bei einer langen Reise von besonderem Vorteil. Eine Sache ist es nur, die vielleicht zu Klagen berechtigt, es ist die mangelhafte Bedienung, deren Ursache allerdings nicht etwa in einer schlechten Dienerschaft zu suchen ist, sondern in der ungenügenden Anzahl von Stewards. Die armen Menschen arbeiten unausgesetzt vom frühen Morgen bis zur späten Nacht, ohne jedoch die Bedürfnisse der Passagiere völlig erfüllen zu können, ihr Arbeitsfeld ist viel zu gross, als dass sie dasselbe in allen Teilen gründlich zu bestellen imstande wären.

Die Passagiere der 1. Klasse setzten sich aus vier Nationalitäten zusammen. Der Zahl nach standen obenan die Deutschen, dann folgten Engländer, Portugiesen und Holländer. In diesem Gemisch von vier Nationen suchte ich mir die Erklärung für das wenig vertrauliche Verhältnis, das unter den Passagieren bestand. Jene allgemeine Herzlichkeit, wie ich sie an Bord des „Briton" schon nach den ersten drei Tagen bemerken konnte, ist während der ganzen Fahrt nicht zum Ausdruck gekommen.

Der Seegang war ziemlich hoch, unser Schiff stampfte und rollte in oft recht unangenehmer Weise; je weiter wir aber in den Kanal von Mozambique, die Meeresstrasse zwischen dem Festlande und Madagaskar, eindrangen, um so ruhiger wurde die See, ja, oft glich sie einem glatten Spiegel von wunderbarem Glanze.

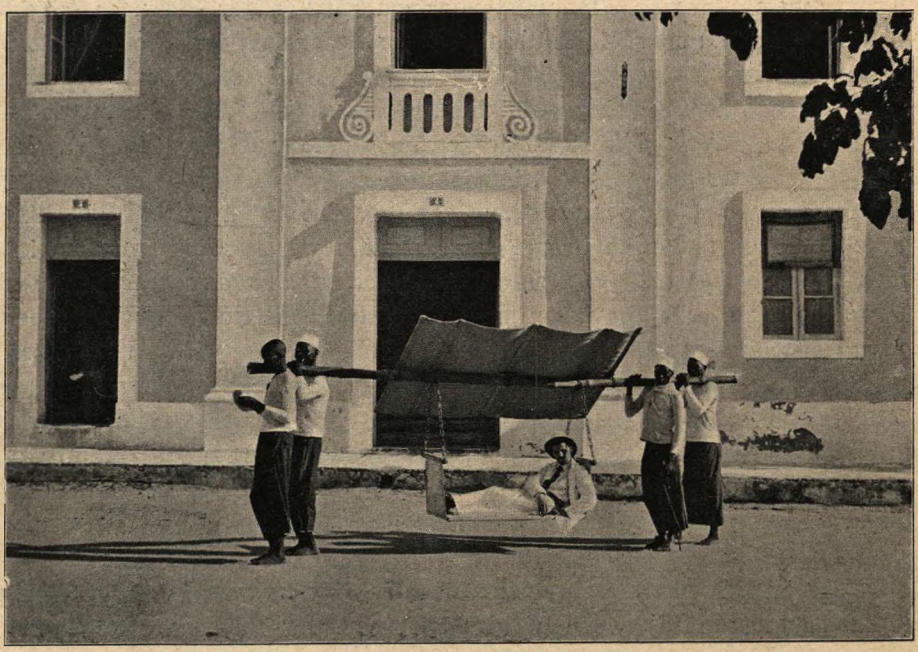
Am Dienstag hatten wir während des ganzen Tages die Küste des Festlandes in Sehweite; freilich konnte das Auge nur einen schmalen Streifen am Horizont erkennen, und nur ab und zu liessen sich auf den hervortretenden Küstenstrichen die zarten Linien der gen Himmel strebenden Kokospalmen unterscheiden.

Am 18. Januar schon sollten wir wieder Land betreten können. Während des Morgens waren wir bereits in die Nähe der Mündung des Pungwe gelangt, unweit dessen Ufern sich der junge portugiesische Handelsplatz Beira erhebt. Die Einfahrt in die weite Bucht von Beira ist durch die vielen und häufig wechselnden Sandbänke mit grossen Schwierigkeiten verbunden und erfordert die höchste Vorsicht. Schon viele Meilen bevor wir überhaupt den Hafenplatz zu Gesicht bekamen, nahmen wir einen Lotsen an Bord, und unter der Führung dieses der Einfahrt kundigen Mannes langten wir endlich gegen Mittag vor Beira an. Der Anblick der Stadt mit den kleinen und niedrigen Häusern war wenig einladend, die Hitze war geradezu erdrückend, aber trotzdem entschloss sich der grösste Teil der Passagiere, einen Ausflug an Land zu machen; ich gehörte auch dazu. Die kleine Dampfbarkasse des „König" brachte uns in wenig Minuten an Land. Durch fusstiefen Sand watend, erreichten wir die einzige Strasse des Ortes, die sich wohl einige Kilometer lang in der Nähe des Ufers hinzieht, gleich diesem aus weissem Sand bestehend, der die glühenden Sonnenpfeile mit doppelter Kraft zurückwirft.

Wären zu beiden Seiten dieses Sandweges nicht kleine, zementierte Fusssteige angelegt, so würde ein Verkehr für Fussgänger überhaupt unmöglich sein. Um einigermassen eine Erleichterung zu schaffen, hat man in der Mitte der Strasse einen schmalen Schienenweg gebaut, auf dem kleine, kastenartige Karren von Negern bewegt werden. Die Einwohner scheinen sich dieser Wagen mit Vorliebe zu bedienen, ich verzichtete darauf, da es mir vorteilhafter erschien, meine Schustersrappen zu gebrauchen. Ich kam an einer ganzen Anzahl von Warenhäusern vorüber, die sich zum Teil in deutschen und englischen, die kleineren in indischen Händen befinden. Der Indier scheint hier in überwiegender Zahl vertreten zu sein, ausserdem bemerkte ich auch viele Chinesen. Beira ist noch ein ganz junger Platz, er datiert wohl erst seit dem Jahre 1892. Als nächster Hafenplatz für Rhodesia steht ihm vielleicht noch eine grosse Zukunft bevor. Heute schon existiert eine Eisenbahn nach dem britischen Umtali; die Weiterlegung der Bahn bis Salisbury und Bulawayo soll in nächster Zeit in Angriff genommen werden. Im Jahre 1896 betrug die Einfuhr schon über 6 000 000 Mark und die Ausfuhr 340 000 Mk., woran Rhodesia weitaus den grössten Anteil hatte. Die Hitze wurde mir nach und nach unerträglich, und ich war herzlich froh, als ich gegen Abend wieder an Bord zurückgekehrt war; aber auch nachdem wir das freie Meer wieder gewonnen hatten, bereiteten die Sonnenstrahlen noch wahre Höllenqualen, auch die kleinste Bewegung erzeugte heftigen Schweiss. An ein Schlafen in den Kabinen war nicht mehr zu denken; denn in ihnen herrschte eine wahre Backofenglut. Alles strömte zur Zeit des Schlafengehens, um 11 Uhr, auf Deck, gekleidet in die luftigen Pyjamas und bewaffnet mit Matratzen und Bettzeug, sich dort sein Nachtlager bereitend. Für die Damen waren auf dem kleinen Oberdeck bequeme Schlafstellen bereitet. So war es wenigstens möglich, einen erquickenden Schlaf zu geniessen.

Während der zweitägigen Fahrt bis Mozambique hatten wir beständig die Festlandküste in Sehweite; freilich blieb sie stets ein blasser Nebelstreifen, der auch durch unsere Ferngläser nicht näher zu rücken schien. Auf dem Meere ist eine nur annähernde Fernschätzung fast unmöglich. Früh am Morgen des 21. Januar waren wir auf der Höhe von Mozambique angelangt. Ein mächtiger, recht altertümlicher Leuchtturm liess uns vermuten, dass die Hafenstadt nicht mehr fern sein konnte. Noch eine scharfe Drehung, und wir bogen in die schöne Bucht ein, in der sich auf einer kleinen flachen Insel die freundliche Stadt Mozambique erhebt, die erste Ansiedlung der Portugiesen während ihrer ersten Fahrt nach Ostindien. Eine mächtige Festung mit hohen und dicken Steinwällen bezeugt, welchen Wert man schon damals auf diese Besitzung gelegt hat. Heute freilich würde diese Steinfestung aus dem 16. Jahrhundert nicht den geringsten Rückhalt gewähren, trotzdem aber fährt man fort, eine starke Besatzung in ihr zu halten. Die Stadt, die durch eine lange Allee fein gefiederter Akazienbäume mit der Festung verbunden ist,

bietet dem Auge ein recht erfrischendes Bild. Gleich schneeigem Marmor glitzern die weissen Häuser in der Sonne, dazwischen heben sich die gelblich verwitterten und halb zerfallenen Gebäude der ersten Ansiedler malerisch ab. Eine einfache, aber edel geformte Kirche ragt mit ihrem blendend weissen Turm in den azurblauen Himmel empor, der sich gleich einem unendlichen Dome über dem paradiesischen Fleckchen wölbt. An frischem Grün fehlt es auch nicht. Ueberall erheben sich schlanke Kokospalmen, daran schmucke Kronen mit mächtigen, schön gefiederten Blättern und einem Kranz von dickschaligen Früchten, jenen eigenartigen Zauber aushauchend,

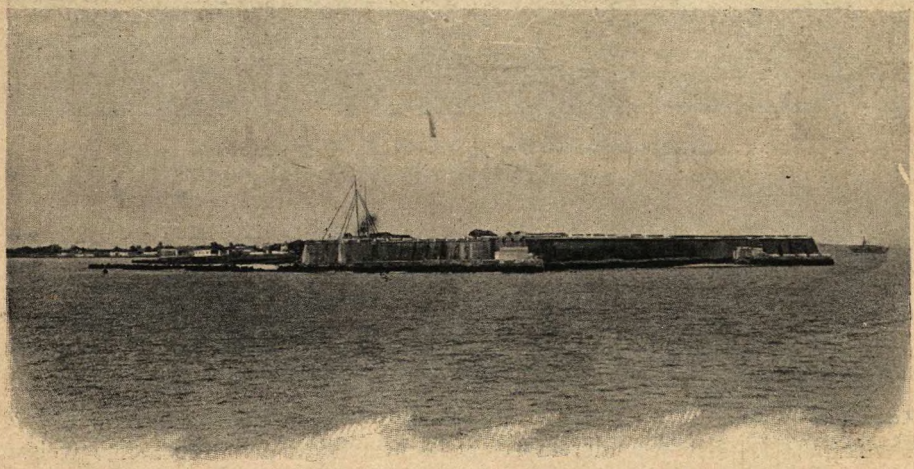


Mozambique. — Eine Machilla.

den der Nordländer in den Tropen so wohltuend empfindet. Allerorts traf ich auf die peinlichste Sauberkeit; die engen Strassen und die zahlreichen öffentlichen Anlagen schienen aufs sorgfältigste überwacht zu werden. Das prächtige, schlossartige Hospital gereicht der Stadt zur Ehre. Ringsum herrscht die üppigste Tropenpracht. Ernste Kokoswäldchen, Alleen von schattigen Feigenbäumen und rot blühenden wilden Akazien, dazwischen wieder mächtige Banianbäume mit Tausenden von Luftwurzeln, alles dies trug nur dazu bei, uns aufs höchste zu entzücken. Die Bevölkerung ist äusserst gemischt: Edel gebaute Neger mit ewig lächelnden Zügen, ernste, klug blickende Indier, bärtige Araber und eine Menge Mischvolks belebten



Der alte Teil von Mozambique.
(Aufnahme des Verfassers.)



Das alte Fort auf Mozambique.
(Aufnahme des Verfassers.)

die Strassen, ihnen einen überaus malerischen Anstrich verleihend. Auf dem Fruchtmarkte tat ich einen kurzen Einblick in das Schacherleben der Neger. Ein grässlicher Spektakel und ein widerlicher Geruch von faulenden Früchten und Negerausdünstung vertrieb mich jedoch bald wieder von dieser Fruchtbörse. Durch Vermittelung eines Bekannten erhielt ich Erlaubnis, die alte Festung zu besichtigen. Ueberall traf ich auch hier die grösste Reinlichkeit. Die wenigen hundert Soldaten, meist Neger, schienen gut geschult zu sein. Von den hohen Steinwällen, die zum Teil von aus Muschel-



Mozambique. — Die Krone einer Kokospalme.
(Aufnahme des Verfassers.)

kalk gewonnenen Steinen erbaut zu sein scheinen, genoss ich einen berauschenden Blick auf die schöne Bai, deren smaragdenes Grün vielleicht von noch entzückenderer Wirkung war, als das tiefe Blau des Weltmeeres.

Die wenigen Kanonen, die von diesen Wällen aus ihre kurzen Rohre nach der Bucht hinausgerichtet haben, sind nichts weniger als Furcht gebietend, scheinen sie doch aus demselben Jahrgange zu sein wie die Mörser Kaiser Maximilians I. Mit besonderem Interesse besichtigte ich eine kleine weisse Kapelle, die im Bereiche der Festungswälle steht. Sie soll das erste Bauwerk der Portugiesen gewesen sein, kurz nachdem sie die Insel entdeckt hatten. Das kleine Kirchlein blickt also auf ein Alter von rund 400 Jahren zurück.

Auf dem Rückweg in die Stadt, dicht an dem sandigen Ufer entlang, überschritt ich zwei diche Drahtseile, die hinein in die Meeresflut führen. Es waren Kabel, von denen das eine nach Madagaskar, das andere nach Europa führt. Keines von beiden gehört jedoch den Portugiesen.

Der Handel von Mozambique liegt fast gänzlich in deutschen Händen. Er besteht im besondern aus Tauschhandel mit den Negern, jedoch durch Vermittelung der zahlreichen Indier, die seit langem schon hier ansässig sind. In Anbetracht des hohen Alters, dessen sich Mozambique erfreut, ist der Aufschwung und die Bedeutung, die es bis heute erreicht hat, recht kläg-



Eine Strasse in Mozambique: Correia Lanca.
(Aufnahme des Verfassers.)

lich und nicht dazu angetan, das Kolonisationsgenie der Portugiesen in grossen Kredit zu bringen. Es ist gewiss, dass, so lange Portugal Besitzerin der Stadt und gleichnamigen Kolonie bleibt, diese kaum aus ihrem Halbschlummer erwachen wird.

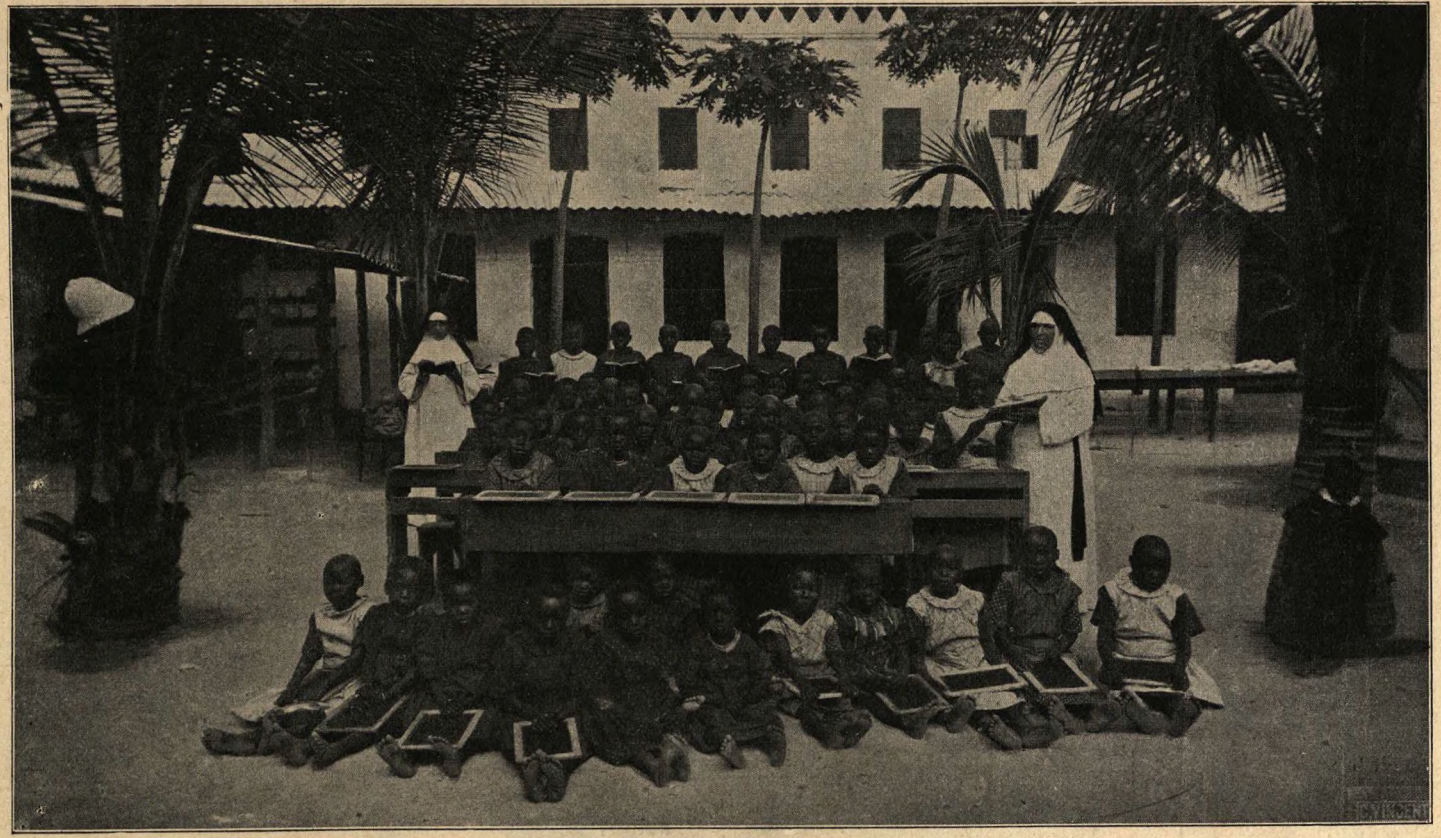
Gegen Abend fuhr ich in einem kleinen Segelboote nach dem „König" zurück. Hier herrschte noch reges Leben, immer noch arbeiteten die schweren Krane, um aus dem kleinen Küstendampfer der Deutsch-Ostafrika-Linie, dem „Peters", zahlreiche Elefantenzähne und viele Säcke mit Erdnüssen und andern Produkten aus den Landgebieten des Sambesi einzunehmen. Erst am nächsten Morgen in der Frühe rasselte die schwere Ankerkette und begann unser „König" von neuem seine Fahrt.

Wieder waren es nur zwei Tage, die uns von dem nächsten Hafen trennten. Am Dienstag, den 24. Januar, gegen 7 Uhr morgens, fuhren wir in die Bai von Dar-es-Salaam ein. Wir befinden uns auf deutschem Gebiet. Als ich mich angekleidet hatte und an Deck ging, lag der „König" schon vor Anker, inmitten der lieblichen Bai. Welch Liebreiz strahlte mir von allen Seiten entgegen. Ich dünkte mich in einem Märchenlande; denn so berauschend schön hatte ich mir die Bai nicht ausgemalt, auch nicht, nachdem ich während der Fahrt schon manches Loblied über die Naturreize von Dar-es-Salaam gehört hatte. Dar-es-Salaam, das heisst „Stätte des Friedens", man



Mozambique. — Zebukarren.
(Aufnahme des Verfassers.)

hätte keinen besseren Namen finden können. Von herrlicher Rundung, nur durch einen schmalen Arm mit dem Meere verbunden, bietet das so abgeschlossene Wasserbecken einen Hafen, wie er sicherer nicht gedacht werden kann. Malerisch schmiegt sich das Städtchen an das Ufer an, die schön gebauten amtlichen Gebäude bieten einen imposanten Anblick und sind dazu angetan, die Macht des Deutschen Reiches gehörig zu repräsentieren. Links und rechts von dem Orte ziehen sich stolze Kokoswaldungen hin, die schlanken Stämme der edeln Palmen von dichtem Unterholz eingehüllt. Ab und zu lugen aus dem saftigen Grün schmucke Häuser hervor, von denen die Wohnung des Gouverneurs besonders schön wirkt. Jeder stimmte mir darin bei, dass weder die Küste des Südens, noch die des Ostens von Afrika



Eine Missionsschule in Dar-es-Salaam.

eine auch nur annähernd gleich reizvolle Meeresbucht aufzuweisen hätten. Fast den ganzen Tag verbrachte ich mit einem Bekannten vom „König“ an Land.

Es erfüllte uns mit gerechtem Stolz, als wir durch die schönen breiten Strassen schritten, durch die herrlichen Baumalleen und geschmackvollen Anlagen. Ueberall herrschte eine wunderbare Ordnung, eine peinliche Sauberkeit, die dem Fleiss und der Tätigkeit der Deutschen das beste Zeugnis ausstellen. Leider freilich dienen die schönen Gebäude meist amtlichen Zwecken; Hotels und Schenken sind auch in beträchtlicher Anzahl vorhan-

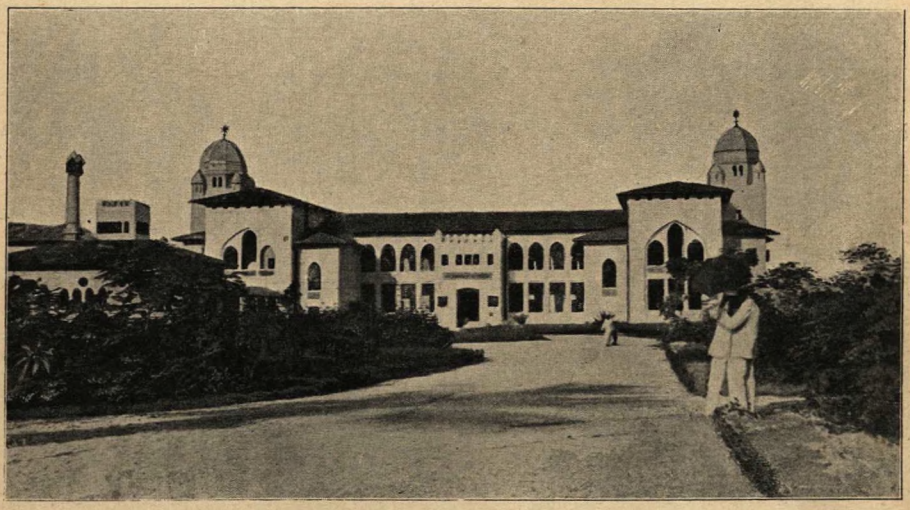


Dar-es-Salaam. — Die Kaiser-Strasse.
(Aufnahme des Verfassers).

den, aber nach Geschäften und Handelshäusern sucht das Auge vergebens, die stehen noch in ferner Zukunft. Die 300 weissen Bewohner setzen sich demgemäss lediglich zusammen aus Beamten und Wirtsleuten. Die schwarzen Soldaten in ihren zweckmässigen Tropenuniformen machen einen trefflichen Eindruck und scheinen auch genügend deutsche Disziplin zu besitzen.

Auf einer prächtig gehaltenen Akazienallee gelangten wir an weit gedehnten Versuchspflanzungen vorbei, wo alle Arten von Gewächsen unter dem Schatten hoher Kokospalmen auf ihre Ertragsfähigkeit geprüft werden. Am Ende der einige Kilometer langen Allee stiessen wir auf das grosse Hospital, das sich innerhalb schöner Anlagen dicht am Meere erhebt. Infolge Abwesenheit des Arztes, konnte uns leider keine Besichtigung der einzelnen

Räume gestattet werden, einige verstohlene Blicke überzeugten uns jedoch von der herrlichen Ordnung und Reinlichkeit, die in dem Innern waltete. Ein Unteraufseher des Hospitals erbot sich, uns nach den naheliegenden alten Arabergräbern zu führen. Die kleinen Steinhäuschen, um die sich ein hoher Wall im Quadrat zog, zeigten wenig Architektur, schienen aber schon ein beträchtliches Alter hinter sich zu haben. An verschiedenen fanden wir noch in den Zement eingelassene Porzellanteller vor, die dem Toten dazu dienen sollen, darauf seine Speisen einzunehmen. Damit jedoch niemand in Versuchung geführt wird, diese Teller zum eigenen Gebrauch mitzunehmen, hat man sie zertrümmert, nachdem sie in den Zement eingelassen waren. Wir hatten ziemliche Mühe, uns aus dem Walde von hohen Euphorbien und



Dar-es-Salaam. — Das Hospital.
(Aufnahme des Verfassers.)

stacheligen Mimosen, von Agaven und Aloës, in dem diese geheimnisvollen Arabergräber versteckt lagen, wieder herauszuarbeiten. Durch den prächtig angelegten Park des Gouverneurs gelangten wir an das sandige Ufer, an dem entlang wir dann zurück nach Dar-es-Salaam spazierten.

Dem grossen Negerdorfe, das sich dicht hinter der Stadt im Schatten vieler Kokospalmen ausdehnt, statteten wir gleichfalls einen längeren Besuch ab. Die Bauart der Hütten war von der der Kaffernhäuschen Südafrikas grundverschieden, indem hier die vierseitige Hausform mit einem nach zwei Seiten abfallenden Dache üblich ist. Die Strassen waren nach einem bestimmten System angelegt, die Hütten standen also nicht regellos durcheinander wie bei den Negern des Kaplandes. Die Bewohner werden Suahelis genannt, sie sind ein Gemisch von Arabern und Negern, ein recht

schöner Menschenschlag von imposantem Wuchse. Die Weiber verstehen es, sich recht geschmackvoll in gross gemusterte blaue und rote Kattuntücher zu hüllen. Ihre Ohren sind fast ausnahmslos grässlich ausgeweitet und mit fingerdicken, buntfarbigen Papierrollen geschmückt. Das Haar ist in feinste Strähnen zusammengeflochten und scheint mit ganz besonderer Sorgfalt behandelt zu werden. Zu Paaren sah ich die Weiber vor den Hütten auf den schönen, aus Kokosfasern kunstvoll gefertigten Matten sitzen und sich das dichte Wollhaar mit mächtigen schwarzen Kämmen bearbeiten; von den letzteren kaufte ich mir einige wegen ihrer schönen Schnitzarbeit. Ein



Dar-es-Salaam. — Alte arabische Gräber.
(Aufnahme des Verfassers.)

Umstand erfüllte uns mit grossem Abscheu, es war die Sittenlosigkeit der Negerweiber, die sich gleich bei unserm Eintritt in das Dorf bemerkbar machte. Man möchte glauben, dass sie bei den Schönen der Pariser Halbwelt in die Schule gegangen seien. Wie stach ihr anstössiges Benehmen abschreckend ab gegen die züchtige Zurückhaltung der Negermädchen Südafrikas. Man sah nur zu bald, dass arabisches Blut in den Adern dieses Stammes fliesst.

Erst spät am Nachmittag kehrten wir an Bord zurück, hochbefriedigt von unserm Ausfluge. Jedermann weiss, dass die Reichszuschüsse für Deutsch-Ostafrika die Erträgnisse aus diesem Gebiete noch um ein bedeu-



Im Negerdorfe von Dar-es-Salaam.
(Aufnahme des Verfassers.)



Dar-es-Salaam. — Unser schwarzes Militär.
(Aufnahme des Verfassers.)

tendes übersteigen, jedermann wird aber auch zugeben, dass es unrichtig wäre, von einem Lande, das der doppelten Ausdehnung des Deutschen Reiches gleichkommt, das erst seit einem Jahrzehnt erforscht ist und dessen Kolonisation erst seit wenigen Jahren energisch in die Hand genommen wurde, schon heute einen solchen Aufschwung zu erwarten, dass jeglicher Reichszuschuss unnötig wäre. Alle mit dem Lande Vertrauten, mit denen ich über Deutsch-Ostafrika mich unterhielt, gaben offen zu, dass die kleinliche und vielleicht bureaukratische Regierungsweise ein Hemmschuh für die rasche Entwickelung ist, dass sich eine freie Verwaltung nach englischem Muster



Dorfstrasse bei Dar-es-Salaam.
(Aufnahme des Verfassers.)

weit erfolgreicher erweisen würde. Entschieden sei aber die Widerspenstigkeit des deutschen Kapitals und die Voreingenommenheit deutscher Kapitalisten aufs höchste zu bedauern; denn nur mit Geld und Eisenbahnen — und letztere kosten Geld — sei ein rasches Aufblühen des Handels, eine rentable Ausbeute an Naturprodukten möglich. Wenn man bedenkt, welche Millionen die englische Regierung und englische Gesellschaften in ihren Kolonien haben aufgehen lassen, scheint die letzte Behauptung nur berechtigt.

Von all dem wurde am Abend des 24. Januar an Bord des „König" kaum geredet. Nur heiteren und fröhlichen Inhalts war das Geplauder der ausgelassenen Gesellschaft, die durch den Kommandanten der „Schwalbe" und

seine Offiziere, sowie durch eine Anzahl Deutschen aus Dar-es-Salaam einen reichen Zuwachs erfahren hatte. Kapitän Doherr hatte einen Ball arrangiert. Das Deck war mit mächtigen Palmenzweigen und buntfarbigen Flaggen aufs schönste ausgeschmückt und in einen regelrechten Tanzsalon umgestaltet worden. Trotz der Schwüle, die die nächtliche Brise nicht zu mildern vermochte, huldigte man aufs eifrigste der ewig heiteren Terpsichore. Ein Gast war es besonders, der unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nahm, es war der Ex-Sultan von Sansibar, Said Ghalid, der, nachdem er im Jahre 1896 vor den Engländern fliehen musste, hier in Dar-es-Salaam eine Zufluchtsstätte fand. Sein fast weisses, volles Antlitz zeigte sehr kluge Züge, seine edle und majestätische Gestalt, die in einen langen, goldverzierten Kaftan gehüllt war, schien eines Herrschers wohl würdig — freilich ist Said Ghalid heute nur noch ein Ex-Herrscher.

Erst nach Mitternacht verabschiedeten sich die zahlreichen Gäste, und bald herrschte auch an Bord derselbe Frieden, der seit dem Erwachen der silbernen Mondscheibe schon lange über der idyllischen Natur geschwebt hatte. —

Die Fahrt von Dar-es-Salaam nach Sansibar nahm nur vier Stunden in Anspruch. Das Land verloren wir dabei nicht ausser Sicht, denn kaum war die Küste des Festlandes als grauer Nebelstreifen am westlichen Horizonte in ein leeres Nichts zerflossen, da tauchte schon im Osten die Südspitze der langgezogenen Insel Sansibar auf, in deren Mitte etwa die gleichnamige Stadt gelegen ist.

Gegen Mittag gingen wir auf der Reede von Sansibar vor Anker. Einige grosse englische Kriegsschiffe ruhten majestätisch auf den wenig bewegten blauen Fluten, bei deren Anblick wir Deutsche mit Bedauern daran denken mussten, dass unsere Regierung zugunsten der länderdurstigen Briten jeden Anspruch auf die Schutzherrschaft von Sansibar aufgegeben hat. Unter all den Deutschen, die ich bisher auf der Reise getroffen, war keiner, der den Austausch von Sansibar gegen das kleine, mehr und mehr zerbröckelnde Helgoland gebilligt hätte. Sansibar war von alters her der Haupthandelsplatz an der Ostküste Afrikas, und es wird wohl schwer halten, ihm seine Bedeutung und seinen Handel zu entreissen.

Die Stadt, die sich an dem sandigen Ufer entlangzieht und sich weit in das Innere ausdehnt, bietet einen hübschen Anblick, vermag jedoch den Beschauer nicht zu fesseln. Der Sultanspalast, sowie der plumpe Leuchtturm liegen zum Teil noch in Trümmern und erinnern lebhaft an das Bombardement der Engländer im Jahre 1896. Sultan Said Ghalid hatte sich gegen den Willen der Engländer des Thrones bemächtigt. Mit Gewalt, nämlich durch die Beschiessung des Palastes, suchte man den Sultan zur Raison zu bringen, er musste fliehen und begab sich unter den Schutz des deutschen Konsulates, worauf ihm Dar-es-Salaam als Aufenthaltsort eingeräumt wurde.

Die Engländer erhoben einen ihnen willfährigen Verwandten Said Ghalids auf den Thron, der freilich nur eine Scheinherrschaft führt und gehorsam nach der Pfeife der Briten tanzt.

Dicht vor dem Ufer konnten wir zwei Mastspitzen aus dem Meere ragen sehen, es waren die des Sultanschiffes „Glasgow", dessen Bemannung bei dem Bombardement der Engländer gewagt hatte, mit völlig veralteten Geschützen auf die Schiffskolosse der Angreifer zu feuern. Es wurde von den Engländern natürlich in den Grund gebohrt. Von seinem Palaste aus mag

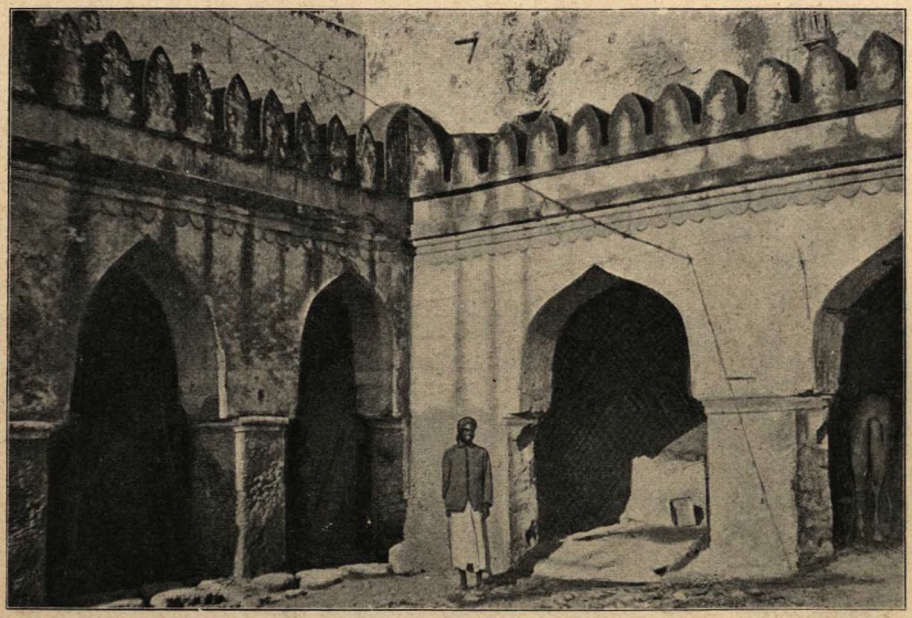


Eine Landstrasse unweit von Sansibar.
(Aufnahme des Verfassers.)

der Sultan alltäglich die Mastspitzen besehen und sich durch sie gemahnen lassen, dass jeglicher Widerstand gegen die Herrschaft der Engländer und jeder Versuch, die Unabhängigkeit wieder anzustreben, gänzlich fruchtlos bleiben würde.

Die Stadt ist in echt orientalischem Stile erbaut und bot deshalb für uns Abendländer eine Fülle wunderlicher Dinge. Da hockten die geschickten Indier in bunten Gewändern und flickten, schneiderten, hämmerten und schnitzten. Fruchtläden wechselten ab mit Spezereien, Magazine von feinen indischen Seidenwaren mit Juwelierläden, überall herrschte das regste und bunteste Treiben, ein Schreien und Gröhlen, ein Zanken und Schachern, wie es amüsanter und belustigender für uns nicht hätte gedacht werden können.

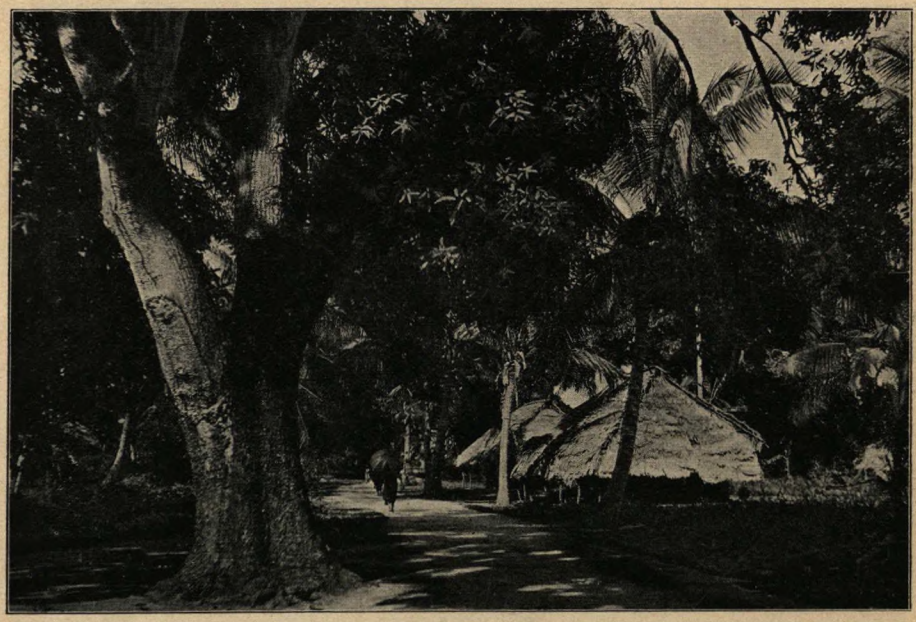
Die Sauberkeit liess überall viel zu wünschen übrig, am schmutzigsten erschienen mir die Indier, nicht nur im wahren Sinne des Wortes, sondern auch in der Art, wie sie ihre Geschäfte betrieben. Es war geradezu Abscheu erregend, wie diese Leute versuchten, den unwissenden Fremden über das Ohr zu hauen. So hatte mein Freund Lust, einen hübschen, aus Sandelholz geschnitzten Handschuhkasten zu erwerben. Der verschmitzt aussehende Indier forderte 30 sh dafür. An Bord hatte man schon darauf aufmerksam gemacht, dass man nie den erstgeforderten Preis bezahlen dürfe, er sei gewöhn-



Sansibar. — Teil der Ställe des Sultans.
(Aufnahme des Verfassers.)

lich ums Dreifache zu hoch gestellt. Wir waren also auf unserer Hut und boten 10 sh. Der Indier zog ein betrübtes Gesicht, schüttelte den Kopf und setzte den Kasten beiseite. Wir drangen nicht weiter in ihn, besahen uns vielmehr andere Gegenstände. Bald jedoch holte der schlaue Bruder den Kasten wieder hervor und hielt uns eine endlose Rede darüber, nach der sein Gewinn kaum 10 pCt. betrug. Mitleidlos und ernst antworteten wir: 10 sh. Der gute Mann wurde aufgeregt, nach längerem Zögern ging er auf 20 sh herab. Wir blieben standhaft. Jetzt verständigte er sich leise mit seinem Genossen, und bald darauf schlug er uns vor, es dem Schicksale zu überlassen und mit einem Geldstücke zu losen: Entweder 15 oder 25 sh. Wir liessen uns nicht fangen. Der Händler schien nun jede Möglichkeit eines Verkaufes aufzugeben, er packte seinen Kasten wieder ein, und wir gingen

lächelnd unseres Weges. Doch nur wenige Schritte hatten wir zurückgelegt, als er uns laut rufend nachgelaufen kam. Er ging auf 15 sh herab, und endlich, als er uns immer noch nicht einverstanden fand, mit grimmig verzweifelnder Miene auf 12 sh 6 d. Jetzt glaubten wir ungefähr den richtigen Preis zu haben, an dem der wackere Komödiant immer noch einen hübschen Gewinn machen konnte. Wir schlugen ein und erwarben den Kasten. — Diesmal kam uns diese eigentümliche Art von Geschäftshandhabung recht belustigend vor; als wir jedoch bei allen unsern verschiedenen unbedeutenden Ein-



Im Innern von Sansibar.
(Aufnahme des Verfassers.)

käufen dasselbe Schachern beginnen mussten, um einen annähernd vernünftigen Preis zu erzielen, da wurden wir allmählich davon angewidert.

Die zahlreichen Araber der Stadt stachen von den unsauberen Indiern in jeder Weise vorteilhaft ab. Stolzen Schrittes gingen sie ihres Weges, in ihrem weissen Kaftan und bunten, kunstvoll gewundenen Turban ein Bild der Würde und des Ernstes. Die Wohlhabenderen tragen anstatt des dünnen weissen Gewandes ein solches aus meist feinem braunen Stoff, mit Goldborten verziert. Auf ihren kleinen grauen Eseln reitend, verlieren diese Araber allerdings viel von ihrer angeborenen Würde.

Europäer trifft man nur wenige. Ich hörte, dass in der Stadt von etwa 100 000 Einwohnern nur etwa 100 Weisse wohnen, hiervon sind 30 Deutsche.

Letztere geniessen ein sehr gutes Ansehen, besonders, da der Haupthandel sich in ihren Händen befindet.

An hervorragenden Baulichkeiten bietet Sansibar nichts, der Palast des Sultans wird, auch nachdem er gänzlich wieder hergestellt ist, kaum irgendwelche architektonische Schönheit aufweisen. Von einigermassen kunstvoller Ausführung sind die Türpfosten und Einfassungen der arabischen Häuser; sie tragen meist originelle Schnitzereien und Verzierungen.

Am Morgen des 28. Januar, gegen 8 Uhr, wurden die Anker gelichtet, und von neuem stachen wir mit Volldampf in See. Lange Ruhe war uns



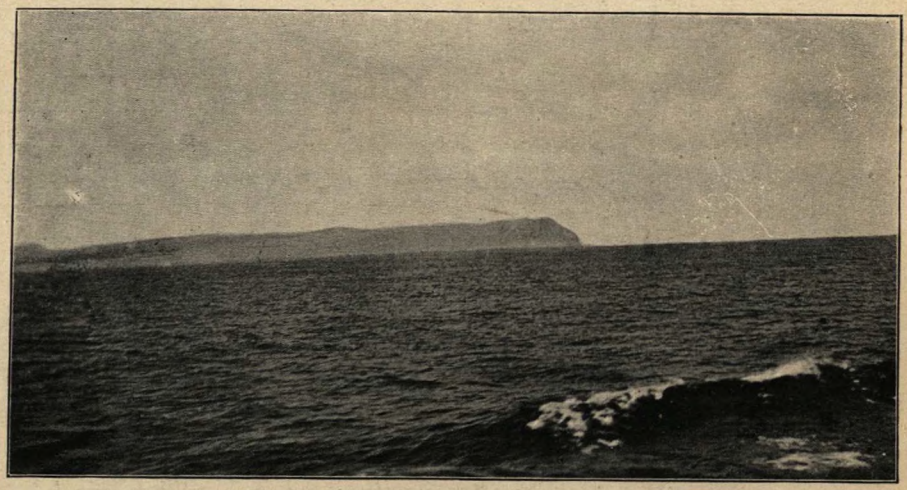
Tanga. — Uferlandschaft.
(Aufnahme des Verfassers.)

nicht vergönnt, schon einige Stunden nach Mittag tat sich vor uns die weite, wohlgeschützte Bucht von Tanga auf. Es waren uns nur zwei Stunden für den Aufenthalt an Land erlaubt worden, doch sie genügten völlig, um uns mit dem kleinen deutschen Kolonialorte vertraut zu machen. Es ist nicht viel zu sehen, ein allerdings recht imposantes Bezirksamt, eine hübsche Negerschule und verschiedene Hotels und Schenken. Dicht unten am hoch und malerisch gelegenen Ufer zieht sich ein langes Zollgebäude hin, das jedoch meistenteils leer zu stehen scheint.

Das Bahnhofsgebäude, von dem ein etwa 40 km (jetzt 129 km) langer Schienenweg in das Innere führt, besichtigten wir kurz. Von einem Verkehr, ja, von einem Beamten war nichts zu bemerken; wahrscheinlich war

es nicht einer jener wenigen Tage, an denen die Bahn in Betrieb ist. Erst wenn einmal die Bahn die ganze Kolonie bis nach dem Tanganyika-See durchquert und somit die beschwerlichen Karawanen nicht mehr nötig sind, wird sich ein gewinnreicher Ertrag ergeben. Freilich gehört zu einer solchen Bahn sehr viel Geld, und auch das Risiko wird ein recht beträchtliches sein.

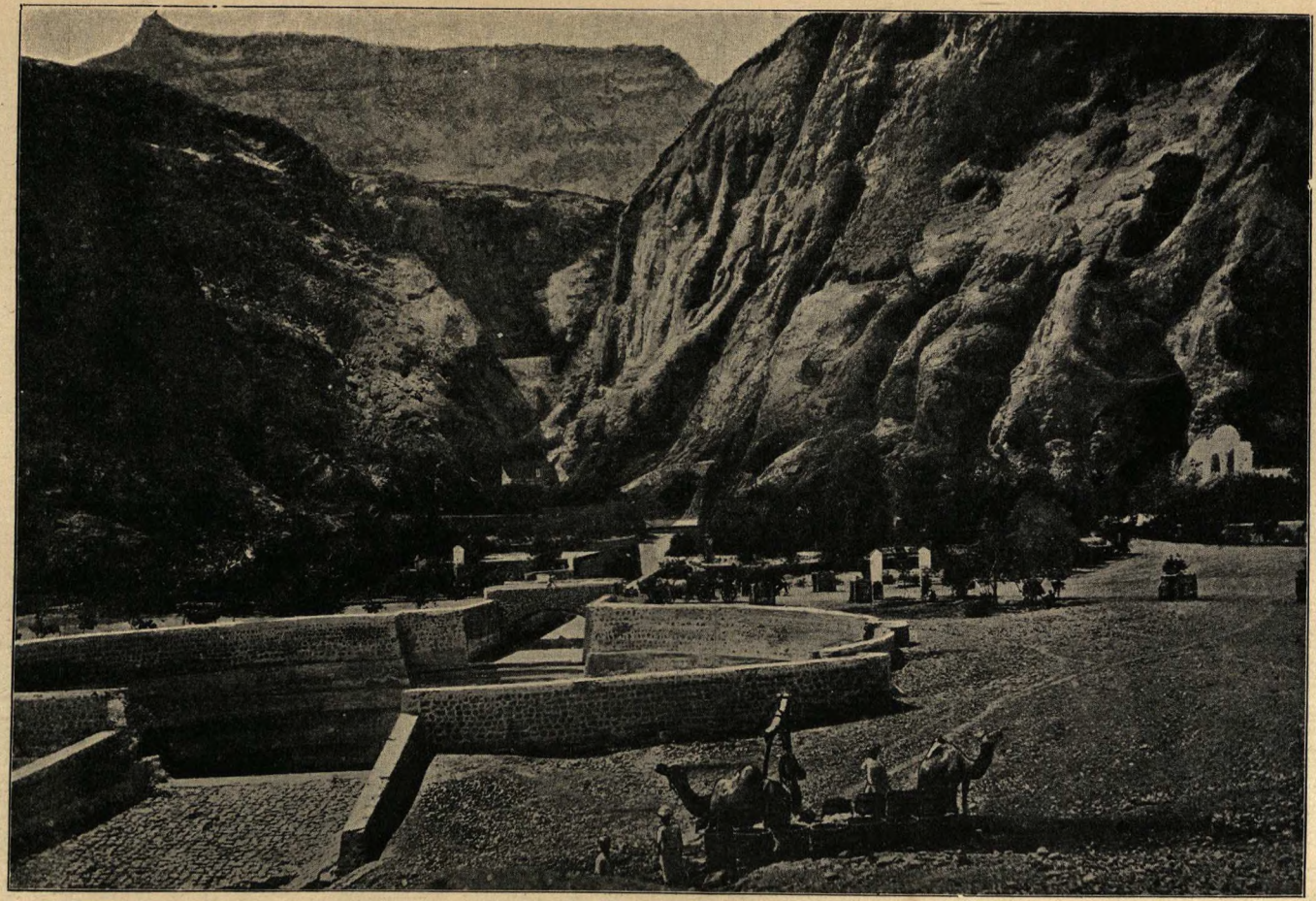
Durch die wohlgepflegten Anlagen in der Nähe des Bezirksamtes gelangten wir zum Ufer zurück, und bald schaukelten wir wieder draussen auf offener See, die durch einen ziemlich heftigen Nordostmonsun in einigen Aufruhr versetzt war. Eine angenehme Kühle war eingetreten, tief atmete man auf nach der Höllenglut, die man noch kurz vorher auf dem Lande hatte ausstehen müssen.



Kap Gardafui, die östlichste Spitze von Afrika.
(Aufnahme des Verfassers.)

Am 2. Februar fuhren wir dicht an dem weit aus dem Festlande vorspringenden Ras Hafun (Ras heisst im Arabischen soviel wie Kap) vorüber, während des ganzen Tages blieb die sandige, öde und sonnenglühende Somaliküste in Sicht; gegen Abend bogen wir um das östlichste Kap des afrikanischen Festlandes, Kap Gardafui, und fuhren in den Golf von Aden ein. —

Es ist mir unverständlich, warum ich bisher nur Absprechendes von Aden, der kleinen englischen Besitzung an der Südwestspitze Arabiens, hören konnte. Man bedauerte mich allgemein, dass ich gezwungen war, zwei volle Tage in dem berüchtigten, langweiligen Felsenneste zuzubringen. Und wie schnell sind diese beiden Tage verflossen, wie viel an Interessantem, Neuem und Eigenartigem tat sich meinen Augen kund. Wie grossartig sind die wild zerklüfteten Felsenmassen, die einst durch vulkanische Eruptionen emporgeschleudert wurden. Freilich machen sie in ihrer ausser-



Aden. — Die grossen Wasserbehälter.

ordentlichen Kahlheit den Eindruck erschrecklichster Oede, aber trotzdem oder vielleicht gerade darum erscheinen sie grossartig und wirkungsvoll. In einem kleinen Boote landeten wir in Steamer Point, in dessen nächster Nähe sich der etwa 6000 Menschen zählende Ort Tawahi ausdehnt. Hier gab ich meine Koffer im Hotel de l'Europe ab und mietete dann mit einem Freunde einen Wagen, um nach dem etwa fünf Meilen entfernten eigentlichen Aden zu fahren. Wir hatten zur Linken die schöne, wohlgeschützte Bai, in der sich einige Felseninseln schroff und grotesk aus den stillen Fluten erheben und in der in einem besonders geschützten Winkel unzählige arabische Segelschiffe vor Anker liegen. Zur Rechten hatten wir die fahlen, vielgespaltenen Felsenberge, von denen der höchste, Shum-Shum, 1760 Fuss erreicht. — Auf der trefflich angelegten Strasse herrschte ein äusserst reges Leben, das uns infolge seiner Eigenart völlig gefangen hielt. Zum ersten Male sahen wir Kamele als Zug-, Last- und Reittiere verwandt. Entweder zogen sie langsamen Schrittes grosse Wasserfässer auf breiten, klobigen Rädern oder sie schleppten auf ihren hohen Rücken unglaubliche Lasten, gewöhnlich in solchem Umfange den Tieren aufgebürdet, dass von letzteren überhaupt nur der Kopf und die Beine zu sehen waren. Als Reittier macht das Kamel einen stolzen Eindruck, besonders, wenn der Reiter ein wohlhabender und reich gekleideter Araber ist. Als Reittiere dienen ausserdem noch kleine, sehr behende arabische Esel. — Die Bevölkerung setzt sich hauptsächlich zusammen aus kräftig gebauten, hellbraunen Arabern und tiefschwarzen Somalinegern. Gemäss der eigentümlichen Haremsgesetze der Araber sind Mädchen und Frauen zu fast ewigem Hausarrest verdammt. Nur einige schmutzige Somali- und Indierweiber liessen sich ab und zu erblicken. Zahlreiche indische Juden mit ihrer charakteristischen grossen Locke vor jedem Ohre fielen uns noch besonders in die Augen.

Mittlerweile hatte sich unser Weg in grossen Biegungen höher und höher hinaufgezogen, vor uns lagen die ausgedehnten Befestigungshallen der Engländer, die den engen Felsenpass, durch den wir jetzt fuhren, beschützen. Kaum hatten wir diesen Engpass hinter uns, so sahen wir vor unsern Augen einen weiten Talkessel sich auftun, umrändert von mächtigen und zackigen Felsenbergen. Und inmitten dieses Kessels, den man sehr häufig auch als „Krater" bezeichnen hört, dehnt sich die eigentliche Stadt Aden aus, ein recht malerisches Bild gewährend; denn ihre weissen Häuser und die schlanken Minarets der hübschen Moschee stechen blendend von den fahlen Lavamassen der steilen Berghänge ab.

Aden zählt heute etwa 18 000 Einwohner und hat, was den Handel anbetrifft, ziemlich hohe Bedeutung; Einfuhr und Ausfuhr übersteigen einen Wert von 100 Millionen Mark und setzen sich in der Hauptsache zusammen aus Kohlen, Kaffee, Baumwolle, Straussenfedern, Gummi, Gewürzen, Häuten, Fellen, Muscheln und Seide. Die Bedeutung freilich, die Aden vor der

Entdeckung des Seeweges nach Ostindien besass, wird es gewiss nie wieder erlangen. Erst die Eröffnung des Suezkanals im Jahre 1869 war es, die den bis dorthin fast gänzlich verfallenen Handel wieder zu neuer Blüte brachte. Als Kohlenstation ist es für die Engländer von unberechenbarem Werte, es lässt sich darum auch leicht verstehen, warum sie solche Unsummen daran gewendet haben, um es zum zweiten Gibraltar zu gestalten. Es sind jetzt 60 Jahre, seitdem der prächtige Hafen mit dem dazu gehörigen kleinen Landgebiete in den Besitz der Briten übergegangen ist.

Um den weltberühmten Riesenzisternen einen Besuch abzustatten, hatten wir noch eine Strecke bergan zu fahren. Dort, wo zwei der steilen Felsen-



Kamelmarkt in Aden.
(Aufnahme des Verfassers.)

hänge einen ziemlich spitzen Winkel bilden, sind diese ungeheuerlichen Wasserbehälter angelegt. Nur derjenige, der sie mit eigenen Augen geschaut, vermag sich eine Vorstellung davon zu bilden; auch die ausführlichsten Beschreibungen würden nicht imstande sein, ein wahres Verständnis zu bewirken. 1100 Jahre sollen diese von den Arabern zum Auffangen des spärlichen Regens angelegten Reservoirs alt sein; sie geben einen deutlichen Beweis von der damaligen Bedeutung der Stadt. Zur Zeit der Besitzergreifung durch England befanden sich diese Zisternen jedoch in erbärmlichem Zustande; fast alle der etwa 50 grossen Behälter, die 30 Millionen Gallonen, 1 Gallone gleich 4,543 Liter, Wasser zu halten vermögen, waren zum grössten Teil verschüttet und verfallen. Mit einem Aufwande von etwa 750 000 Mark ist es den Engländern gelungen, 13 der Behälter wiederherzustellen, sie können

im ganzen 7 718 630 Gallonen Wasser aufnehmen. Es befand sich nur in dem einen der grossen Felsenkessel eine geringe Menge Wasser, jedoch sah dasselbe nicht sehr einladend aus und würde wohl sogar von Tieren zurückgewiesen worden sein. An Wasser fehlt es deshalb in Aden nicht, das Meer bietet solches in Fülle, und dies in süsses Trinkwasser umzuwandeln, bereitet heutzutage keine Schwierigkeiten mehr.

Von den Zisternen genossen wir einen bezaubernden Blick auf die unten ausgebreitete, glitzernde Stadt, und wenn auch sonst jeglicher Pflanzenwuchs fehlte, so mussten wir uns doch gestehen, dass uns der Ausblick völlig befriedigte. Gegen Abend wohnte ich auf dem grossen Rennplatze den Spielen und Belustigungen der Engländer bei; sie fanden alle zu Pferde statt und bewiesen, dass auch im öden Aden manche Kurzweil zu haben ist. Die Zahl der fein gekleideten Damen, die Schar berittener indischer Soldaten in schneeweissen Turbanen, die dichte Menge gaffender Somalis und Araber, und dazu eine trefflich geschulte Militärmusik, das alles war nicht dazu angetan, Aden als einen weltverlassenen, unwirtlichen Platz zu kennzeichnen, in dem ein Dienstjahr einem Verbannungsjahre geichkommt.

Der Dampfer, der mich nach Bombay bringen sollte, die „Peninsular" der englischen Peninsular and Oriental Steam Navigation Company, traf am Abend des folgenden Tages ein. Sie blieb sehr weit draussen vor dem Hafen liegen; gegen 9 Uhr befand ich mich mit meinen Siebensachen an Bord. Um Mitternacht erst nahm das Schiff seinen Kurs wieder auf. Bereits nach wenigen Tagen fühlte ich mich völlig heimisch; ich hatte es besonders meiner Violine zu verdanken, schnell in die heitere Gesellschaft von Engländern und Schotten eingeführt zu sein; denn wenn auch das britische Volk nicht als besonders musikverständig gilt, so muss man ihm doch das Zeugnis ausstellen, dass es in hohem Grade musikliebend ist.

Obgleich die „Peninsular" schon seit einem Jahrzehnt die Meeresfluten durchfurcht, so bietet ihre Einrichtung doch die luxuriöse Ausstattung, die der heute so verwöhnte Reisende erwartet. Trotzdem muss ich gestehen, dass die auf dem Schiffe gebotenen Bequemlichkeiten nicht ganz im Einklang stehen mit dem enorm hohen Fahrpreise. Es kostet die sechstägige Ueberfahrt von Aden nach Bombay nahezu soviel wie die bedeutend weitere von Delagoa-Bai nach Aden.

Die Temperatur erschien mir nach den Gluttagen der vergangenen Wochen fast kühl, sie wirkte erfrischend und belebend auf Geist und Körper ein. Die See lag in tiefstem Schweigen ausgebreitet, kaum waren es einige muntere Schaumköpfe, die die sanften Wellen krönten. Die Meerbewohner schienen sich dieses Friedens besonders zu erfreuen, zu Hunderten konnte man grosse schwarze Fische, von den Engländern porpoises genannt, in den Wellen sich tummeln sehen, teils den Kopf, teils den schön gestalteten Schwanz keck auf dem Wasser emporreckend.

V. KAPITEL.

Als ich am frühen Morgen des 11. Februar von meinem Kabinensteward aus süssestem Schlummer geweckt wurde, lagen wir schon seit einer geraumen Zeit im Hafen von Bombay vor Anker. Die Sonne war gerade über dem Horizont emporgestiegen und strahlte in matten, blutroten Farben durch den leichten Morgendunst, der über dem reizvollen Panorama sich lagerte. Das felsige und zerklüftete Tafelland des fernen Festlandes war ziemlich verschleiert, die vielen, das Eiland von Bombay umgebenden, meist reich bewaldeten Inseln stachen jedoch deutlich aus dem märchenhaften Dunste des grauenden Tages hervor. Der weite Hafen mit seinen zahllosen Dampfern, Segelschiffen und Booten dehnte sich in wunderbarer Pracht vor dem Beschauer aus, und drüben erschienen die prächtigen Hafenanlagen und die Zinnen vieler imposanter Bauwerke, die den Häuserkomplex des weiten Bombay majestätisch überragen.

Das Leben auf unserm Schiffe und um dasselbe war inzwischen ein äusserst reges geworden. Wie die Ameisen kamen aus Luken und Kabinen keuchende Stewards hervor, schwer beladen mit Koffern und Taschen; ein ganzer Berg von Reisegepäck türmte sich nach und nach auf dem Deck auf; plump geformte Leichter legten bald an, um sämtliche Sachen aufzunehmen und an Land zu bringen. Eine Menge Parsen waren an Bord erschienen, als Geldwechsler ihre Dienste anpreisend, Agenten von Cooks Reisebureau machten gleichfalls ihre Aufwartung. Gegen 8 Uhr langte auch ein kleines Dampfboot an, um die Passagiere ans Ufer zu bringen.

Die kleine, schmale Insel, die nach Süden zu in zwei ungleich lange Zipfel ausläuft, wurde im Jahre 1529 von den Portugiesen entdeckt und in Besitz genommen. Infolge des trefflichen Hafens, den das Eiland zusammen mit einigen benachbarten Inseln und mit der unfernen Küste des Festlandes einschliesst, gab man ihr den Namen Buona Bahia (d. h. „Gute Bai"). Hieraus soll die heutige Bezeichnung Bombay ihre Ableitung erhalten haben.

(Andere wollen den Ursprung des Wortes in dem Namen der indischen Meeresgöttin Bomba-Devi finden.) Als sich im Jahre 1661 König Karl II. von England mit der portugiesischen Infantin Katharina vermählte, erhielt er als Teil der bedeutenden Mitgift die kleine, damals noch wertlose Insel Bombay. In welcher Weise sich das Kolonisationstalent der Briten hier erwiesen hat, ist jedermann bekannt, denn Bombay ist heute eine der bedeutendsten Handelsstädte Asiens. Gewiss hatten die Engländer mit enormen Hindernissen zu kämpfen, ehe Bombay nur einige Bedeutung in kommerzieller Beziehung erlangt hatte. Vor allen Dingen waren es die ausgedehnten Sümpfe und das dadurch bedingte ungesunde Klima, die einer raschen Entwickelung schwere Riegel vorschoben. Erst nach Austrocknen dieser fieber-



Bombay. — Elphinstone College.
(Aufnahme des Verfassers.)

schwangeren Moräste, und besonders, nachdem der verdienstvolle Gouverneur Mount Stuart Elphinstone die Regierung übernommen hatte (im Jahre 1820), begann die Stadt und ihre Bedeutung rasch empor zu wachsen. Die Bevölkerungszahl belief sich 1816 auf nur 160 000, 1834 war sie auf 234 000 gestiegen, 1880 auf 800 000, und hätte nicht inzwischen die Pest so viele Opfer gefordert, man würde bei der demnächst stattfindenden Zählung mit ziemlicher Gewissheit eine siebenstellige Zahl haben erwarten dürfen.

Nach dieser kurzen Einführung möchte ich nunmehr etwas von den Eindrücken erzählen, die während meines viertägigen Aufenthaltes auf mich eingestürmt sind, in solcher Fülle und Mannigfaltigkeit, dass es mir kaum gelungen ist, das Chaos von prächtigen Bauten, von Tempeln und üppiger Tropenpracht, von buntem Menschengewimmel und eigenartigen Strassen-

szenen in mir zu einem geordneten Bilde zu verarbeiten. Immer noch schwebt es mir vor wie ein Traum aus der Kindheit, nachdem ich den Erzählungen eines Märchens aus Tausend und einer Nacht mit ängstlicher Spannung gelauscht hatte.

Die Landung erfolgte an dem grossen, hochgemauerten Ballard Pier, dem üblichen Landungsplatze der Passagiere. Auf dem nahen Zollhause fand ich meine Siebensachen schon in schönster Ordnung aufgestellt, ich brauchte nur den entsprechenden Eingangszoll zu entrichten, und der freie Eintritt in die Stadt, die in ihrem europäischen Teile „the fort" genannt wird, war mir gestattet. Auf der kurzen Fahrt nach meinem Hotel schon hatte ich Gelegenheit, zahlreiche Prachtbauten zu bewundern, die der Stadt, zusammen mit der grossartigen Anlage von Strassen und öffentlichen Plätzen, von hübschen Anpflanzungen und stattlichen Monumenten, ein wahrhaft vornehmes Aussehen verleihen. Das Strassenleben ist überaus lebhaft, doch gänzlich nach europäischem Muster zugeschnitten. Feine Equipagen eilen dahin, Pferdebahnen rasseln vorüber, geschäftig geht ein jeder seines Weges und belästigt wenig den andern mit neugierigen Blicken; Eingeborene und Parsen in ihren schmucken, malerischen Gewandungen übertreffen an Zahl natürlich bei weitem die Europäer, doch beeinträchtigen sie nicht das abendländische Gepräge des „Fort"; nur in dem weiten, ziemlich entfernten Eingeborenenviertel ist das unverfälschte und buntfarbige orientalische Treiben zu beobachten.

Eine Anzahl von Empfehlungsbriefen sicherten mir, ähnlich wie in Südafrika, die liebenswürdigste Aufnahme. Zu besonderem Danke bin ich Herrn Carroll verbunden, dem Manager eines bedeutenden englischen Hauses; er widmete mir den vollen Nachmittag desselben Tages und fuhr mit mir in einem Wagen nach den schönsten Punkten der Stadt und der Umgegend. Die öffentlichen Prachtbauten, an denen wir vorüber kamen, und die wir zum Teil einer genaueren Besichtigung unterwarfen, erregten meine höchste Bewunderung. Ihr eigenartiger Stil verbindet in sich den Ernst und die Schwere der gotischen mit dem Liebreiz und der erfrischenden Anmut orientalischer Bauart. Lange standen wir vor dem Victoria Terminus, der Bahnhof und Verwaltungsgebäude der Great Indian Peninsular Railway in sich schliesst. Es ist dieser Monumentalbau der schönste Bahnhof des indischen Reiches, ja vielleicht der ganzen Erde. Seine Hallen und besonders das hohe Treppenhaus gleichen eher dem Innern einer Kathedrale als dem einer Bahnstation.

Unser Wagen brachte uns nunmehr hinaus aus der engeren Stadt. Wir fuhren auf dem schönen Queens Road dahin, der mit prächtigen Palmen und schattigen Banianenbäumen zu beiden Seiten besetzt ist. Er zieht sich dicht an dem kühn geschwungenen Ufer des Meeres, der sogenannten Back Bai, entlang und führt nach dem herrlichen Villenviertel der wohlhabenden Euro-

Landesamt der Bender Oberrealschule Silberberg i. Schl.

päer und Parsen, nach dem entzückenden Malabar Hill. Elegante Wagen mit bunt gekleideten und beturbanten Dienern belebten den schön gehaltenen Weg. Die Frauen und Kinder der Parsen sind reich gekleidet, die Farbenzusammenstellungen in den anmutig über Kopf und Körper gewundenen faltenreichen Tüchern verraten einen sehr feinen Geschmack. Die Kinder tragen reizende goldbestickte Gewänder und niedliche samtene Käppchen.

Ein munteres Bild boten auch die zahlreichen indischen Gefährte, die des Weges kamen. Sie sind bunt bemalt, ziemlich leicht gebaut und werden eigentümlicherweise von kleinen Zebus (englisch „bullocks") gezogen. Diese



Der Victoria Terminus in Bombay.

wackeren Tierchen, die in ein festes Holzjoch gespannt sind und durch einen Indier mit den Füssen dirigiert werden, traben in ziemlich lebhaftem Tempo dahin. Die Insassen dieser eigentümlichen Karossen hocken dicht gedrängt zusammen und scheinen sich besonders stolz zu fühlen.

Dicht an dem schönen Queens Road zieht sich der Verbrennungsplatz der Hindus hin. Durch hohe Mauern war uns zwar ein Einblick unmöglich, doch konnten wir an den zahlreichen Rauchsäulen, die langsam zum Himmel stiegen, erkennen, dass man drinnen stark bei der Arbeit war. Die Pest, die noch immer wütete, forderte täglich viele, viele Opfer, sie alle fanden hier ihre „Erlösung".

Malabar Hill, an dessen äusserstem Ende sich nahe dem Meere die Wohnung des Gouverneurs befindet, war endlich erreicht. Langsamen Schrittes nur konnte unser magerer Gaul den steil ansteigenden Fahrweg hinaufgelangen. Mir war dies aber besonders willkommen, konnte ich doch mit Musse alle die hübschen „bungalows" der Europäer oder die eigenartigen Wohnhäuser der reichen Parsen und Hindus betrachten. Fast alle waren sie von wohlgehaltenen Gärten umgeben, in denen sich tropischer Pflanzenwuchs in grösster Ueppigkeit entwickelte. In ausnehmend schöner Pracht zeigte sich jedoch die Flora der heissen Zone oben auf dem Rücken des



Im Indierviertel von Bombay. — Ein Tempel im Hintergrund.
(Aufnahme des Verfassers.)

Malabar Hill. Himmelhohe Kokos- und dichtkronige Palmyrapalmen reckten ihre edeln schmiegsamen Stämme aus buschigen Bananenstauden empor. Hier sah ich auch die eigenartige Schraubenpalme, den Pandamus, häufig vertreten. Die gebogenen Aeste tragen agavenartige, schraubenförmig emporwachsende Blätterbüschel, während sich von den Hauptästen viele Nebenstämme nach unten abzweigen und dem ganzen Baum das Aussehen geben, als wenn er auf Stelzen stehe. Schöne, saubere Anlagen mit hübschen Promenadenwegen gestalteten die ganze Anlage von Malabar Hill zu einem einzigen grossen Garten. Ueberall bietet sich durch die Baumgruppen hindurch ein freier Blick auf die Stadt, auf das Meer und auf die Inseln; leider

war er stark beeinträchtigt durch eine schwärzliche Dunstschicht, die sich über die ganze Umgebung gesenkt hatte, sie erlaubte mir jedoch, eine Vorstellung von der weiten Ausdehnung der Stadt zu gewinnen, und besonders von den zahlreichen Fabrikschloten, deren dichter Qualm viel zu der geringen Fernsicht beitrug.

Langsam ging es jetzt wieder den Berg hinab, und zwar in der Richtung nach dem Eingeborenenviertel zu; dort sollte ich orientalisches Leben und Treiben in seinem ganzen farbenreichen Zauber und seiner zwanglosen Ausgelassenheit schauen. Weder mit der Feder noch mit dem Pinsel lassen sich jene Strassenbilder schildern. Fast versagen die Augen, alles das in einem kurzen Moment Gebotene, wieder und wieder Wechselnde völlig aufzunehmen. Man glaubt in ein grosses Kaleidoskop zu schauen, so wogt es in stetig wechselnder Farbenpracht dahin. Ich will es nicht wagen, auf Einzelheiten aus diesem Chaos einzugehen, es würde mir doch nicht gelingen, eine treue Wiedergabe jenes ameisenartigen Gewimmels zu schaffen. Das will ich nur erwähnen, dass mir die ganze Lebensart der Indier in ihren zusammengedrängten, dumpfigen Wohnungen als eine treffliche Erklärung dafür erschien, dass die schon seit drei Jahren wütende Pest hier so festen Fuss fassen konnte. Die Dämmerung, die in Tropenländern eine so kurze Spanne des Tages umfasst, war schon eingetreten, als wir wieder nach dem Fort der europäischen Geschäftsstadt zurückkamen.

Von dem, was ich am zweiten Tage sah, möchte ich besonders das Dorf Walkeshwar hervorheben, das sich fast am äussersten Ende des Malabar Hill, unweit des brandenden Ozeans ausdehnt. Es enthält eine grosse Anzahl von Hindutempeln, die sich alle um ein weites, hoch ummauertes Wasserbecken erheben. Sie zeigen nur geringe architektonische Schönheit, sind auch meist nur von unbedeutender Grösse. Der Eintritt in diese Tempel ist Andersgläubigen nicht erlaubt, jedoch konnte ich durch die offenstehenden Türen deutlich die darin befindlichen fratzenhaften Gottheiten erkennen. Die heilige Kuh, aus Stein oder Marmor gehauen, fehlte natürlich in keinem der Tempel. Mit grösserem Abscheu noch als diese Götzendienerei, erfüllten mich die heiligen Büsser, die an den Ecken des grossen Wasserbeckens sassen und durch verrückte Selbstverstümmelung das ewige Heil zu erlangen sich bemühten. Ihr Gesicht war mit Asche und mit Oel beschmiert, Kopf- und Barthaar hing in langen, wirren Strähnen herab, die Augen erschienen blöde und allen Lebens bar. Es ist bedauerlich, zu sehen, wie religiöse Wahnvorstellungen zu einer solch gänzlichen Verkennung der Lebensaufgaben führen können. Als ich später nach dem Eingeborenenviertel fuhr, konnte ich beim Passieren zahlreicher Tempel noch manche Beobachtung über den eigenartigen Götzendienst der Hindus machen. Weder die ohrenbetäubende Musik, noch die zahlreichen, frei umherlaufenden heiligen Kühe vermochten den üblen Eindruck zu heben, den ich bis dahin von

dem Brahmakultus erhalten hatte. Das einzige Zweckmässige, was der Brahmanismus mit sich bringt, ist die Feuerbestattung, die Verbrennung der Toten. In sanitärer Hinsicht ist sie jeglicher andern Art der Leichenbestattung vorzuziehen. — Am Abend hatte ich noch Gelegenheit, den grossen Leichenverbrennungsplatz der Hindus zu besichtigen. Die Nacht war schon völlig hereingebrochen, als ich in den langgestreckten Hof eintrat. Etwa 25 grosse Scheiterhaufen brannten, und auf verschiedenen lagen, zwischen das Holz



Walkeshwar bei Bombay. — Hindudenkmäler.
(Aufnahme des Verfassers.)

eingeschichtet, die Leichen kürzlich Verstorbener. Die Hinterbliebenen standen abseits und vollführten eine ganz schreckhafte Musik und ohrenzerreissenden Gesang, damit die Götter anflehend, dem Dahingeschiedenen freundliche und recht baldige Aufnahme ins Jenseits zu gewähren. Wenn auch der rote Feuerschein des glimmenden Scheiterhaufens eine andächtige Stimmung hervorzurufen geeignet war, so löste das eigenartige, geräuschvolle Gebaren der Trauernden diese Andacht nur allzubald wieder völlig auf.

Am selben Tage tat ich auch noch einen Einblick in die weiten Hallen des grossen „Crawford Market", einer Markthalle, wie sie wohl nur wenige

Städte Europas besitzen. Besonders auffallend war die Auswahl und unendliche Fülle der verschiedensten Fruchtarten.

Der Nachmittag des 13. Februar war einem Besuche der Höhlentempel auf der Insel Elephanta gewidmet. Mit einigen Herren und Damen teilte ich eine kleine Dampfbarkasse, die uns in nahezu zweistündiger Fahrt nach dem hügeligen Eilande brachte. Meilenweit ging es durch den reich belebten Hafen und an den grossartigen Docks entlang, in grossem Bogen an der hochgewölbten Insel Trombay vorbei. Unser kleines Boot hatte heftig gegen die fallende Flut zu kämpfen und wurde oftmals recht unsanft umhergeworfen.



Ein Teil der Höhlentempel auf der Insel Elephanta bei Bombay.
(Aufnahme des Verfassers.)

Die reich bewaldete Insel Elephanta wurde gerade in ihrer Breitseite von den Strahlen der Sonne getroffen und erschien uns deshalb mit der Fülle ihres tropischen Pflanzenwuchses doppelt reizvoll.

Auf einer sich viele 100 m am Berge hinaufziehenden, gut gebauten Steintreppe erreicht man die eigenartigen Höhlentempel, deren Ursprung man zwischen das 8. und 12. Jahrhundert n. Chr. zu legen pflegt. Es sind weite, in den düsteren und sehr harten Felsen eingehauene Tempelhallen mit feinen Meisselarbeiten und Skulpturen. Die vielen Steinfiguren, die leider zum Teil recht verstümmelt sind (die Portugiesen sollen in ihrem Religionseifer die Tempel mit Sprenggeschossen bearbeitet haben), stellen zumeist Gottheiten

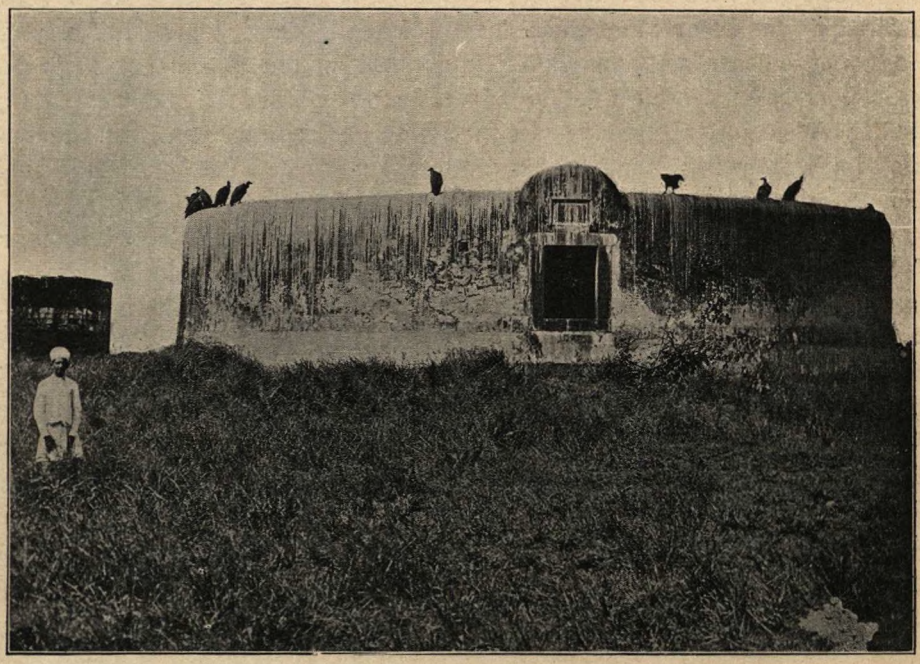
dar, vielfach mit Tier- und Fratzengesichtern, schnörkelhaften Verzierungen und missgestalteten, dreiköpfigen, vielarmigen Leibern. Es lässt sich indessen nicht verkennen, dass den Erbauern ein bedeutender Kunstsinn innegewohnt hat. Die Höhlentempel auf Elephanta werden im allgemeinen als die figurenreichsten und vollkommensten der zahlreichen indischen Höhlentempel angesehen. Noch jetzt pilgern an Festtagen gläubige Hindus in Scharen nach diesen Tempeln, um zu Brahma, Wischnu und Rudra und wie sie alle heissen mögen, zu flehen. Vielleicht eindrucksvoller als die Höhlentempel selbst wirkt die entzückende Aussicht, die man von dort oben geniesst. Wunderbar schön und friedlich, gleich einem Binnensee, liegt das Meer unten ausgestreckt. Im Osten steigt das felsige Tafelland von Dekan schroff empor, oben mit eigenartigen, burgähnlichen Felsenhäuptern geschmückt. Dicht gegenüber zieht sich die Küste der Insel Trombay in scharfen Linien dahin, an der Südspitze leuchtet eine schneeige Moschee aus dunkelm Grün hervor; weit im Westen liegt Bombay, dessen Türme und mastenreicher Hafen deutlich zu erkennen sind.

Am nächsten Morgen besuchte ich die ausgedehnten Werkstätten der Münze, in der gerade eine Anzahl silberner Dollars für die Straits Settlements ausgeprägt wurde. Ich hatte noch nie früher Gelegenheit gehabt, eine Münzwerkstätte zu besuchen, mit um so grösserem Interesse folgte ich deshalb dem äusserst sinnreichen Verfahren, durch das aus den rohen Silberbarren allmählich die blinkenden grossen Dollarstücke entstanden. 150 000 solcher Münzen werden hier täglich fertiggestellt; treten die Prägemaschinen für Rupien in Tätigkeit, so werden in der täglichen Arbeitszeit von 6 Stunden 500 000 Münzen gewonnen. Mit Ausnahme der Oberaufseher sind sämtliche Arbeiter Eingeborene, darunter eine grosse Anzahl von Kindern; die Ausgaben für Löhne werden hierdurch natürlich ganz bedeutend reduziert.

Einer der interessantesten Ausflüge war der am folgenden Nachmittag, es war der Besuch der geheimnisvollen „Türme des Schweigens", des letzten Ruheortes der Parsen, den ich mit einem Bekannten von der „Peninsular" unternahm. Dort werden die entblössten Leichen den Geiern preisgegeben. Wieder ging es auf dem schattenreichen Queens Road an der scharf geschwungenen Back Bai entlang, hinauf zum palmengekrönten Malabar Hill. Auf einer Flucht von Steintreppen gelangten wir an das grosse Tor, das Eintritt gewährt zu dem eigenartigen Gottesacker der Parsen. Mit einem ehrfurchtsvollen „Salaam" empfing uns ein Wärter, um uns in dem ausgedehnten Bereiche herumzuführen.

Dicht zur Rechten erhoben sich in ziemlich schmucklosem Baustile ein Bethaus und der Feuertempel, in dem das ewige Feuer brennt, beständig auf das sorgfältigste genährt und gepflegt. Vor unsern Augen aber erblickten wir einen herrlichen Garten, mit schattigen Bäumen und duftenden Blumen durchsetzt. Ueberall herrschte tiefes Schweigen, tiefster Friede, es war ein

kleiner Garten „Eden“. Auf schön gehaltenen Wegen schritten wir dahin und wurden bald von unserm Führer auf einen der Türme des Schweigens aufmerksam gemacht. Von dichtem Buschwerk und breitkronigen Bäumen umgeben, lag er in etwa 50 m Entfernung vor uns. Er verdiente eigentlich kaum den Namen „Turm“, denn während die Höhe des weiss getünchten, schmucklosen Steinwalles nur 25 Fuss misst, beträgt der Umfang des Turmes 276 Fuss. Nur e i n e „Zierde“ bemerkten wir auf dem öden, kahlen Walle, und zwar eine lebendige, wenn sie uns auch zuerst völlig bewegungslos, wie aus Stein gehauen, erschien. Eine Schar von grossen braunen Aasgeiern



Bombay. — Ein Tempel des Schweigens auf Malabar Hill.

krönte die niederen Zinnen. Mochten sie auch noch so regungslos dasitzen, sie erregten doch den grössten Ekel und tiefsten Abscheu, wenn man sich vergegenwärtigte, welcher Aufgabe sie dort obliegen. Nur wenige Stunden vor unserm Hiersein war eine Totenbestattung vor sich gegangen, darum also auch diese satte Schlaffheit der sonst so heisshungrigen Raubvögel. Sie hatten eben ihre Mahlzeit beendet und warteten nun auf neue Beute. Fünf solcher Türme, und zwar von ungleicher Grösse, befanden sich in dem grossen duftenden Garten, nicht zusammen, sondern alle verteilt und versteckt zwischen Baum und Strauch in tiefstem Frieden der Natur und der Lüfte. Nur die Totenträger, deren Amt sich von dem Vater auf den Sohn vererbt, dürfen sich den Türmen nähern und sie betreten, kein Priester, kein

Leidtragender hat das Recht, bis über eine bestimmte Abgrenzung zu schreiten. Uns Europäern mag dies vielleicht grausam erscheinen; gebietet uns doch unser Gefühl und unsere Pflicht, den Verstorbenen so lange zu begleiten, bis die kühle Erde ihn unsern Blicken entzieht. Doch auch bei den Parsen ist es das Gefühl und die Menschlichkeit, die den Hinterbliebenen verbieten, ihren geliebten Toten bis dorthin zu geleiten, wo er den vernichtenden Naturgewalten preisgegeben wird. Denn wenn auch die Religion der Parsen es vorschreibt, weder Erde, noch Wasser, noch Feuer, die drei heiligen Elemente, durch den unreinen Menschenkörper zu entweihen, und demnach zu der abscheulichen Art der Bestattung zwingt, so würde es doch gewiss auch die religionseifrigsten der Parsen bis ins Innerste schmerzen, ihre dahingegangenen Angehörigen von Raubvögeln zerfleischt zu sehen. Wenn wir bedenken, dass auch unsere Toten zuletzt von Würmern aufgezehrt werden, und vor allen Dingen in Betracht ziehen, dass unsere Art der Totenbestattung unter Umständen Gefahren für die Gesundheit der Bevölkerung mit sich bringen kann, während die kurze und gründliche Arbeit der Geier solches unmöglich macht, so werden wir vielleicht geneigt sein, die Sitte der Parsen milder zu beurteilen.

An einem Modell, das uns der Führer zeigte, konnten wir die innere Einrichtung der Türme des Schweigens ersehen. Der nach der Mitte gleichmässig abfallende Boden ist in drei konzentrische Kreise geteilt, in welche die Toten niedergelgt werden, und zwar kommen die Männer in den äussersten, die Frauen in den mittleren und die Kinder in den innersten Kreis. Diese Dreiteilung entspricht dem Hauptglaubenssatze, den einst Zoroaster lehrte: „Gute Worte, gute Taten, gute Gedanken." In der Mitte des Turmes befindet sich eine brunnenartige Ausmauerung, in welche die von den Geiern abgenagten und von der Sonne gedörrten Gebeine gebracht werden. Dort zerfallen sie nach und nach in Staub und werden durch das eindringende Regenwasser durch vier Abflussröhren nach der Erde gespült; vorher geht die Flüssigkeit jedoch durch einen Filter von Holzkohlen, damit auch nicht ein unreines Stäubchen die heilige Erde entweihe. Keine Kosten werden gespart, um die Türme so dauerhaft und unvergänglich wie nur möglich zu gestalten. Die Anlegung des grössten soll 600 000 Mk. verschlungen haben, die der vier kleineren je 400 000 Mk. Der älteste der Türme ist schon weit über 200 Jahre alt und wurde errichtet bald nach der Niederlassung der Parsen in Bombay. — Die Parsen sind Anhänger der Lehre des Zoroaster, deren Vorfahren einst bei dem Vordringen der Mohammedaner in das Perserreich sich nicht der neuen Lehre unterwarfen, sondern es vorzogen, nach Indien zu flüchten. Ich hörte sie nicht nur rühmen wegen ihrer besonderen Fähigkeiten im Handel und Gewerbe, sondern auch wegen ihres musterhaften Familienlebens und ihres Wohltätigkeitssinnes zugunsten der Oeffentlichkeit. Viele der prächtigen Gebäude und Denkmäler der Stadt verdanken

ihre Entstehung zum grossen Teile der Beisteuer reicher Parsen. Aus Anerkennung hat die englische Regierung manche derselben in den Adelsstand erhoben. Ohne Zweifel haben die Parsen einen grossen Anteil an der heutigen Bedeutung Bombays.

In den herrlichen Anlagen der ausgedehnten Victoria Gardens hatten wir noch Gelegenheit, das bunte Treiben der Mohammedaner zu beobachten, welche kürzlich erst eine lange Fastenzeit beendet hatten und nun einen besonderen Feiertag zu begehen schienen, denn sie waren in die wunderbarsten und kostbarsten Gewänder gekleidet. Selten habe ich ein anziehenderes, lebendigeres Bild genossen. Die Kinder waren allerliebst herausgeputzt und glichen niedlichen Figürchen aus der Puppenstube einer Prinzessin. — Um 8¾ Uhr abends fuhr ich nach Jeypore ab.

Hätte ich doch gleich vielen der fratzenhaften Hindugötter vier Köpfe und acht Arme, wie viel leichter würde es mir da gelingen, von all den Wunderdingen zu berichten, die sich in ungeahnter Fülle dem staunenden Reisenden vor Augen stellen. Seitdem ich Bombay verlassen, sah ich innerhalb weniger Wochen in rascher Aufeinanderfolge sieben der bedeutendsten indischen Städte: Jeypore, Lahore, Amritsar, Delhi, Agra, Lucknow und Benares. Die Reise nach Jeypore nahm einen vollen Tag und zwei Nächte in Anspruch und bot kaum etwas Bemerkenswertes. Die Bahnwagen sind recht bequem eingerichtet, insbesondere für das Reisen bei Nacht. Ein Teil der Fenster hat grünes Glas zum Schutze gegen die Sonnenstrahlen. Mit Ausnahme der Bahnvorsteher grosser und wichtiger Bahnstationen scheinen alle Bahnbeamten Eingeborene zu sein; trotzdem lässt sich niemals über eine Mangelhaftigkeit im Dienst und in der Pünktlichkeit klagen. Das Leben auf den Stationen ist ein überaus reges und malerisches, besonders, wenn sich kurz vor Abgang eines Zuges die grossen Gittertüren öffnen, die Zutritt auf den Bahnsteig gewähren, und ein Strom von bunt gekleideten, reiselustigen Indiern sich ergiesst und sich mit unendlichem Lärmen in die verschiedenen Wagenabteilungen verteilt. Das Schreien und Schimpfen der hin und her wogenden Menge, das Schleppen unglaublicher Mengen von Gepäck, dazu die verschiedenen Typen und Trachten, die harmonischen Zusammenstellungen aller erdenklichen Farben bieten bei jedem Aufenthalt an den vielen Bahnhöfen während der langen Reise wieder und wieder eine köstliche Augenweide. In den Fahrplänen zählt man, wie in Italien, nach 24 Stunden, indem man mit 12 Uhr Mitternacht als 0 beginnt und mit 11^{59} nachts als 23^{59} endet. Es erschien mir dies als besonders praktisch.

Jeypore (auch Dshaipur) ist die Hauptstadt eines der blühendsten unabhängigen Staaten von Rajputana. Im Jahre 1728 wurde sie von dem berühmten Maharaja Siwai Jey Sing II. gegründet und auch nach ihm benannt. Fast auf allen Seiten ist sie von felsigen Bergen und Höhenrücken umzogen, auf denen sich zum Teil recht stark befestigte Forts und malerische alte

Burgen erheben. Eine mächtige Mauer aus rotem Sandstein umschliesst die etwa 143 000 Einwohner zählende Metropole, die ganz modern angelegt ist. Die überaus breiten Strassen schneiden sich sämtlich im rechten Winkel, weisen für indische Verhältnisse eine wohltuende Reinlichkeit auf und sind sogar des Abends durch Gas erleuchtet. Eigentümlicherweise sind die meist recht hübschen und erkerreichen Häuser fast ausnahmslos erdbeerfarbig angestrichen, was im ersten Momente wohl ein wenig befremdet, jedoch äusserst angenehm und freundlich auf das Auge wirkt.

Das Strassenleben zog mich mehr an, als die verschiedenen baulichen Sehenswürdigkeiten der Stadt, und ich muss gestehen, dass ich auch später



Eine Strasse in Jeypore.

nie wieder morgenländische Pracht der Farben in solcher Fülle und Abwechslung habe beobachten können. Alle Arten der unter sich recht voneinander abweichenden indischen Stämme fand ich vertreten, von den schwächlichen, marklosen Bewohnern des Südens bis zu den hoch gewachsenen kriegerischen Sikhs vom Punjab, den Leuten von Kaschmir und den andern Gebirgsländern. Laden reiht sich an Laden, überall herrschte grösste Geschäftigkeit. Hier wog man schwere Säcke mit Getreide ab, dort war man mit dem Weben und Färben von Tüchern beschäftigt. An anderer Stelle verfertigte man reizende Silber- und Messinggegenstände, oft wahre Kunstwerke, oder man arbeitete an kostbaren Emaillewaren, in denen Jeypore

7*

einen Weltruf besitzt. Wohin das Auge fiel, überall fand es neue Anregung. Zwei Indier standen hinten auf meinem Wagen, lediglich, um durch ewiges Rufen die Leute zur Vorsicht anzuhalten und sie Platz machen zu heissen. Ich konnte es anfangs nicht begreifen, als ich halbwüchsige Jungen und Mädchen sich um eben frisch geborenen Kuh- und Pferdedünger oder um die duftenden Geschenke einer vorüberziehenden Esel- oder Ziegenherde balgen sah. Mit einer Gier und Geschicklichkeit stürzten sich die schmächtigen Gestalten auf diese eigenartigen Schätze, als handle es sich um ebenso viele Goldklumpen. Mein Führer erklärte mir endlich, dass man aus dem Dünger kleine runde Kuchen knete, die, getrocknet, ein ausgezeichnetes Feuerungsmittel abgeben. Jedenfalls könnte die Reinigung der Strassen nicht schneller und sorgfältiger bewirkt werden, als durch die in dieser Düngerjagd überaus geübte Kinderschar.

Der Besuch einer Kunstschule gestaltete sich recht interessant, doch bemerkte ich mit Bedauern, dass die Schüler mehr nach römischen und griechischen Vorbildern zeichneten als nach solchen ihres Heimatlandes. Ob dadurch die alten, gewiss sehr gediegenen indischen Muster eine höhere Entwickelung erhalten werden oder ihrem Untergang entgegengehen, mag dahingestellt bleiben. Des Maharajas Palast in seinem eigenartigen, phantastisch-unschönen Stil setzte mich nur durch seine ungeheuerliche Grösse in Verwunderung. Die wegen ihrer edeln Einfachheit gerühmte und völlig aus weissem Marmor erbaute Audienzhalle abseits des grossen Palastes leidet unter der bedauerlichen Verwahrlosung, der man sie überlässt. Dasselbe gilt von den ausgedehnten Palastgärten, in denen Wasserbassins, Springbrunnen, zierliche Pavillons und Lusthäuser dem Auge reiche Abwechslung bieten. Ein von schönen Steinmauern eingerahmter See schliesst sich an die schattigen Parkanlagen an. In ihm tummeln sich zahlreiche Alligatoren und Schildkröten, die alle auf mehrmaliges Rufen eines Wärters herbeigezogen kommen, um das ihnen zugeworfene Fleisch gierig zu verschlingen. In den fürstlichen Marställen sah ich Hunderte von prächtigen Pferden, darunter solche von edelster arabischer Rasse. Von den zahlreichen Elefanten sind leider viele seit geraumer Zeit am Wahnsinn erkrankt, was zu der Massregel zwang, sie mit starken Ketten aufs sorgfältigste zu fesseln.

In nur geringer Entfernung befindet sich das berühmte Jantra oder Observatorium, das grösste von den fünf, die der königliche Astronom Jey Sing nach seinen eigenen Ideen errichtet hat. Obgleich viele der phantastischen Instrumente in Trümmern liegen, so lässt sich doch noch bei vielen der Zweck erkennen, dem sie einst dienten. Die vier andern der von Jey Sing erbauten Sternwarten sind in Benares, Muttra, Delhi und Ujjain. Ein anderes Meisterstück des genialen Fürsten ist der sogenannte Hawal Mahal. d. i. Windpalast, ein höchst phantastisches Gebäude in sarazenischem Stile. Die ganze Fläche des riesigen Bauwerks ist übersät mit einer Unzahl kleiner,

reich verzierter Erkerchen. Der wunderliche Palast schien mir jedoch eher eine launenhafte Spielerei als eine wahrhaft edle architektonische Schöpfung.

An einem der beiden Abende besuchte ich mit einigen Herren von der „Peninsular“ eine Truppe indischer Tänzerinnen, die uns vom Hotelbesitzer besonders empfohlen war, uns jedoch in keiner Weise befriedigte. So alt-



Jeypore — Indische Tänzerinnen.

jüngferlich die nichts weniger als zierlichen Indierinnen waren, so schlaff und temperamentlos erschien auch ihr Tanz, der in kaum mehr als einigen Arm- und Fingerbewegungen bestand. Die Kleidung war das einzige Reizvolle. Ein vielfaltiger, reich verzierter Rock fiel ziemlich steif von den Hüften herab, während ein prächtiger Schal aus feinstem Kaschmirgewebe in anmutigster Form den Oberkörper verhüllte. Die schwarzen Haare waren auffällig mit Rosenöl getränkt. Durch einen der Nasenflügel war ein silberner

Ring gezogen, an dem eine ganze Menge hübscher Schmucksachen hingen, die bis über den Mund herabfielen. Die Arme zierten breite Silber-, Gold- und Emaillespangen, in ähnlicher Weise waren die Knöchel geschmückt. An die fünf Zehen jedes Fusses war eine Reihe von silbernen Ringen und Schmucksachen gehängt. Aber diese übertriebene Art, sich mit Kostbarkeiten zu überhäufen, war für uns kaum etwas Neues, denn draussen in den Strassen sahen wir Tausende von Mädchen und Frauen, die ihr ganzes Vermögen in Zieraten am Körper trugen. Die Musik, die den Tanz begleitete und von zwei Saiteninstrumenten und einer indischen Trommel herrührte, war grauenhaft, ohne jegliche Harmonie und Melodie.

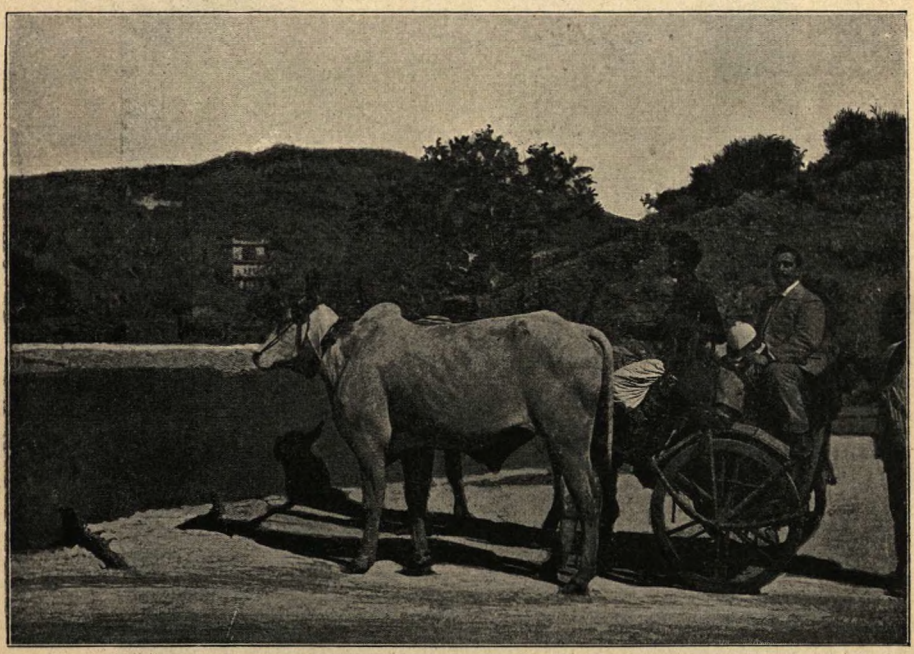
Von grossem Interesse während meines Aufenthaltes in Jeypore war der Ausflug nach dem alten, verlassenen Amber, der ehemaligen Hauptstadt des Staates. Es ist nötig, schriftlich um Erlaubnis einzukommen, um die etwa fünf Meilen entfernten Ruinen zu besichtigen, doch wird das Bittgesuch von dem Maharaja ausnahmslos erfüllt. Leider stellt der Fürst heute keinen Elefanten mehr zur Verfügung, auf dessen breitem Rücken man bequem die steil ansteigende Strasse hinaufgelangte. So blieb mir weiter nichts übrig, als von dem freundlichen Dorfe Chandrabagh aus auf einem von kräftigen Zebuochsen gezogenen Karren zur Trümmerstadt hinaufzufahren. Muntere Affen in allen Grössen und Arten hausten geräuschvoll in dem dichten Blätterwerk der Bäume, Eichhörnchen huschten in grosser Zahl an Stämmen und Aesten entlang, das Gezwitscher reich gefiederter Vögel erfüllte die Lüfte, während hoch oben in Himmelshöhen Falken und Geier schweren Flugs ihre Kreise zogen.

Der Blick auf Amber von dem höchsten Punkte der Landstrasse aus ist recht reizvoll, breitet sich die Stadt doch gerade dort aus, wo ein schmaler Felsenpass allmählich in eine weite, allerdings ziemlich trostlose Ebene ausmündet. Zur Linken und zur Rechten werden die felsigen Höhenrücken durch starke Befestigungen gekrönt, etwas tiefer am steilen Abhange zur Linken erheben sich die hell schimmernden, ausgedehnten Palastbauten. Unten im Tale zieht sich zwischen hohem Mauerwerk, geziert durch Pavillons, ein See dahin, in dem sich ehemals und vielleicht auch heute noch während der Regenzeit der Palast abspiegelte. Jetzt aber war das idyllische Wasserbecken fast gänzlich ausgetrocknet und hauchte dieselbe Totenstille, dieselbe Verlassenheit aus wie die Ruinen der naheliegenden alten Residenzstadt. Ich stattete nun dem Palaste einen Besuch ab; die zahlreichen Hallen und Gemächer, die sich wie bei allen indischen Palästen über eine erstaunlich grosse Fläche hinziehen, boten in ihrem eigenartigen Hindustil, in ihrer oft kostbaren Ausstattung von Marmorskulpturen und Mosaiken eine Fülle des Interessanten.

Die aus schneeigem Marmor erbaute Audienzhalle verkörpert in ihrer doppelten Reihe prächtiger Säulen und ihrer überaus kunstvollen Meissel-

arbeit ein wahres Kleinod damaliger Baukunst. Ihre Pracht erweckte sogar den Neid des Kaisers Jehangir, so dass der Erbauer Mirza Raja sich entschloss, um sein edles Werk zu sichern, es völlig mit weissem Stuck zu überziehen. Ein kleiner, unansehnlicher Hindutempel ist das einzige, was von all den vielen, noch gut erhaltenen Baulichkeiten in Gebrauch ist.

Lahore, die Hauptstadt des grossen Punjabgebietes (Punjab, d. i. Fünfstromland), die heute 176 700 Einwohner zählen soll, erfreute sich von jeher eines hohen Ansehens. Ihre Gründung verlegt man in das Ende des ersten oder in dem Anfang des zweiten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung. Unter den Einfällen mohammedanischer Eroberer, die um das Jahr 1000 ihren An-

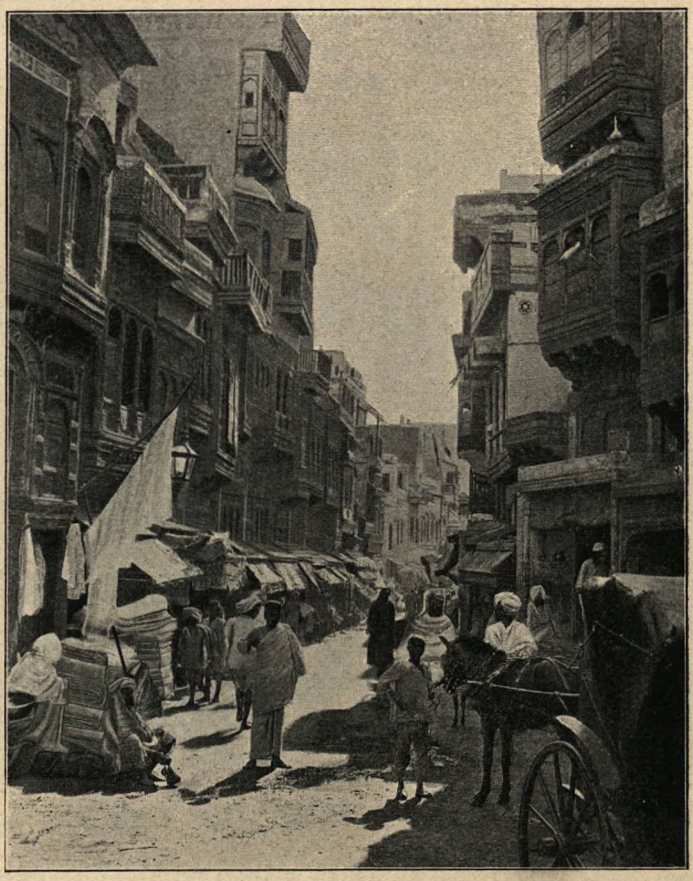


Mein Gespann auf der Fahrt nach Amber.

fang nahmen, hatte Lahore viel zu leiden, war es doch das Eintrittstor in die fruchtbaren Gefilde Hindustans, und zwar auf der Seite von Afghanistan, von wo aus schon Alexander der Grosse seinen Einfall in Indien unternommen hatte. Zur Zeit der Grossmogule Akbar, Jehangir und Shah Jehan, also etwa von der Mitte des 16. bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts, stand Lahore in seiner höchsten Blüte, und alle die heute noch stehenden Paläste und Gräber datieren aus der Zeit jener mächtigen Herrscher. 1846 kam nach harten Kämpfen die Stadt in englischen Besitz. Heute ist Lahore nicht nur bekannt als Sitz der Regierungsbehörden für den grossen Punjab und als Hauptstützpunkt der bewaffneten Macht, sondern auch als Handelsplatz hat es sich

einen bedeutenden Ruf erworben; ausserdem ist es Knotenpunkt eines weit verzweigten Eisenbahnnetzes.

Lahore ist überaus weitläufig angelegt, und besonders betrifft dies das Europäerviertel. Eine Stadt kann man es kaum nennen, eher einen grossen Park mit zahllosen Villen. Meilenweit ziehen sich prächtig angelegte, breite und schattige Alleen hin, und an ihnen liegen die allerdings meist unansehn-



Im Eingeborenenviertel von Lahore.

lichen Bungalows, die Wohnstätten der Eeuropäer. Ein jedes steht in einem mehr oder weniger geschmackvoll angelegten Garten von beträchtlicher Ausdehnung. Diese Art der Anlage hat natürlich in gesundheitlicher Hinsicht unschätzbare Vorteile, ausserdem verleiht sie dem Ganzen einen besonders feinen und anmutigen Anstrich.

Die grossen Entfernungen kommen dabei wenig in Betracht, denn in Indien denkt man nicht daran, zu Fuss auszugehen — ich spreche hier natür-

lich nur von Europäern —, es sei denn, dass es nur ein kurzer Gang von wenigen Minuten ist. Ich kann mich nicht erinnern, in indischen Städten — Bombay und Calcutta natürlich ausgenommen, denn in ihnen ist das Geschäftsleben ein ganz anderes — mehr als ein Dutzend europäische Fussgänger beobachtet zu haben. Fast jede Familie, jeder Junggeselle besitzt Pferd und Wagen; was bei uns als hoher Luxus angesehen wird, gilt hier als selbstverständlich.

Mein erster Besuch galt der Eingeborenenstadt. Der Baustil der Häuser ist ein ungewöhnlich reizvoller und malerischer. Nicht aus Lehm oder Ziegelsteinen sind die Oberstöcke der kleinen, eng aneinander hängenden Häuschen gebaut, sondern aus einem schwarzbraunen Holz, das oft in künstlerischer Weise mit Schnitzereien verziert ist. Fast jedes der Puppenhäuschen zeigt nach der Strasse hinaus zierliche Balkone und Erkerchen, aufs reichste durch Holzschnitzereien ausgeschmückt. Aus manchem blickte ein hübsches Hindumädchen mit träumerischen Augen auf das Strassentreiben herab, vielleicht die eigenartige Sitte seines Volkes bedauernd, die gleich der der Mohammedaner verbietet, dass Frauen und Mädchen aus guter Familie sich in das Strassenleben mischen. Wenn es eine Familie irgendwie ermöglichen kann, so hält sie Diener und Sänften, in welch letzteren das schöne Geschlecht zum Bahnhofe oder nach irgendeinem Bestimmungsort befördert wird. Nach europäischen Begriffen muss das Dasein einer Hindufrau von guter Familie ein trauriges sein.

Mohammedaner scheinen in der Stadt zahlreicher zu sein als Hindus, wenigstens konnte ich nur wenige Hindutempel bemerken, während ich Moscheen in Fülle antraf. Letztere sind oft von hervorragender Pracht, weisen äusserst geschmackvolle Marmoreinlagen auf oder solche von bunten glänzenden Ziegeln in den zierlichsten Mustern und Formen. Die schöne Moschee des Vazir Khan, die im Jahre 1634 von dem Vazir des Kaisers Shah Jehan erbaut wurde, zeigt in ganz besonders kunstvoller Ausführung diese Arbeit, welche man mit dem Namen Kashi oder Nakkashi zu bezeichnen pflegt. Die Sonai Musjid (Musjid heisst Moschee) gestaltet sich besonders eindrucksvoll durch die drei reich vergoldeten Kuppeln, die hoch über das Häusermeer emporragen und das Sonnenlicht blendend reflektieren. Der Umstand jedoch, dass diese Moscheen in dem dichtesten Gewirre von Häusern und Strassen stehen, raubt ihnen viel von ihrer Schönheit, ein Gesamteindruck ist überhaupt nie zu bekommen.

Die alte Festung, die, wie in allen indischen Städten, auch hier nur als „Fort" bekannt ist, liegt in der Nordwestküste der Stadt und bedeckt mit ihren Palästen und Moscheen ein ausgedehntes Gebiet. Der grosse Akbar baute das Fort, Jehangir und Shah Jehan vergrösserten es, und auch Aurangzeb und Ranjit Singh fügten neue Bauten hinzu. Gleich den mächtigen Forts der Grossmogule in Delhi und Agra, ist auch das in Lahore völlig aus Sand-

steinen erbaut; wie bei jenen erkennt man auf den ersten Blick die Trefflichkeit der Arbeit und die gewaltige Widerstandsfähigkeit. Die Engländer haben es verstanden, im Sinne der neuesten Strategie das Fort auch für heutige Kriegszwecke brauchbar zu erhalten. Die Kanonen beherrschen die Stadt vollkommen, und im Falle eines Aufstandes, gleich dem im Jahre 1857, würde das Fort einen trefflichen Stützpunkt für die englischen Truppen und einen sicheren Zufluchtsort der europäischen Bewohner bilden.

Aehnlich wie die übrigen Forts der Mogule, enthält auch diese sämtliche Palastwohnungen. Von diesen will ich jedoch nur diejenigen hervorheben, die mich am meisten zur Bewunderung zwangen. Vor allem ein entzückender rechteckiger Pavillon aus schneeweissem Marmor, in den in zartesten Linien und vollendetster Ausführung Rankenwerk und schöne Blumen aus buntfarbigem Marmor und Halbedelsteinen, wie Lapis Lazuli, Malachit, Achat und andern, eingelegt sind. Der grösste Teil dieser kostbaren Steine ist jedoch herausgelöst worden, ob auf Anordnung der englischen Regierung oder von lüsterner Hand, konnte ich nicht in Erfahrung bringen, trotzdem erlauben die Ueberreste noch eine Vorstellung von der ehemaligen Pracht. Die Fensterbrüstungen dieses reizenden Gemaches bestehen aus einem feinen Netzwerk weissen Marmors, wie es in allen Palästen der Grossmogule wiederzufinden ist. Eine prächtige Aussicht geniesst man von hier aus auf die baumreichen Gefilde, die sich in der Richtung nach dem Flusse Ravi hinziehen. Das liebliche Schmuckkästchen führt den Namen Nau Lakha (d. i. 9 lakh, 1 lakh = 100 000 Rupee), weil es 900 000 Rupee gekostet haben soll (1 Rupee heute = 1,33 Mark).

Dicht angrenzend erhebt sich der Shish Mahal oder Spiegelpalast, wieder ein Erzeugnis der edeln Mogulenarchitektur. Leider harmonieren die später durch die Sikhs hinzugefügten farbenreichen Malereien und die Tausende von kleinen, in weissem Stuck eingelassenen Spiegel wenig mit der wahrhaft schönen und gediegenen Bauart. Hier in diesem Spiegelpalast pflegte Ranjit Singh Audienz zu geben, und hier ging auch die Herrschaft über den Punjab förmlich an die englische Regierung über. Vor der Halle erstreckt sich ein weites Marmorbecken mit einem Sockel in der Mitte. Mein Führer erklärte mir, dass hier die jeweiligen Herrscher gesessen haben sollen, um sich an dem Treiben der sich im Marmorbecken badenden Frauen zu ergötzen.

Unweit des Eingangstores zum Fort befindet sich das Mausoleum von Ranjit Singh. Das weisse Gebäude selbst ist wenig schön, vor allem eignen sich die in Stuck eingelegten zahllosen Spiegel an der Decke recht wenig für das Denkmal eines Toten. In der Mitte zeigt eine grosse Marmorplatte an, wo die Asche des Sikhfürsten ruht. Um eine grosse, fein gemeisselte Lotosblume reihen sich elf solcher in kleinerer Ausführung. Unter diesen elf kleinen Lotosblumen liegt die Asche von vier Frauen und sieben Konku-

binen des Ranjit Singh. Lebendig wurden diese elf Bedauernswerten mit der Leiche ihres Herrn verbrannt.

Am Nachmittage fuhr ich nach den sechs Meilen entfernten Shalimar Gardens, die im Jahre 1637 auf Wunsch des Kaisers Shah Jehan angelegt wurden. Der grosse Garten ist in drei stufenförmig abfallenden Rechtecken angelegt, von denen jedes in Kreuzesform durch geradlaufende Wasserbassins mit Hunderten von Springbrunnen durchbrochen ist. In den so geschaffenen abgetrennten Quadraten steht ein schattiger Hain von alten Mangobäumen. In der mittleren Reihe des Gartens befindet sich ein grosses



Lahore. — Ein Lager von Fakiren.
(Aufnahme des Verfassers.)

Wasserbecken mit einer flachen steinernen Insel. In kleinen sprudelnden Fällen lief ehemals das Wasser von einer Plattform zur andern, und dies zusammen mit der prunkvollen Kleiderpracht zahlreicher Lustwandelnder vom kaiserlichen Hofe mag dem Ganzen gewiss ein feenhaftes Aussehen verliehen haben. Heute jedoch erscheint der Garten, in dem man mehr Steine und Mauerwerk sieht als Bäume und Sträucher, eintönig und unerquicklich.

Das in einem reizvollen Bauwerke untergebrachte Museum erregte mein höchstes Interesse, zeigte es mir doch, was die verschiedenen Gebiete des weiten Punjab in gewerblicher Beziehung hervorzubringen vermögen. Es führte mir ferner die verschiedenartigen Stämme der Bevölkerung des „Fünf-

stromlandes" vor und erklärte mir an den Gegenständen deren Sitten und Gebräuche. Ich lernte hier kennen, dass der Punjab wahrlich kein zu verachtender Landesbezirk ist. Die Sammlung alter Skulpturen ist, wenn auch wenig sorgfältig geordnet, so doch höchst reichhaltig. Ich war erstaunt, in vielen der Bildhauerarbeiten recht vollendete Formen und Harmonie der einzelnen Glieder zu finden.

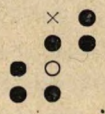
Was mich besonders angenehm berührte, war die grosse Anzahl von Eingeborenen, die mit sichtlichem Interesse die weiten Hallen durchwanderten und alles aufs Eingehendste besahen. Auf die Intelligenz dieser doch sonst recht ungebildeten Leute wirft dieser Umstand ein gutes Licht. Die Indier sind entschieden ein hochbegabter Menschenschlag. Die Vergangenheit hat dies vielleicht mehr bewiesen als die Gegenwart. Wohl mag die zu inhaltlosem Götzendienst herabgesunkene Brahmareligion und das tief eingewurzelte Kastenleben der freien Geistesentwickelung einen Hemmschuh anlegen.

Am folgenden Tage unternahm ich mit einem in Lahore ansässigen Bekannten einen Ausflug nach Shah Dara, dem Grabe Kaiser Jehangirs. Auf dem Wege dorthin trafen wir eine Anzahl Fakire; über und über mit Asche und Oel beschmiert, hockten sie, teilnahmslos vor sich hinstierend, im Schmutze dicht an der Strasse. Das Haar hing ihnen in langen Strähnen über Gesicht und Rücken, zum Teil hatten sie es sogar durch künstliche braune Zöpfe verlängert. Bekleidet waren sie nur mit einem unsauberen Hemdentuche. Sie boten ein Abscheu erregendes Bild; trotzdem aber hatte ich Lust, sie zu photographieren. Einem der Fakire schien mein Gebaren nicht zu gefallen, und als er merkte, dass ich ihn zu photographieren beabsichtigte, meinte er, dass wir doch einmal Gott den Allmächtigen photographieren sollten. Mein Begleiter antwortete auf diese kindische Aeusserung hin sehr treffend in Hindustanisch: „Es bedarf wohl eines besseren als du und ich es sind, um Gott zu photographieren." Die rasche Antwort schien dem Weltentsager zu imponieren, er schwieg still und liess uns gewähren. Der kleine Vorfall war mir ein trefflicher Beweis dafür, wie sich die Hindus die Gottheit vorstellen, wie sie ihr leibliche Gestalt beimessen. Nur die verderbliche Bilderverehrung kann zu solchen Irrungen führen.

Auf einer langen Schiffsbrücke kreuzten wir den breiten, aber sandigen Ravifluss. Obgleich im grossen und ganzen die Vegetation in und um Lahore durch die kalten Nächte recht zurückgegangen war und man wohl ebenso viele blätterlose wie belaubte Bäume antraft, so bot die Gegend an den Ufern des Ravi infolge der zahlreichen Dattelpalmen ein frisches, malerisches Bild.

Shah Dara liegt etwa 5½ Meilen von Lahore entfernt. Es steht in einem grossen duftenden Garten, der wiederum von einer mächtigen Mauer umgeben ist. Ein prächtiger marmorner Torweg von 50 Fuss Höhe, der sich jedoch in ziemlich bedauerlichem Zustande befindet, gewährt Zutritt. Das

Mausoleum ist zumeist aus rotem Sandstein erbaut und stellt ein ausgedehntes Viereck dar. Auch die vier hohen Minarets, die sich an den Ecken erheben, vermögen nicht, dem Bauwerk sein plumpes Aussehen zu nehmen. In den Einzelheiten ist jedoch viele Mühe und viele Kunst verschwendet worden, um das Grabmal eines Kaisers würdig zu gestalten. Von meisterhafter Ausführung sind die herrlichen Marmoreinlagen; der weisse Marmorgrabstein ist über und über mit kostbarstem Rankenwerk aus schwarzem Marmor und lieblichen Blumen aus Halbedelsteinen bedeckt. Sauber eingelegte persische Schriftzeichen verherrlichen den Ruhm des Ruhenden. Die weite Plattform, die sich als Dach über dem Mausoleum ausdehnt, weist herrliche Muster in bunter Marmorarbeit auf. Von ihr bestiegen wir eines der 95 Fuss hohen Minarets, und von oben hatte ich nicht nur die entzückendste Aussicht auf die grüne, palmenreiche Ebene, durch die sich ferne der Ravi träge schlängelt, sondern ich sollte hier auch ein erstaunliches Meisterstück der Baukunst gewahr werden. Die Luft war herrlich klar, und das Fort von Lahore war deutlich zu erkennen. Mein Begleiter machte mich jetzt darauf aufmerksam, dass ich bei meinem gestrigen Besuch des Forts vier Türme gezählt hatte und bat mich, jene Türme noch einmal zu zählen. Zu meiner Verwunderung konnte ich nur drei Türme entdecken, und doch stand kein Baum, kein Gebäude oder sonstiges Hindernis im Wege. Ich mochte mich drehen oder wenden, immer blieben es der Türme nur drei. Mein Freund erklärte mir, dass von jedem der vier Minarets von Shah Dara immer nur drei der Türme des Forts zu sehen sind und ebenso umgekehrt. Wenn man die weite Entfernung bedenkt und die Grösse des ganzen Bauwerks in Betracht zieht, so muss man mit Verwunderung zu dem Meister emporschauen, der eine solche Genauigkeit in der Anlage und eine solche Kongruenz zu schaffen vermochte. Mit einigen Punkten lässt sich leicht die Stellung der acht Türme zueinander darstellen.



Ich stand auf dem mit ○ bezeichneten Turm und konnte infolgedessen den mit × benannten nicht sehen.

VI. KAPITEL.

Amritsar ist mit einer Bevölkerung von 136 500 nächst Delhi und Lahore die volkreichste Stadt des Punjab. An Wohlhabenheit streitet sie jedoch jenen beiden Städten den Rang ab. Sie ist berühmt wegen der Manufaktur feiner Kaschmirschals und kostbarer Teppiche, ebenso durch kunstvolle Elfenbeinschnitzereien und andere Erzeugnisse. Für die Sikhs ist die Stadt der bedeutendste Wallfahrtsort, da sich in ihr der Darbar oder goldene Tempel befindet, in dem das heilige Buch, der Granth, aufbewahrt liegt. Letzteres ist der höchste Gott der Sikhs. Von den Hindus unterscheiden sich die Sikhs besonders noch dadurch, dass sie nicht das Kastenwesen besitzen.

In einem leichen Wagen fuhr ich durch die engen Strassen der volkreichen Stadt nach dem Heiligtum der Sikhs. Mehr als in irgendeiner andern indischen Stadt fand ich hier schöne und wohlgebildete Gestalten, mit prächtiger Muskulatur und strotzender Körperkraft. Die Sikhs stachen besonders durch edeln Körperbau und ernsten Gesichtsausdruck hervor. Unter dem ameisenartigen Gedränge sind nicht nur viele Indier von Hindustan, sondern auch Afghanen und Beludschen, Perser, Nepalesen, Leute von Kaschmir und von Tibet und viele andere Stämme zu finden. Laden reiht sich an Laden, Werkstatt an Werkstatt, alle sind sie nach der Strasse offen, so dass sich das ganze Leben in ihnen vor den Augen der Vorübergehenden abspielt. Es ist erstaunlich, welche kostbaren Waren oft in diesen schmutzstarrenden, lochartigen Behausungen aufgestapelt sind. Es scheinen auch verschiedene Grosshändler zu existieren, jedoch ist ihre Dienerschaft für Reisende geradezu eine Qual, indem sie mit allen erdenklichen Mitteln versuchen, einen zur Besichtigung der Warenlager zu bewegen. Erst wenn man grob geworden ist, bleiben diese bezahlten Ausschreier und Kundenjäger zurück.

Ehe ich in den Bereich des goldenen Tempels eintreten durfte, musste ich meine Schuhe mit grossen Socken vertauschen, denn ein Betreten des Tempels mit Schuhwerk, das noch dazu den Staub der Strasse trug, hätte

als Entweihung gegolten. Geführt von einem indischen Schutzmann mit hohem roten Turban, trat ich durch ein Tor in den weiten viereckigen Platz ein, worin der Tempel sich befindet. In einem quadratischen Wasserbecken von 140 m Länge erhebt sich auf einer weissen Marmorplattform ein zierlicher viereckiger Tempel, der in seinem ganzen oberen Teile mit vergoldetem Kupferblech beschlagen ist. Rings um das malerische Wasserbecken führt eine bunt gemusterte Marmorpflasterung von etwa 7 m Breite, und an diese schliessen sich auf fast allen Seiten mehr oder weniger reizvolle Gebäude an, Bungahs genannt. Es sind dies die Häuser grosser indischer



Der goldene Tempel in Amritsar.
(Aufnahme des Verfassers.)

Fürsten, die nach Amritsar pilgern, um in dem Darbar ihre Gebete zu verrichten. Viele Wallfahrer belebten den schönen Platz. Kauernd sassen sie an der marmornen Einfassung des Wassers, ihre heiligen Waschungen verrichtend und in tiefster Inbrunst betend. Berechnende Kaufleute haben Verkaufsstellen errichtet, in denen sie Opfergegenstände, meist Blumen und andere kleine Dinge, feilbieten.

Durch ein hohes Tor, dessen Türflügel mit schön gearbeiteten massiven Silberplatten beschlagen sind, gelangt man auf einem etwa 60 m langen Marmorgange zu dem goldenen Tempel. Bis zur Höhe von etwa 3 m sind seine Mauern aus reinstem Jeyporemarmor, in dessen fein geschliffene Flä-

chen ein kunstvolles Ranken- und Blütenwerk aus schwarzem Marmor und Halbedelsteinen eingelegt ist. Vier silberbeschlagene Türen führen in das Innere des kleinen Heiligtums, jedoch nur durch die auf der Nordseite befindliche Tür dürfen Andersgläubige eintreten. Decke und Wände sind reich vergoldet und bemalt mit Blumen. An der Ostseite sitzt der Hohepriester vor dem Granth, darin lesend oder die zahlreichen Opferspenden der stetig kommenden Pilger in Empfang nehmend. Musikanten erzeugen mit eigenartigen Saiteninstrumenten und Trommeln eine wenig anziehende Musik, in die die Pilger, nachdem sie ihre Opfer gebracht und ihre Gebete verrichtet haben, mit rührender Inbrunst einstimmen. Verglichen mit dem Innern der Hindutempel, machte der Darbar einen bei weitem gediegeneren Eindruck; abgeschlossen von dem Gedränge des rauschenden Strassenlebens ist dieser Platz trefflich dazu geeignet, den gläubigen Sikhs als Stätte zu dienen, wo sie in tiefster Verehrung ungestört zu ihrer Gottheit beten können.

Die Fahrt nach dem alten Delhi brachte nichts Bemerkenswertes mit sich, früh morgens 2 Uhr langte ich am 23. Februar innerhalb der Mauern des „indischen Rom" an. In dem für indische Gasthofsverhältnisse recht bequemen Lauries Hotel fand ich Unterkunft.

Ich war eines guten Führers habhaft geworden, dessen Leitung ich mich während meiner zweitägigen Rundfahrten völlig anvertraute. Obgleich der grauköpfige Hindu ein mit allen Wassern gewaschener Schlaumeier war, so zeigte er doch eine so genaue, selbst mein englisches Handbuch übertreffende Kenntnis von Alt- und Neu-Delhi, dass ich am Ende geneigt war, den Grundsatz des pfiffigen Alten, der da besagte: „Umsonst ist der Tod", milde zu beurteilen.

In einem zweispännigen Wagen, mit Kutscher und Dienern besetzt, fuhren wir davon, zunächst nach den Trümmern von Ferozabad, das nur wenige Meilen von dem heutigen Delhi entfernt liegt und sich dicht an dem Westufer der Jumna erhebt. Die alten Gemäuer des von Feroz Shah Tughlak im Jahre 1354 gebauten Forts weisen heute noch darauf hin, wie ungeheuer stark die Festung einst gewesen sein muss. Von der ausgedehnten Stadt, der sie einst als Schutz diente, sind heute kaum noch einige Trümmerhaufen anzutreffen. Auf dem Trümmerdache des dreistöckigen Palastgewölbes erhebt sich eine etwa 13 m hohe Säule, die aus einem einzigen Stück von sehr hartem rosa Sandstein gehauen ist. Sie trägt zahlreiche Inschriften, von denen die älteste ins 3. Jahrhundert vor Christus zurückdatiert. Die Buchstaben sollen von der ältesten Form sein, die man bis heute in Indien angetroffen hat. Die Säule soll von Tophar, am Fusse des Himalaya, hierher gebracht sein.

Nach kurzer Fahrt gelangten wir zu einer zweiten Ruinenstadt, nach dem alten Indrapat. Innerhalb derselben wohnen heute noch in kümmerlichen Behausungen einige Tausend Hindus, trotzdem bietet das Bild nur den Wi-

derschein längst verblichenen Glanzes. Die grosse Killa Kona-Moschee, die sich innerhalb dieses Forts erhebt, wird von Sachverständigen als eines der vollendetsten Bauwerke der Welt in seiner Art bezeichnet. In der Tat setzten mich die Feinheit der Arbeit, das wunderbare Ebenmass der hohen Bogengänge und die meisterhaft in den roten Sandstein eingefügten Schiefer- und Marmoreinlagen in höchstes Staunen. Die zahlreichen Inschriften aus dem Koran, die als schmuckvolle Verzierungen die hohen Pforten umkränzen, sind wahre Wunder der Kalligraphie. Mit besonderem Erstaunen erfüllte es mich übrigens, in dieser Moschee deutliche Anzeichen echter Hinduarchitektur zu finden. Gebaut wurde sie von Sher Shah im Jahre 1541. — Ganz in der Nähe steht ein reizvoller achteckiger Pavillon von etwa 20 m Höhe. Er diente einst dem Kaiser Humayon zur Aufbewahrung seiner Bibliothek.

Aehnlich wie die Umgebung von Lahore, ist auch die von Delhi mit einem grossen Gottesacker zu vergleichen. Grab reiht sich an Grab, oft sind es ungeheure Bauwerke, die weite Flächen bedecken, oft sind es sehr kostbare architektonische Kunstwerke von bedeutendem Reiz. Mein Führer zeigte mir eine ganze Anzahl solcher Grabmäler von Heiligen und Dichtern, von Verwandten des kaiserlichen Herrscherhauses und andern hochgestellten Personen. Die Gräber der letzten Könige von Delhi erregten durch besonders kunstvoll ausgeführte Marmorschirme als Einrahmung meine Bewunderung, freilich erlaubten sie nicht im entferntesten einen Vergleich mit den Mausoleen der ersten und bedeutendsten der Grossmogule.

Das Grabdenkmal des Kaisers Humayon, das ihm von seiner Gemahlin errichtet worden ist, ist ein Kolossalgebäude, aber gleichzeitig ein Wunderwerk von höchst eindrucksvoller und edler Architektur. Das achteckige Bauwerk steht innerhalb einer mächtigen Mauer, die einen ausgedehnten, duftenden und schattigen Garten umgrenzt. Auf einem weiten und hohen Plateau von schön geformten Bogengängen ruht das von einem mächtigen Dome gezierte eigentliche Mausoleum aus rotem Sandstein. Reiche Verzierungen und Einlagen von weissem Marmor geben dem düsteren Gestein ein freundlicheres Aussehen. Das Marmorgrab des Kaisers ruht unter der herrlich gewölbten Kuppel und ist ohne irgendwelche Verzierungen oder Inschriften. Hamidah Bano, die Erbauerin des Mausoleums, und noch einige andere Angehörige der kaiserlichen Familie haben gleichfalls hier ihre letzte Ruhestätte gefunden. Hierher floh auch Bahadur Shah, der letzte König von Delhi, mit seinen beiden Söhnen, als im Aufstande 1857 Delhi endlich nach furchtbarem Ringen in die Hände der Engländer gefallen war.

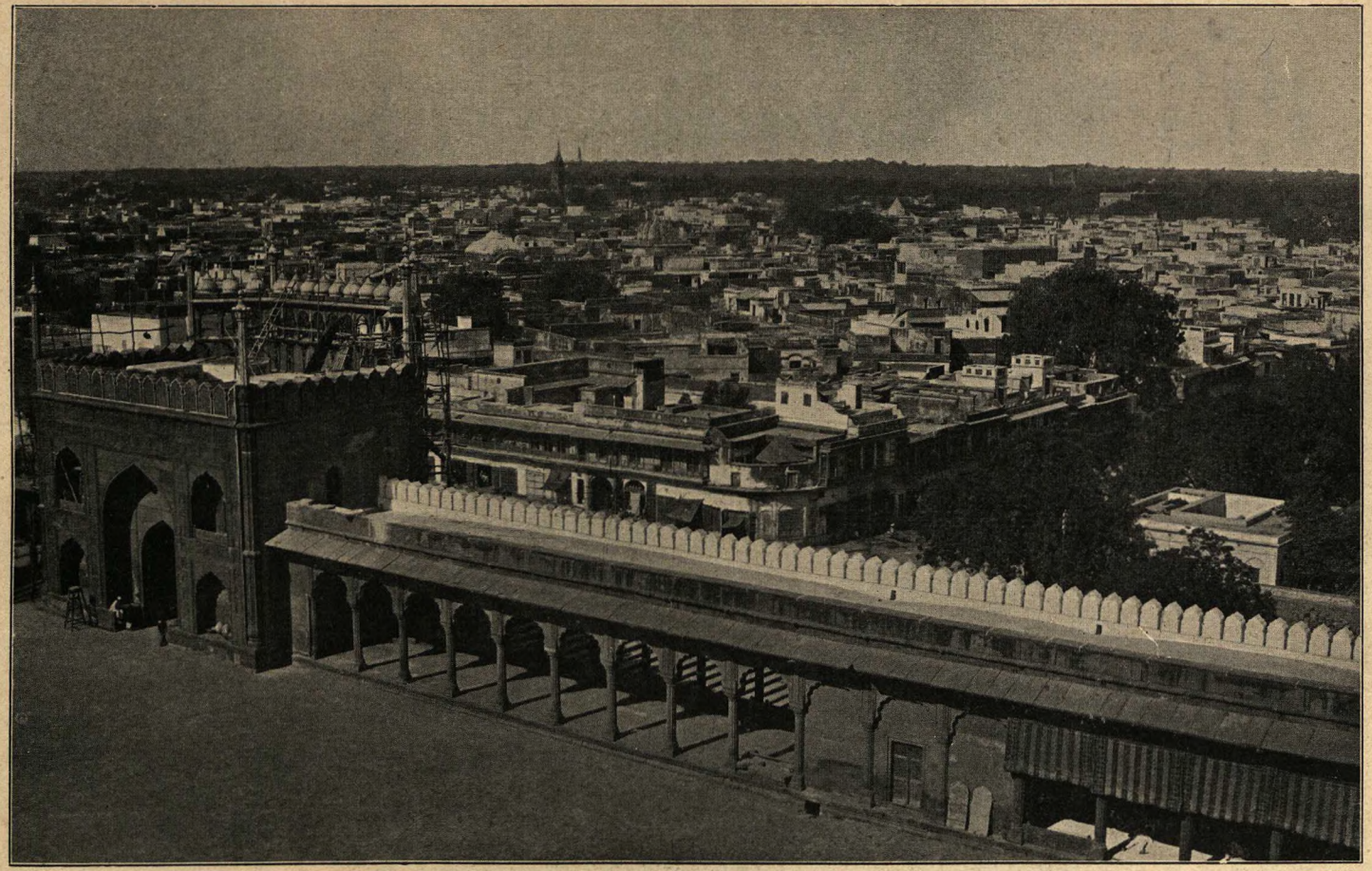
Den Rückweg nahmen wir auf derselben gut erhaltenen Fahrstrasse, in deren schattenspendenden Riesenbäumen zu beiden Seiten Scharen von grünen Papageien und andern, zum Teil herrlich befiederten Vögeln sich tummelten, während reizende Eichhörnchen mit grauen parallelen Längsstreifen

auf dem Rücken furchtlos ihr munteres Spiel trieben. Dem Umstand, dass die Hindureligion das Töten von Tieren verbietet, verdankt man in Indien eine reiche Entfaltung der Tierwelt in unmittelbarster Nähe menschlicher Wohnungen. Die breite Landstrasse war ausserdem belebt durch malerische Zebuwagen, durch seltsame Ochsen- und Kamelreiter, durch Herden von kleinen grauen Eseln, von schwarzen Ziegen und langschwänzigen Schafen. Darunter mischten sich zahlreiche Fussgänger, zum Teil nur spärlich bekleidet, zum Teil aber auch höchst buntfarbig und anmutig herausgeputzt.



Delhi. — Eine indische Milchfrau.
(Aufnahme des Verfassers.)

Nach dem Tiffin, das, wie in allen indischen Hotels, nur aus kalten Speisen bestand (als Hauptmahlzeiten gelten das erste Frühstück zwischen 9 und 10 Uhr morgens und das Mittagsmahl zwischen 6 und 7 Uhr abends), fuhr ich mit meinem Führer nach der berühmten Festung der Grossmogule, dem Fort, das zugleich sämtliche Palastwohnungen enthält. Die Engländer haben heute viele der geräumigen Gebäude in Vorratskammern und Magazine umgewandelt und auch zum Teil an den weiten freien Plätzen Kasernen und sonstige strategische Bauwerke errichtet. Immerhin aber bietet sich dem Beschauer noch reichlich Gelegenheit, sich eine Vorstellung von dem überschwenglichen Glanze zu machen, der den gewaltigen Herrschern einst zur Befriedigung ihrer übertriebenen Prunksucht dienen musste, und zu dessen



Panorama von Delhi.

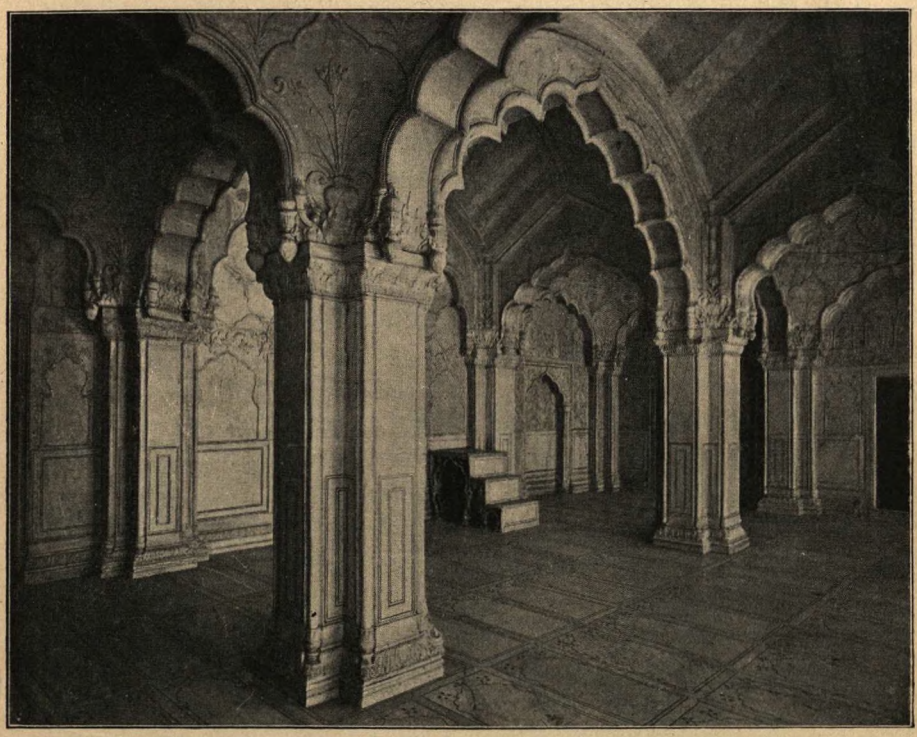
Entfaltung das Vermögen von fast zweihundert Millionen Menschen verschwendet wurde.

Auf drei Seiten ist das Fort von hohen und festen Mauern umgeben, die gleich der Stadtmauer von Jeypore jenen eigenartigen Aufsatz von wenig voneinander getrennten, massiven Spitzbogen tragen. Die Ostseite der Festung liegt am Ufer der wasserreichen Jumna und besitzt keine Mauer. Im Süden und Westen befinden sich zwei mächtige Tore, das Delhi- und das Lahoretor. Wir nahmen unsern Eingang durch das letztere und betraten durch eine edel gewölbte Vorhalle den sogenannten Diwan-i-Am, die öffentliche Empfangshalle. Von langen Reihen schön geschnittener Säulen ist sie gestützt, und früher, als diese noch mit weissestem Stuck und kunstvoller Goldmalerei geziert waren, muss der Anblick zusammen mit dem dichtem Gedränge der dem Kaiser huldigenden Menge ein feenhafter gewesen sein. Der Thron der Mogule ist in etwa drei Meter Höhe in die einzige vorhandene Wand eingelassen und durch eine Tür mit den Hintergebäuden verbunden. Die eingelegte Arbeit des von vier schlanken Marmorsäulen geschmückten Thrones ist von so wunderbarer Feinheit und von so blendender Farbenzusammenstellung, wie ich sie weder in Lahore noch an dem Tempel zu Amritsar vorgefunden hatte. Eine Fülle von kostbaren Steinen ist hier verwendet, um in verschiedenen Abtönungen Blumen und Blüten zu erzeugen, die an Frische und Form ihren natürlichen Vorbildern nicht nachstehen. Zu meinem Erstaunen fand ich unter den kostbaren Malereien der Wände auch Nachbildungen von Vögeln und andern Tieren Hindustans. Bekanntlich verbietet der Koran die Nachbildung von lebenden Wesen, und ich kann mich auch nicht erinnern, weder vorher noch nachher ähnliche Malerei gesehen zu haben. Gerade dieses Verbot ist es, das die zu höchster Vollkommenheit gelangte Entwickelung der Linien und Formen in der Architektur der Mohammedaner bedingt hat. — Als Schöpfer dieser kunstvollen Einlagen nennt man allgemein Austin de Bordeaux, der, nachdem er verschiedene europäische Fürsten durch geschickt gefärbte Edelsteine betrogen hatte, an den Hof von Shah Jehan kam, diesem seine Dienste anbietend. Er soll zu hoher Gunst bei dem prachtliebenden Kaiser gelangt sein, und man schreibt ihm auch einen Teil der Arbeiten an dem göttlichen Taj in Agra zu.

Der Diwan-i-Khas, die geheime Empfangshalle, wahrscheinlich nur für die Grossen des Reiches bestimmt, spottet in seiner wunderbaren Ausführung in blendendem weissen Marmor jeglicher Beschreibung. Die auf allen Seiten offene Säulenhalle trägt nicht nur die schon oft erwähnten künstlerischen Einlagen, die dem Geschmacke der damaligen Kaiser besonders entsprochen haben müssen, sondern ist ausserdem aufs reichste vergoldet, jedoch in keiner Weise überladen. Wohlbewusst, welches Kunstwerk er hier geschaffen, liess Shah Jehan über einige der Bogengänge die stolzen Worte in persischen Zeichen schreiben:

„Wenn es auf Erden gibt ein Paradies,
So ist es dies, so ist es dies, so ist es dies!"

Wer von solcher Zauberpracht erzählen hört und mit eigenen Augen die immer noch staunenerregenden Reste ehemaligen Glanzes geschaut hat, den reizen nicht mehr die Schilderungen aus Tausend und einer Nacht, denn was nur im Reiche der Märchengeister möglich schien, das haben jene mächtigen Indierkönige in Wirklichkeit weit übertroffen.



Das Innere der Moti Musjid (Perl-Moschee) in Delhi.

Dicht an den prächtigen Diwan-i-Khas stossen die Gemächer der Frauen. Von diesem sind sie zum Teil durch einen wunderbar gemeisselten Marmorschirm getrennt; hinter ihm konnten die Haremsdamen ungestört den Verhandlungen der Fürsten beiwohnen.

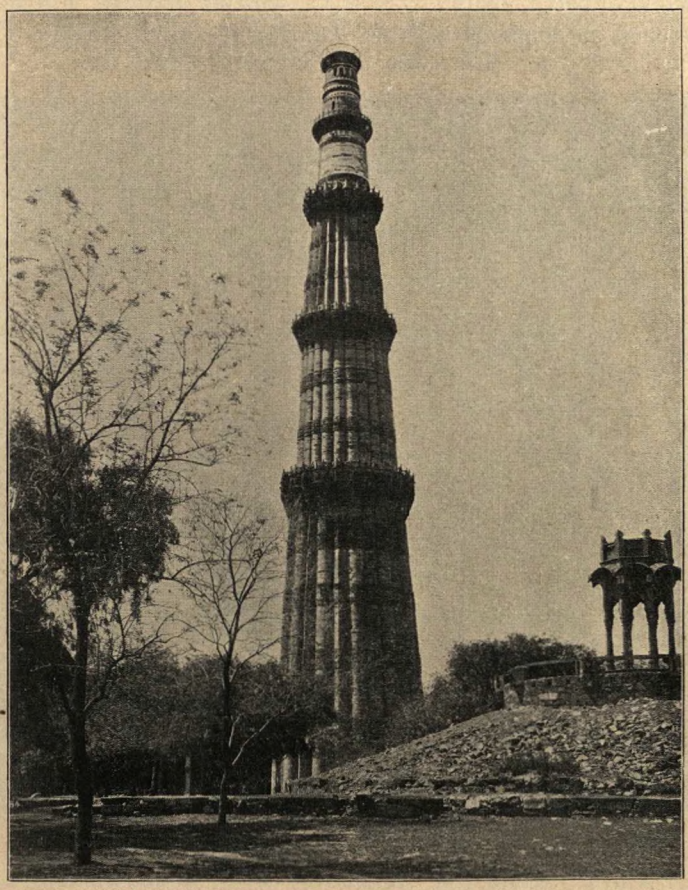
Als Abschluss meiner hochinteressanten Rundfahrt am ersten Tage wurde der Besuch der Jumma Musjid, der grossen Moschee von Delhi, bestimmt. Wenn auch die Verbindung von rotem Sandstein und weissem Marmor nicht so gut wirkt wie ein Gefüge aus nur einfarbigem Baumaterial, so ist doch der Eindruck dieser grössten aller Moscheen ein gewaltiger, um so mehr, als abweichend von den meisten andern mohammedanischen

Tempeln das Riesenbauwerk auf einem hohen Plateau thront. Die beiden schlanken Minarets, die in einer Höhe von 39 m dem blauen Himmelszelte entgegenstreben, tragen viel zur Wirkung des Ganzen bei. Auf einer hohen Flucht von breiten Treppen gelangt man auf die Plattform. Schöne Säulenhallen führen rings um den weiten gepflasterten Platz, dessen Inneres ein grosses Marmorbecken einnimmt, an dem zahlreiche Muselmänner ihre heiligen Waschungen verrichten. Die drei Riesenmarmorkuppeln der Moschee, welch letztere in einer Länge von 60 m und einer Tiefe von 36 m die nach Mekka gerichtete Seite des grossen Hofes einnimmt, stehen in herrlichem Verhältnisse zu dem gewaltigen Unterbau. In diesem sah ich etwa 100 Gläubige in tiefer Inbrunst auf den Knien liegen. Das eigenartige Gebaren der Betenden, das regelmässige Niederfallen auf das Gesicht und das wie auf ein Kommandowort erfolgende Wiederaufrichten des Körpers, erschien mir bei aller Achtung vor der zum Teil recht vernünftigen Religion der Mohammedaner eher als die Vorführung von Freiübungen in der Turnhalle, denn als wahrhaftige Ehrfurchtsbezeugungen vor dem grossen Allah. Ich nahm Zuflucht zu dem Spruche: „Andere Länder, andere Sitten". — Von der Spitze des einen der hohen Minarets genoss ich eine bezaubernde Aussicht auf die unten ausgebreitete Stadt und die Umgegend, auf der in nur geringer Ausdehnung die Trümmer von acht Delhis ausgestreut liegen.

Etwa achtzehn Kilometer südwestlich von Delhi erhebt sich der Kutub Minar, die stolze Säule, die bis zur Errichtung des Eiffelturmes als höchster alleinstehender Turm der Welt gegolten hat. Ihm galt am Morgen des zweiten Tages mein erster Besuch. Sein Anblick überwältigte mich, und mein Staunen wuchs, je länger ich an dem in die Wolken ragenden Riesenturme emporsah. In fünf Stockwerken steigt der Wunderbau zu einer Höhe von 72 m auf. Während der Durchmesser der runden Grundfläche mehr als 14 m beträgt, misst derjenige der Spitze nicht ganz 3 m. Die Verjüngung der fünf Glieder in Stärke und Höhe ist wunderbar, ihr Ebenmass ist es besonders, was den Turm so eindrucksvoll gestaltet. Obgleich der Kutub Minar auf fast sieben Jahrhunderte zurückblickt, ist er doch noch so vollkommen erhalten, dass man glauben möchte, der Steinmetz habe erst vor kurzem den letzten Meisselschlag getan. Die zahlreichen Inschriften, die als besonderes Schmuckwerk den Turm umkränzen, sind von ungewöhnlicher Schärfe. Die drei unteren Stockwerke sind aus härtestem roten Sandstein erbaut, während man die beiden oberen völlig aus weissem Marmor errichtet hat. Der Volksmund besagt, dass der Kutub von einem Hindufürsten erbaut sei, damit seine Tochter von der Spitze die Fluten des Jumnaflusses zu schauen vermöge. Ich liess es mir nicht nehmen, auf der fast 400 Stufen zählenden Steintreppe emporzuklettern und oben die wunderbare Aussicht zu geniessen. Vor tausend Jahren würde ich zu meinen Füssen die blühende Hauptstadt eines bedeutenden Hindureiches erblickt

haben. Heute waren es nur zerfallene Torwege und Säulenhallen, mohammedanische Gräber und Moscheen. — Die Luft war mit Gewitterwolken erfüllt, und es war interessant, dem Knistern der den etwa zehn Blitzableiterspitzen entstrahlenden Erdelektrizität zu lauschen.

Von den in der Nähe befindlichen Trümmern sind die der Moschee Kutbu'l Islam, deren Bau am Ende des 12. Jahrhunderts begonnen worden



Der Kutub Minar bei Delhi.

sein soll, also etwa zur selben Zeit wie der Kutub Minar, hervorzuheben. Sogar als Ruine ist diese Moschee noch ein Wunderwerk zu nennen, die edeln, hochgewölbten Torgänge mit kunstvoll gemeisselten Verzierungen sind von hervorragender architektonischer Schönheit. Leider berichtet eine Inschrift über dem Eingange, dass das Baumaterial zu dieser Moschee durch die Zerstörung von 27 prächtigen Hindutempeln beschafft worden ist. In dem weiten Hofe dieser Trümmerreste steht eines der bemerkenswertesten

Altertümer Indiens. Es ist dies eine massive Eisensäule von etwa 7 m Länge und 40 cm Durchmesser. Viele Inschriften weist der völlig blanke Schaft auf, darunter auch eine uralte Sanskrit-Eingravierung, aus der man das Alter der Säule auf etwa 1600 Jahre geschätzt hat. Auf dem Rückweg fuhren wir durch das aus der Wiedereroberung von Delhi durch die Briten im Jahre 1857 berühmt gewordene Cashmere-Tor. Am 14. September des erwähnten Jahres gelang es einigen mutigen Briten, hier die ersten Breschen zu schlagen und mit Aufopferung des Lebens das Tor zum



Hindu-Architektur in der Nähe von Delhi.

Teil in die Luft zu sprengen. In den Annalen der britischen Geschichte wird die Niederkämpfung des gefährlichen indischen Aufstandes ein ewiger Triumph bleiben. Es muss einen stets mit Erstaunen erfüllen, wenn man bedenkt, wie es England versteht, das unermessliche indische Reich mit seiner klugen und fähigen Bevölkerung von fast 300 Millionen Köpfen mit einer Handvoll Soldaten in Schach zu halten. Das scharf ausgeprägte Kastenwesen der Indier und die dadurch bedingte Uneinigkeit derselben ist in der Hauptsache ein Grund hierfür. Ueberdies möchte es den Eingeborenen schwer werden, ein leichteres Joch zu finden als das englische.

In der Hauptstrasse der Geschäftsstadt, der Chandni Chauk, befinden sich die schönsten Läden oder vielmehr die schönsten und kostbarsten Waren ausgestellt, denn von Läden im europäischen Sinne kann man nicht sprechen. An Silber- und Goldwaren, an Edelsteinen und Elfenbeinmalerei, besonders aber an Stickereien, Teppichen und Schals sind ganz bezaubernd schöne Erzeugnisse zu sehen, und die Kauflust erreicht ihren Höhepunkt, wenn ihr der seichte Stand des Geldbeutels nicht Einhalt tut, denn feine indische Erzeugnisse sind auch in Indien sehr kostspielig.

In der Chandni Chauk besuchte ich einen Spielwarenhändler, mit dem ich in Geschäftsverbindung zu treten wünschte. Wenn auch der Laden dieses Mannes in Europa einem bescheidenen Höker keine grosse Ehre ge-



Delhi. — Ein Tongefässdreher.

macht haben würde, so scheinen doch recht gute Geschäfte gemacht zu werden, wie ja überhaupt in Indien von dem Aeusseren der Handlung niemals auf den Reichtum eines Kaufmanns geschlossen werden darf, denn es kommt recht häufig vor, dass solche Schmutzbudenbesitzer sehr wohlhabend sind. Dieser Mann hielt es für besonders „gentlemanlike", die Geschäftsverhandlung nicht in seinem Laden vor aller Welt abzuwickeln, er sagte mir deshalb seinen Besuch im Hotel für abends an. Mit einem Dolmetscher und einem Berater stellte er sich um die genannte Stunde in meinem Zimmer ein, voran schritt ein Diener, der mir auf einer grossen Metallschale schön gruppierte getrocknete Früchte als Geschenk entgegenbrachte. Die Verhandlungen währten ziemlich lange, da es schwer fiel, den guten Leuten die Prinzipien der väterlichen Geschäftsführung klar zu

machen. Nachdem endlich ein günstiger Abschluss erzielt worden war, verabschiedete sich das malerisch gekleidete Kleeblatt.

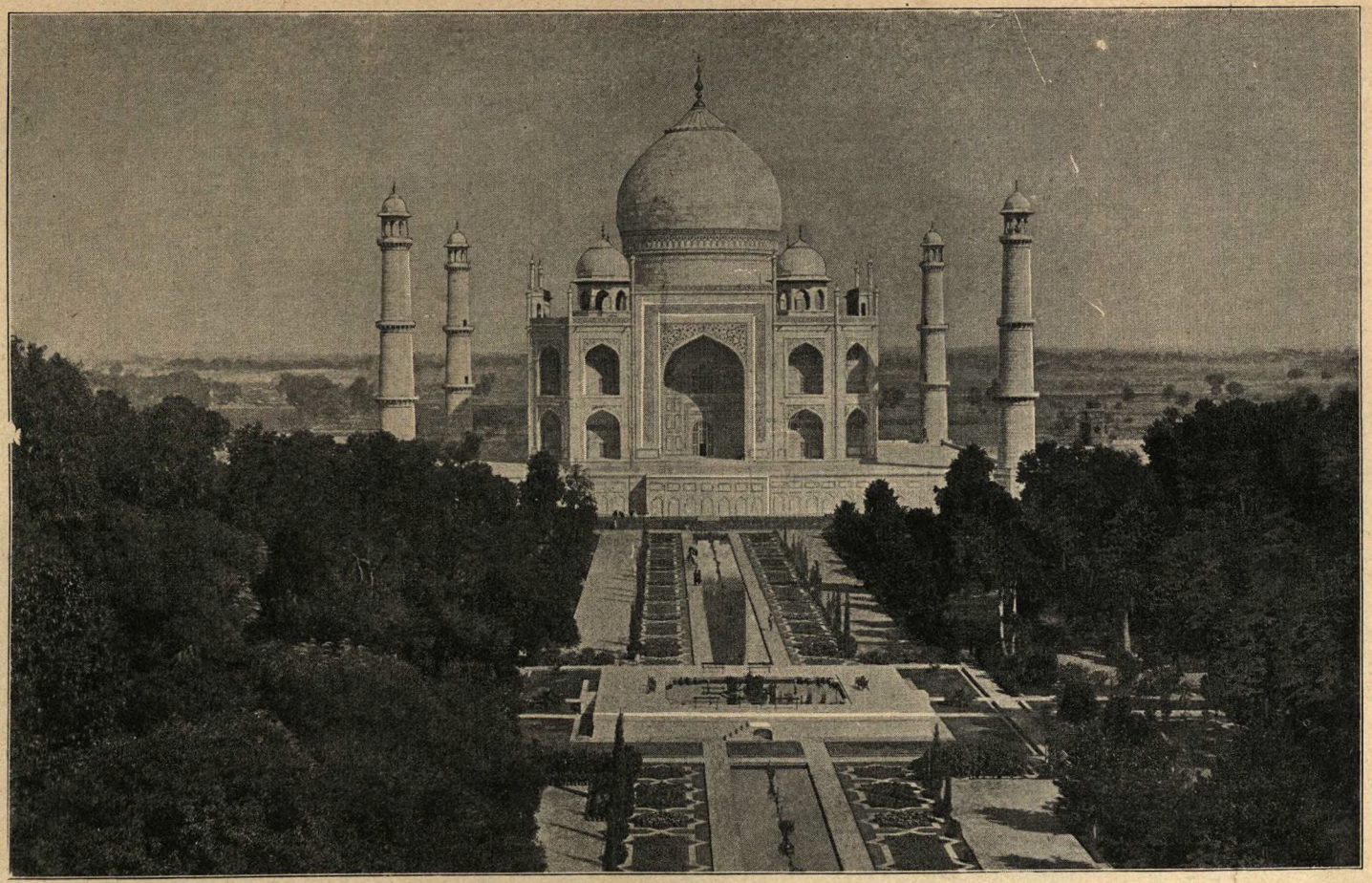
Die Fahrt von Delhi nach Agra am Sonnabend, den 25. Februar, nahm etwa acht Stunden in Anspruch und führte durch eine reich bebaute, zum Teil recht abwechslungsreiche Landschaft. Ich fuhr mit einem sehr netten jungen Franzosen zusammen, mit dem ich mich rasch soweit befreundete, dass ich die Reise bis Calcutta gemeinschaftlich mit ihm fortsetzte.

Wenn man im allgemeinen von Genüssen den besten bis zum Ende sich vorbehält, so muss ich gestehen, dass es uns in Agra unmöglich war, diesem wohlbedachten Grundsatze zu huldigen. Als es einmal zur Tatsache geworden war, dass wir uns in Agra und somit in der Nähe des schönsten Bauwerkes der Welt, des edeln Taj Mahal, befanden, da kannte unsere Ungeduld keine Grenzen mehr. Gleich nach dem Frühstück fuhren wir nach diesem wunderbaren Mausoleum der lieblichen Arjamand.

Ich hatte viele Beschreibungen des Taj gelesen, alle gipfelten in dem Ausdruck des höchsten Entzückens, der zauberischen Schönheit des edeln Bauwerkes, ich war deshalb auf das höchste gespannt, ja, manchmal fürchtete ich sogar infolgedessen, wie es so oftmals vorkommt, eine Enttäuschung. Als ich jedoch dem Taj von Angesicht zu Angesicht gegenüberstand, da schwanden jene Befürchtungen wie durch einen Windstoss vertrieben, ich stand festgebannt, meine Blicke unverwandt nach dem göttlichen Werke aus Menschenhand gerichtet. Parsifal konnte kein grösseres Entzücken empfinden beim ersten Betreten von Klingsors Zaubergarten, als es mich erfüllte bei dem Anblick des Taj.

Shah Jehan ist der Erbauer des an Schönheit unerreichten Grabmales. Am Sterbebette bat der Kaiser seine Lieblingsfrau um ihren letzten Wunsch. Sie antwortete ihm, dass er ihr als Denkmal das schönste Bauwerk des Weltalls errichten möge. Shah Jehan versprach es, und nie ist ein Mensch seinem Versprechen in vollkommenerer Weise gerecht geworden als dieser Herrscher. Er hat ein Werk geschaffen, makellos an Ebenmass, berauschend an Schönheit und unvergleichlich an eindrucksvoller Wirkung.

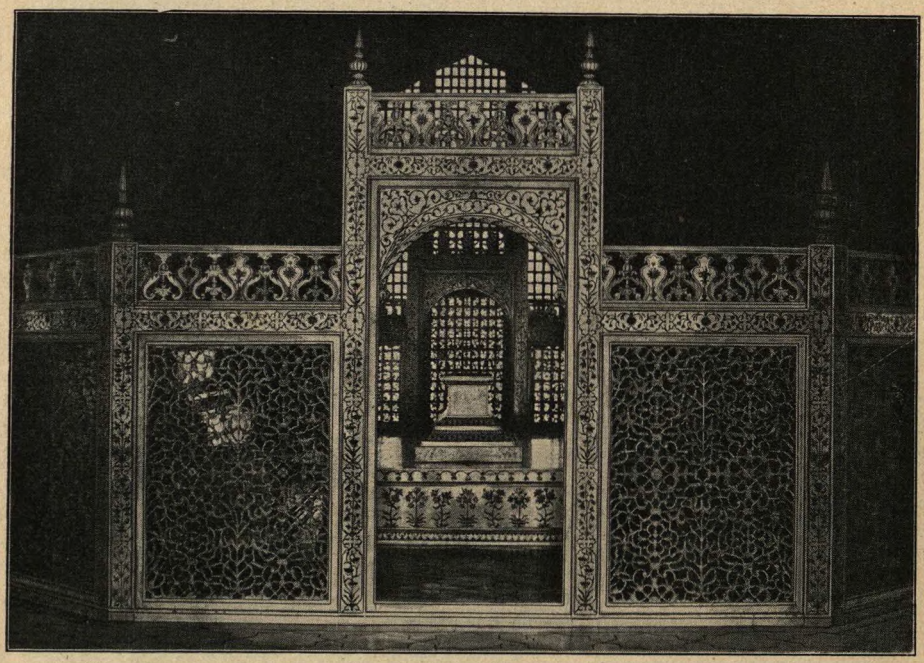
In langer Flucht zieht sich ein breiter Wasserkanal mit vielen Springbrunnen dahin. Duftende bunte Blumenbeete zieren die Seiten, und links und rechts dehnt sich ein entzückender Garten mit schattigen Bäumen und blütenreichen Sträuchern aus, in denen zahllose, bunt gefiederte Vögel ihren melodischen Gesang erklingen lassen. In der Ferne endlich, hinter graziösen und tiefernsten Zypressen, steigt das blendend weisse Marmorgefüge des Taj empor. Eine gewaltige Plattform trägt den erhabenen Riesenbau, von dem aus ein edelgeformter Dom in das blaue Azur des Himmels strebt. Vier liebliche kleine Kuppeln fügen sich in schönem Ebenmass an den Hals des Domes an, während sich an jeder Ecke des weiten Plateaus ein hohes,



Der Taj Mahai in Agra.

schlankes Minaret erhebt, dem Wunderwerke einen wirkungsvollen Rahmen gewährend.

Der Umstand, dass zu dem Bauwerke in allen seinen Teilen nur weisser Marmor verwendet ist, drückt ihm das Gepräge edelster Einfachheit auf. Sie ist aber in solch erhabener Weise, in solch poetischen Zügen zum Ausdrucke gebracht, dass sie den Beschauer zu Tränen zu rühren vermag, dass sie ihn in träumerischer Bewunderung, in masslosem Anstaunen aufgehen lässt. Welche Gefühle finden sich nicht in dieser Marmorperle aus-



Agra. — Die Marmoreinfriedigung der Särge Shah Jehans und seiner Gemahlin Ariamand im Innern des Taj Mahal.

gesprochen: grenzenlose Liebe, aber auch bitterste Verzweiflung. So mag der Anblick des Taj zugleich dem Herzen eines Liebenden und dem eines Trauernden Seelenwonnen spenden. Der Dichter mag in ihm Poesie, der Musiker liebliche Tongefüge finden, kurzum, jedermann wird hier nach seiner Individualität seine höchsten Ideale in Marmor nachgebildet wieder erkennen. Darum hatte auch noch niemand an dem Werke etwas zu mäkeln, darum wird jeder in den Ausruf mit mir einstimmen: Solche göttliche Vollkommenheit ist unmöglich in Worte zu kleiden, und auch der Pinsel vermag hier keine Lorbeeren zu ernten!

Langsam war ich inzwischen vorgeschritten; erst als ich in unmittelbarer Nähe des Grabmales stand, vermochte ich mir eine Vorstellung von

seiner Riesengrösse zu machen. Ich stieg die hohen Treppen zur Plattform hinan und wurde dort von neuem in Entzücken versetzt, als ich die wunderbaren Einlagen aus Marmor und Halbedelsteinen, die herrlichen Blumenreliefs und die künstlerischen Koraninschriften gewahr wurde. Sie bezeichnen den Höhepunkt indischer Kunst. Aehnliches ist wohl seither nie wieder geschaffen worden.

Nun trat ich auch in den von dem herrlichen Dome überwölbten Raum ein, der von einem sanft abgetönten, magischen Licht erfüllt war. Durch doppelte Marmorfiligranschirme wird das grelle Tageslicht in wohltuender Weise abgeschwächt. Der Friede und die heilige Stille des Innern gewinnen dadurch noch an zauberhafter Wirkung. In einer Eingrenzung von herrlichstem Marmornetzwerk, das gleichfalls an makelloser Ausführung unerreicht dasteht, steht der Sarg der reizenden Arjamand, der Mumtaz-i-Mahal, d. i. die Auserkorene, dicht daneben der Steinsarg Shah Jehans. Beide Grabsteine sind mit den wunderbarsten Mosaikarbeiten ausgeschmückt. In Wirklichkeit ruhen die beiden Liebenden in einem unterirdischen Grabgewölbe, wo weniger reich verzierte Marmorblöcke ihre Grabstätten bezeichnen.

Als einer der Wärter in arabischer Sprache den bekannten Glaubenssatz der Mohammedaner: „Es gibt keinen andern Gott als Allah" lang hingezogen in den herrlich gewölbten Dom hinauf rief, da schien es, als wenn der weite marmorne Raum von Engelstimmen erfüllt sei.

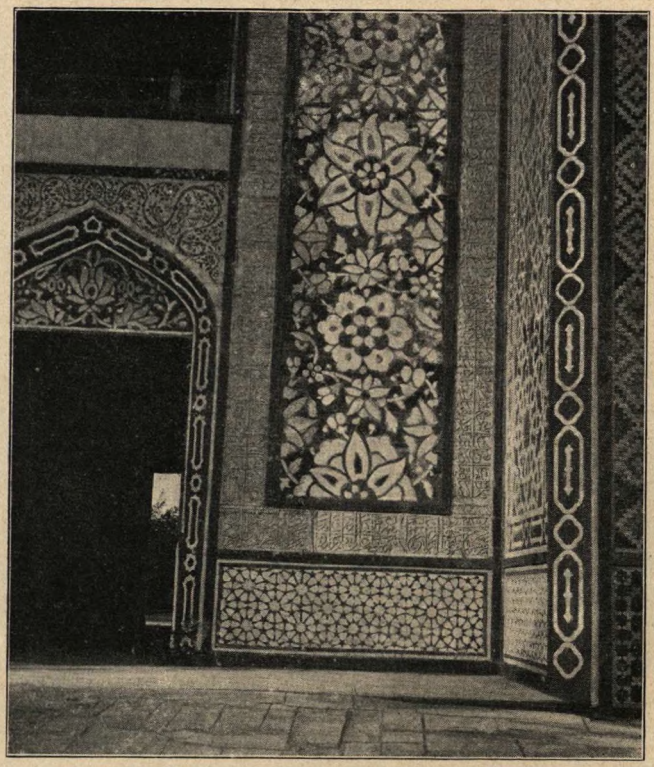
Ich habe den Taj im ganzen dreimal besucht, und jedesmal fiel es mir schwerer, mich von ihm zu trennen; im sanften Scheine des Vollmondes erschien er mir vielleicht am märchenhaftesten.

Da ich überzeugt bin, dass die mangelhafte Schilderung meiner Eindrücke dem Leser unmöglich zu einer Vorstellung von der wahren Schönheit des Taj verhelfen kann, so will ich wenigstens versuchen, ein Bild von den Grössenverhältnissen und den Kosten des Grabmales zu geben.

Die Plattform, auf der sich das Mausoleum erhebt, misst 94 m im Geviert und ist 5½ m hoch. Das Grabmal selbst bedeckt ein Quadrat von 56 m Länge, dessen Ecken jedoch in einer Ausdehnung von 10 m abgeschnitten sind. Hierdurch wird die achteckige Gestalt bedingt. Der Dom hat einen Durchmesser von 17 m und ist 24 m hoch. Der ganze Bau erhebt sich 92 m über der Erde, während die Minarets nur eine Höhe von 45 m erreichen. 20 Jahre lang sollen 20 000 Menschen an dem Bau des Taj gearbeitet haben, die Herstellungskosten werden zwischen 18 und 100 Millionen geschätzt. Sie sind insofern sehr schwer zu beurteilen, als ein grosser Teil der Arbeit überhaupt nicht bezahlt worden ist, weil viele der indischen Rajas es als eine Ehre ansahen oder ansehen mussten, durch reiche Geschenke zur Beschaffung der Materialien beizusteuern. Aus Shah

Jehans eigenen Memoiren ist zu ersehen, dass die Steinmetzen nur drei Millionen Rupien für ihre Arbeit erhielten.

Am Nachmittag besuchten wir das Grabmal des grossen Akbar, das sich etwa 9 km von Agra, in Secundra, erhebt. Es steht in einem weiten, ziemlich verwahrlosten Garten von schattigen Bäumen und stolzen Palmen. Der treppenförmig sich nach oben verjüngende Bau besteht aus vier Stockwerken, die, von weiten Säulengängen umrahmt, wenig Schönheit aufweisen.



Agra. — Mosaik am Eingangstor zu Akbars Grab.

Das oberste Stockwerk, das allein aus weissem Marmor errichtet ist, besitzt jedoch in seinen entzückenden Marmorschirmen, die die Aussenseiten der Säulengänge bekleiden, einen herrlichen Kunstschatz. Jede Seite des Quadrates enthält elf solcher Marmorschirme, die selbst wieder in zwölf Teile abgegrenzt sind. Die Netzwerke, die in jedem der Fenster ein anderes Muster zeigen, sind in solch feiner und zarter Weise aus dem Marmor ausgemeisselt, dass sie, aus der Ferne gesehen, Spitzengeweben gleichen. Das Mittelfeld der Schirme ist gewöhnlich offen gelassen, und aus jedem bietet sich eine wunderbare Fernsicht in die von goldener Tropensonne verklärte

Umgebung. Dieses oberste Stockwerk ist völlig unbedeckt, in der Mitte einer erhöhten Marmorplattform ruht der mächtige, aber schmucklose Marmorsarg. Das blaue Himmelsgewölbe bietet ihm die einzige Decke. In der Spitze einer kleinen Marmorsäule, die sich unweit des Grabsteines erhebt, wurde einst der berühmte Diamant Koh-i-Nur gefunden, der erst nach Persien geschleppt wurde, später aber in den Besitz von Ranjit Singh in Lahore überging. Seit 1850 ziert er das Diadem der Königin von England.

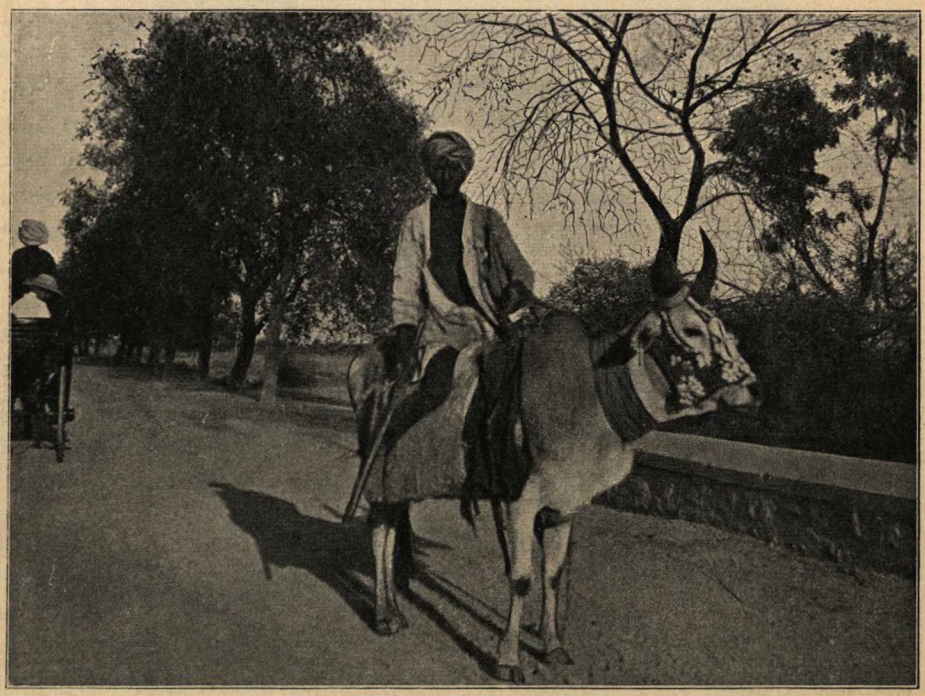
Ein drittes Grabmal ist das des I'timadu-daulah, des Vaters der Nur Jehan, Gemahlin Jehangirs. Es liegt in einem wohlgepflegten Garten von geringer Ausdehnung am linken Ufer der Jumna, die wir auf der langen Eisenbahnbrücke kreuzten. Infolge seines zierlichen Baues und seiner Marmoreinlagen, die man bei dem ersten Blick für kunstvolle Malerei zu halten geneigt ist, verdient das Mausoleum mehr als jedes andere Gebäude in Agra, ein kostbares Schmuckkästchen genannt zu werden. Die Marmornetzwerke des Mittelbaues kommen an Feinheit denen des Taj nahezu gleich und wirken infolge ihrer günstigeren Lage im vollen Sonnenlicht vielleicht noch mehr, als jene im gedämpften Scheine des Marmordomes.

Das Fort, das wir am folgenden Morgen in Augenschein nahmen, ist in weit grösserem Stil und in noch vollendeterer Pracht erbaut, als das zu Delhi. Das war eine Pracht an kunstvollen Bauten, eine überschwengliche Fülle an Prunk und Kostbarkeiten, die selbst die buntesten Schilderungen in den von mir einstmals verschlungenen Märchengeschichten in den Schatten stellten. Hier sah ich die wunderbarsten Marmorbauten, mit Gold und edlem Gestein aufs reichste verziert, ich sah weitläufige Marmorbäder, mit Rankenwerk und Blumen aus kostbarstem Material geschmückt. Hier führten die flachen Kanäle hinein, durch die die Kaiser Ströme von würzigem Rosenwasser in die Bäder gossen, in denen sich reizende Frauengestalten tummelten. Da waren winkelförmig zueinander gestellte kleine Spiegel in die Decken und Wände eingefügt, in denen sich die Badenden tausendfach widerspiegeln konnten. Anzeichen deuten darauf hin, wie einst das Wasser von Stufe zu Stufe in kleinen Fällen plätscherte und wie durch die dahinter aufgestellten bunten Lämpchen eine magische Beleuchtung erzeugt wurde. Vier Kaiser haben hier nacheinander ihre launenhaften Ideen zur Ausführung gebracht und dabei das Vermögen des indischen Volkes verschwendet, lediglich um ihren Gelüsten nach Prunk zu genügen. Den edelsten Schmuck des Forts gewährt die prächtige Perlmoschee, die in ihrer makellosen Ausführung in fein geadertem Marmor, in den graziösen Formen ihrer Bogen und Säulen ein seltenes Prachtstück mohammedanischer Architektur ist.

Am späten Nachmittage unternahmen wir noch eine Rundfahrt durch die Stadt und besuchten einige der Werkstätten, wo hauptsächlich kunstvolle Mosaiken von den verschiedenartigsten Halbedelsteinen, wie Malachit, Lapis Lazuli, Achat, Jaspis, Porphyr u. a., in schön geformten Marmor-

platten gearbeitet wurden. Wir sahen hier, dass die alte Kunst der Indier, die zur Zeit der Grossmogule in ihrer höchsten Blüte stand, noch immer gepflegt wird.

Bei unserer Fahrt durch eine der engen und dicht bevölkerten Strassen wurden wir einmal durch einen höchst phantastischen Hochzeitszug aufgehalten. Schon aus der Ferne kündete er sich durch einen dumpfen Paukenschall und schreckliches Trommelgetön an. Knaben auf bunt geschmückten Pferden bildeten die Spitze. Sie trugen Fahnen oder fratzenhafte Götzen-



Agra. — Ein indischer Bettler.
(Aufnahme des Verfassers.)

gestalten und vollführten nach Kräften einen höllischen Lärm. Später folgten zwei von Männern getragene Riesenpferde, aus Holz und Papier zusammengestellt und auf dem Rücken eine hässliche Puppe tragend. Erst ganz am Ende trug man den reich geschmückten jungen Bräutigam in einem Palankine in feierlichem Schritt, gefolgt von einer Anzahl von höchst wunderlichen Hindu-Equipagen, in denen sich die Angehörigen des „Glücklichen" befanden.

Ob er wohl glücklich zu nennen ist, der Bräutigam? Nach unsern Begriffen wohl kaum. Die Hindus heiraten meist schon im Alter von zehn bis zwölf Jahren; man will dadurch eine natürliche Liebesneigung unter-

drücken, die bei dem strengen Kastenwesen zu bösen Folgen führen könnte. Die Eltern vereinbaren unter sich die Vermählung ihrer Kinder, und an einem Tage, der von einem zu Rate gezogenen Priester oder Wahrsager für besonders günstig erklärt wird, findet unter langwierigen Zeremonien die Zusammenführung der Kinder und ihre Vermählung statt. Nach dieser förmlichen ersten Heirat leben die Kinder wieder bei ihren Eltern, und erst, wenn die Natur ihre Rechte zu verlangen beginnt, findet eine zweite Heirat



Kamel mit seinem 24 Stunden alten Jungen. — Unweit von Agra.
(Aufnahme des Verfassers.)

statt, nach der das Ehepaar — immer noch ein recht jugendliches — ein eigenes Heim bezieht.

Die etwa zwölfstündige Fahrt nach Lucknow führte über das im grossen indischen Aufstande so furchtbar heimgesuchte Cawnpore (auch Kanhpur). Hunderte von wehrlosen europäischen Frauen und Kindern wurden hier auf Befehl eines der grausamsten Rebellenführer, Nana Sahib, nach den qualvollsten Torturen hingeschlachtet, und ebenso viele tapfere Verteidiger des kleinen Forts fielen durch schändlichen Verrat in die Hände der Aufrührer. Mit Staunen und äusserster Hochachtung ersieht man aus der Geschichte des Aufstandes von 1857, wie wacker sich die kleine Schar der britischen Soldaten gehalten hat, wie heldenhaft sie, jeglicher Gefahr Trotz bietend, alles daran setzte, um den Ruf der englischen Nation zu wahren, um ihn

durch eine energische und rasche Niederkämpfung der gefahrdrohenden Bewegung erhabener als je zu gestalten.

Lucknow (auch Lakhnau) ist mit einer Einwohnerzahl von 272 600 nach Calcutta, Bombay und Madras die volkreichste Stadt des indischen Kaiserreiches. Sie mag wohl die hübscheste Stadt von Hindustan genannt werden, besonders da hier europäischer Einfluss infolge der grösseren Anzahl der weissen Bewohner weit mehr zur Geltung gelangt ist, als in irgendeiner andern Stadt des Innern. Ich fand hier zum erstenmal wieder nach Jeypore, Amritsar, Delhi und Agra schöne europäische Läden und zahlreiche schmucke Villen und Landhäuser. Prächtige, sich lang hinziehende Baumalleen, in denen manch elegante Equipage das Auge erfreut, herrliche Parkanlagen mit Statuen und duftenden Blumenbeeten geben dem Platze ein überaus feines und mehr abendländisches Gepräge.

Seit 1775 ist Lucknow die Residenzstadt der mächtigen Indierfürsten von Oudh gewesen. Wenn diese das Leben der Grossmogule an Glanz und Ueppigkeit trefflich nachzuahmen wussten, so verstanden sie es doch nicht, in ihren Palästen die edle Architektur jener zu kopieren, und ich war fast froh, als ich mit der Besichtigung der vielen, meist geschmacklosen, umfangreichen Gebäude in ihrer Bekleidung von gelbem Stuck zu Ende war.

An Denkwürdigkeit am interessantesten ist die unter dem Namen „Residency" bekannte Gruppe ruinenhafter Gebäude im nördlichen Teile der Stadt. In diesen nur sehr schlecht befestigten Platz hatten sich bei Ausbruch der Empörung im Jahre 1857 die wenigen Europäer mit ihren Frauen und Kindern, wie auch die kleine Schar bewaffneter Macht geflüchtet. Unter den unsäglichsten Entbehrungen und Mühsalen gelang es den wackeren Verteidigern, während fast vier langen Monaten erfolgreich den Anstürmen von 50 000 Rebellen zu trotzen. Die zerschossenen und zerstörten Mauern, die Trümmer der dachlosen Gebäude, kurz die tausendfachen Wirkungen einer langdauernden Beschiessung, bieten noch jetzt einen ergreifenden Anblick dar.

Die Silberarbeiten, wodurch Lucknow bekannt ist und deren Manufaktur ich in verschiedenen Werkstätten der Eingeborenenstadt beobachtete, überraschten mich sowohl durch ihre schöne Ausführung, wie auch durch ihren billigen Kaufpreis. Alles wird in lochartigen Behausungen hergestellt, die, ohne Abgrenzung nach der Strasse, eine schrankenlose Beobachtung erlauben.

Noch am Abend des 2. März setzte ich meine Reise nach Benares fort, wo ich am nächsten Morgen gegen 10 Uhr anlangte.

Benares, die heilige Stadt der Indier, wo vor 2500 Jahren der weise Buddha seine hochsinnige Lehre vom Nirwana predigte, wusste mich in ihre Weise ebenso zu fesseln wie Delhi und Agra. Die zwei Tage, die ich dort

verweilte, brachten mir eine Fülle von wertvollen Eindrücken und gewährten mir einen tiefen Einblick in das Religionsleben der Hindus.

Benares erhebt sich an dem hohen Nordufer des breiten Ganges, der seine grünlichen Fluten nur träge dahinschleppt; das südliche (rechte) Ufer ist völlig flach und sandig. Der Umstand, dass der Ganges für den Hindu einen heiligen Zauber besitzt, lässt es erklärlich erscheinen, dass sich die Wohnungen und besonders der grösste Teil der Tempel dicht an dem Flusse erheben. So beträgt die Ausdehnung der Stadt am Ufer einige Kilometer. Und in dieser Ausdehnung türmt sich Haus über Haus, drängt sich Tempel



Benares. — Die heiligen Waschungen am Ganges.
(Aufnahme des Verfassers.)

an Tempel, Palast an Palast, und von diesem bunt durcheinander geworfenen, aber malerischen Chaos führen hohe breite Steintreppen bis hinab zu des Wassers Rande. Sie werden „Ghats" genannt, und man unterscheidet nicht weniger als 47 von ihnen. Das Leben auf und zwischen diesen Ghats ist ein unbeschreiblich reizvolles, ich konnte mich nicht satt an ihm sehen. In einem bequemen, kastenförmigen Boote fuhr ich stundenlang auf den stillen Fluten des heiligen Stromes dahin und liess das unerschöpflich wechselvolle Schauspiel an meinem Auge vorüberziehen. Tausende von frommen Hindus strömten auf den steilen Treppen hinab zum Ganges, um dort in seinen Wassern zu baden und inbrünstige Gebete an ihre Götter zu senden. Um etwas mehr Raum zu schaffen, hat man in den Fluss hinein

9*

schmale Bretterstände gebaut, auf denen zahllose Hindus sitzen, viele in stummem Nachdenken mit verklärten Augen, andere leise Gebete vor sich hermurmelnd oder von dem heiligen Wasser trinkend, manche auch ihre Opfergaben ausstreuend, um sich der verlorenen Gunst einer zürnenden Gottheit wieder zu versichern. Tausende von Männern, Frauen und Kindern stehen im Wasser, sich von den heiligen Fluten umspülen lassend oder mit hellblinkenden, schön geformten Metallgefässen sich Kopf und Brust begiessend. Die nackten, braunen Körper der Männer und die buntfarbigen, faltenreichen Tücher der meist sittsam gekleideten Frauen geben zusammen



Benares. — Tempelgründe am Ganges. — Munikarnika Ghat.
(Aufnahme des Verfassers.)

mit den grün schillernden Wasserfluten und den tausend goldglänzenden Metallgefässen ein Bild unsagbaren Reizes. Ueberall herrscht der grösste Anstand, wenn auch nicht immer die grösste Ruhe, denn das schöne Geschlecht vermag auch bei den heiligsten Zeremonien seine Lieblingsbeschäftigung, das Schwätzen, nicht zu unterdrücken.

In der Nähe von Munikarnika Ghat, das sich durch besonders malerische Gruppierungen vieler hübscher Tempel auszeichnet, erstreckt sich der Platz, auf dem die Leichenverbrennungen stattfinden. Es ist eine eigenartige Sitte, dass das Feuer zur Entzündung der Scheiterhaufen aus dem Hause eines „Domra“ beschafft werden muss. Ein Domra, der das

Monopol der Feuerverleihung besitzt, gehört zwar zur allerniedrigsten Kaste, und eine Berührung mit ihm würde Entsetzen hervorrufen, doch hindert dies nicht, dass er zu den wohlhabendsten Leuten der Stadt zählt; eine Feuerspende wird von reichen Hindus oft mit 1000 Rupien bezahlt.

Von den vielen stolzen Palästen, die alle ein höchst imposantes Aussehen haben, sind manche infolge ihrer Schwere gesunken, das Uferland hat nachgegeben. Das Sindia Ghat ist gänzlich ausser Form geraten und weist viele Sprünge und Risse auf. Ebenso sah ich verschiedene Tempel bis an das hohe pyramidenförmige Dach in den Boden gesunken. Am an-



Benares, — Fakire in ihrer beliebten Sitzweise.
(Aufnahme des Verfassers.)

ziehendsten und würdevollsten wirkt die grosse Moschee des Aurangzeb. Ihre beiden schlanken, himmelan strebenden Minarets bilden vielleicht den schönsten Schmuck des lang gezogenen Bautengewirrs. Von einem dieser Türme genoss ich später einen bezaubernden Rundblick auf die Stadt und den Ganges. Die Moschee wurde von dem von furchtbarem Glaubenshasse erfüllten Gewaltherrscher Aurangzeb erbaut, lediglich zum Hohne der Hindus, denn keine andere Tat konnte die heiligste Stätte mehr entweihen.

Ein Rundgang auf den Ghats und zwischen den vielen Tempeln und heiligen Plätzen war ebenso interessant und anziehend wie die Bootfahrt auf dem Ganges. Da wandelte ich an Götzenfiguren vorüber, denen man die Heilung von Beulen und Pest und andern Krankheiten zuschrieb; da

sah ich tiefe Brunnen, in deren schmutzigem Wasser, das über und über mit Opferblumen bedeckt war, Kranke ihre Glieder badeten, denn dem Wasser ward eine heilkräftige Wirkung zugeschrieben. Unter einem schattigen Pigalbaume betete man Schlangen an. Ich sah eine Menge Fakire mit ausgehungerten, knochigen Gliedern, die ganz mit Asche und Schmutz eingerieben waren. Von Anfang bis zu Ende waren diese Leute mir das Widerwärtigste, was ich in Indien angetroffen habe. Heilige Kühe, mit Blumen bekränzt, versperrten mir häufig den Weg, ab und zu erblickte ich auch das Steinbild dieser Heiligen. Einmal zeigte mir mein Führer ein Grabmal jener Unglücklichen, an denen das „Sahamaran" vollzogen wurde; es ist dies das Verbrennen einer Witwe bei lebendigem Leibe, zusammen mit der Leiche ihres Gemahls. Der englischen Regierung ist es gelungen, dieser unmenschlichen Sitte seit etwa 60 Jahren Einhalt zu tun.

Ein reizender nepalesischer Tempel entzückte mich durch seine überaus gefällige und von dem Hindustil völlig abweichende Bauart, ebenso aber auch erweckten die anstössigen Holzschnitzereien meinen Abscheu. Hätte ich ähnliche Erzeugnisse in dem Magazine einer abgelegenen Strasse von Paris gefunden, so würde ich mich nicht gewundert haben, hier aber, als Verzierungen eines Gotteshauses, erregten sie Entrüstung.

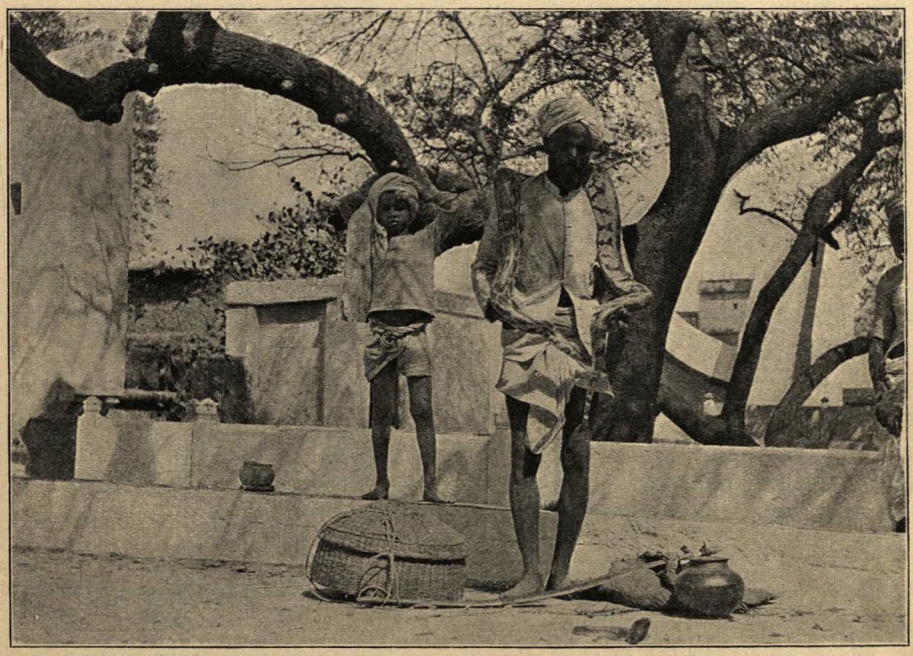
Auch in der inneren Stadt, in der ich oft Strassen fand, die kaum mehr als einen Meter breit waren, und die ein verwirrendes labyrinthisches Netz von Irrgängen bildeten, liegt eine Unzahl von Tempeln versteckt. Ich besuchte den Tempel der Rachegöttin Durga, der auch Affentempel genannt wird, da in ihm eine Schar von kleinen Affen ungestört ihr Wesen treibt. Pfiffige Priester bieten Nüsse und Süssigkeiten feil, mit denen die munteren Tierchen gefüttert werden. Die Zahl der Affen soll früher nach Hunderten gezählt haben, jedoch hat die englische Regierung infolge des durch die Tiere angerichteten Schadens einen grossen Teil derselben entfernen lassen.

Der goldene Tempel, der dem Giftgotte Bisheshwar geweiht ist, erhält seinen Namen durch drei reich vergoldete und kunstvoll gestaltete Bedachungen, von denen zwei einer Bischofsmütze gleichen und die dritte einer Kuppel. Die Schnitzereien an den Aussenwänden waren von hoher Feinheit und Mannigfaltigkeit. Der Eintritt in das Innere des Heiligtums wurde mir leider nicht gestattet, jedoch konnte ich durch einen Streifblick einen von Säulen gezierten Vorhof erkennen, in dem sich zwischen Kühen und deren Exkrementen eine Schar Hindus andächtig bewegte. Ich besichtigte noch mehrere dieser Heiligtümer, doch glich das eine dem andern, es mochten sich höchstens einige durch grösseren Schmutz und schärferen Duft nach heiligen Kühen vor den übrigen auszeichnen.

Hatte mich in Jeypore der Besuch von indischen Tänzerinnen enttäuscht, so sollte ich hier in Benares reiche Entschädigung finden. Es mag gleich

erwähnt sein, dass die Stadt nicht nur als Wallfahrtsort einen weiten Ruf besitzt, sondern gleichfalls als Stätte reizender Natshmädchen.

In einer der Hauptstrassen folgte ich meinem Führer eine enge steile Treppe hinan, welche in ein spärlich ausgestattetes Zimmer leitete. Den Eltern der jungen Tänzerin wurde mein Wunsch mitgeteilt, und während man nach Musikanten aussandte und diese ihre eigenartigen Instrumente stimmten, warf sich die holde Terpsichore in ihre gold- und silberglänzenden Gewänder. Als sie dann geschmückt hereintrat, erschien sie mir in der Tat als ein überaus liebreizendes Wesen. Die schwarzen, seelenvollen Augen spra-



Benares. — Ein Schlangenbändiger.
(Aufnahme des Verfassers.)

chen von einem kindlich-unschuldigen Gemüt, den schön gebildeten Mund umspielte ein schelmisch-süsses Lächeln, der ganze Ausdruck des frischen, vollen Gesichtes zeigte nichts von jener anwidernden Flachheit ihrer europäischen Berufsgenossinnen. Die mit duftendem Rosen- und Sandelöl reich getränkten Haare waren glatt über den Kopf gestrichen und kunstvoll hinten aufgewickelt. Auffälligerweise waren Ohren und Nase nur in bescheidenstem Masse durch Schmucksachen verunstaltet, dagegen trugen Arme und Knöchel unzählige silberne Spangen und andern Zierat. Die Kleidung war das geschmackvollste, was ich je in ähnlicher Art gesehen hatte, und musste viele Hunderte von Rupien gekostet haben. Sie bestand aus einem schwar-

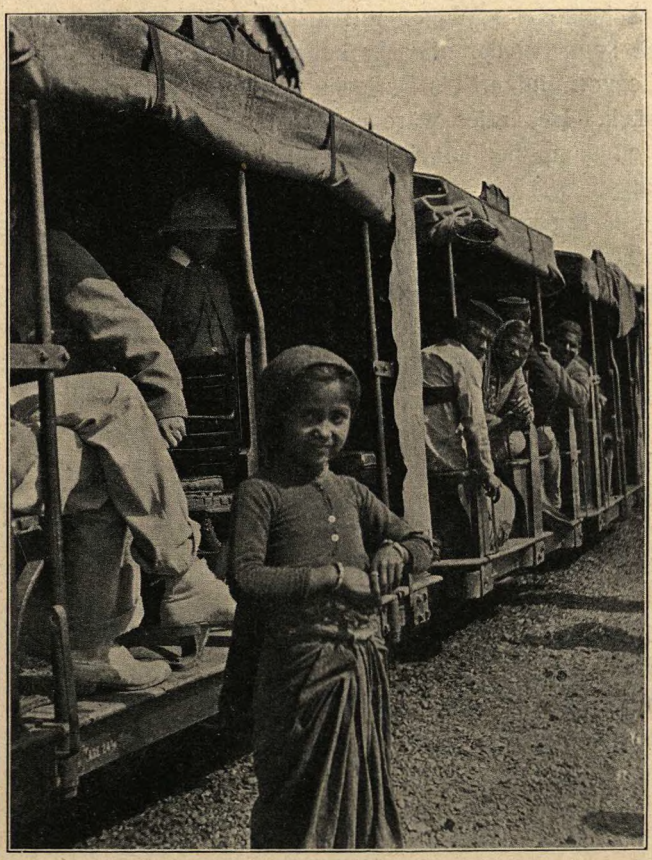
zen Gewebe von feinstem Stoff und war in den reizendsten Mustern mit Gold- und Silberfäden durchwirkt. In ungezählten kleinen Falten fiel der Rock bis auf den Boden herab, während sich das Mieder dicht an den Oberkörper anlegte. Zur Hebung dieses flimmernden und blitzenden Kostüms trug ein sanftrotes Tuch aus leichtestem Musselin bei, das in geschmackvoller Form über Brust und Schulter geworfen war. — Wenn ich mir neben dieses holde Wesen in seiner märchenhaften Umhüllung eine europäische Prima Ballerina in ihrer unästhetischen Toilette dachte, so konnte ich nicht umhin, dem heimischen Geschmacke ein klägliches Zeugnis auszustellen. — Das von schwebenden Hand- und Armbewegungen begleitete Tanzen zeigte wenig Abwechslung, indem es lediglich in einem abgestossenen plötzlichen Vorsetzen des einen Fusses bestand und einem darauffolgenden anmutigen Drehen um die eigene Achse. Hierbei kam allerdings der Glanz des schön gemusterten Rockes zur besten Wirkung. Später liess das hübsche Mädchen, das etwa 16 Jahre zählen mochte, ihre volle, aber hart klingende Stimme ertönen. Sie verherrlichte in ihren Liedern das Liebeswerben des Gottes Krishna und beglückte mich am Schlusse mit den süssesten Schmeichelreden. Die begleitende Musik war leider nichts weniger als berauschend. —

Am Nachmittag des 4. März reiste ich von Benares ab und langte nach 16stündiger Fahrt durch die reichen Gefilde Bengalens am nächsten Morgen bei Tagesanbruch in Calcutta an.

Bis zu meiner Einschiffung nach Colombo standen mir noch zehn Tage zur Verfügung. Ich hatte die Absicht, diese zur Hälfte für einen Ausflug nach dem Himalaya, zur Hälfte für Calcutta zu verwenden. Die neuen Quarantäne-Bestimmungen, die seit dem heftigen Umsichgreifen der Pest unter der Bevölkerung von Calcutta erlassen worden waren, machten mir indessen einen dicken Strich durch die Rechnung. Ich musste wohl oder übel auf vier kostbare Tage Verzicht leisten und alles im Fluge erringen, während ich geglaubt hatte, es mit Musse tun zu können.

Die Vorbereitungen für den Ausflug nach dem Himalaya wurden sofort getroffen, und am Nachmittag des 6. März befand ich mich schon auf der Fahrt nach Darjeeling. Bald nachdem der Zug die letzten Häuser von Calcutta hinter sich hatte, jagte er durch endlose Strecken bebauten Landes, dessen wohlbestellte Indigo-, Reis- und Getreidefelder den Reichtum der bengalischen Gefilde leicht erkennen liessen. Ueppigste Tropenpracht, meist dichter, undurchdringlicher Dschungel, von stolzen Palmenkronen überschattet, durchsetzt oft dieses Meer von Feldern, und nahe an der Bahnlinie ziehen sich ab und zu weite viereckige Teiche hin, um die sich in reizvoller Gruppierung die Hütten der braunen Eingeborenen reihen. Schattenspendende Kokospalmen fehlen an solchen idyllischen Plätzchen nie, um mit ihren schönen Federkronen ein natürliches Dach über die Wohnungen der nackten Erdenkinder auszubreiten.

Nach Sonnenuntergang erreichten wir das rechte Ufer des hier zum Riesenstrome angewachsenen Ganges. Auf einem hübschen Fährboote, auf dem gleichzeitig ein gutes Abendbrot gereicht wurde, durchquerten wir in etwa 20 Minuten den Fluss und nahmen auf der Station Sara Ghat die Weiterreise per Bahn wieder auf.



Auf der Bergbahn nach Darjeeling.
(Aufnahme des Verfassers.)

Am nächsten Morgen zeigte die Landschaft ungefähr noch denselben Charakter wie am vorhergehenden Tage. Gegen 8 Uhr wurde die Endstation der Northern Bengal Railway erreicht, Silliguri, und hier bestieg ich jene kleine Bergbahn, die in ihrer wunderbaren, jedem Ingenieur imponierenden Konstruktion vielleicht heute noch einzig in der Welt dasteht. Windet sie sich doch in den wunderlichsten Schlangenlinien und Schleifen an Schluchten und Tälern entlang bis zu einer Höhe von 2222 m, und dies alles ohne irgendeinen Tunnel oder eine Brücke. Ich bin in den Alpen

auf mancher Gebirgsbahn gefahren und auf bedeutendere Höhen gelangt, doch hat mich keine in solches Staunen versetzt, wie diese Himalaya-Bahn. Die Schienen haben eine Spurweite von nur 60 cm, und die kleinen, meist offenen Wagen sehen aus wie Spielzeug für Titanenkinder. Obwohl ich in diesen Puppenwagen stundenlang an schwindelnden Abgründen hinfuhr, kam doch kein Angstgefühl in mir auf. Die kleine Lokomotive zieht infolge ihrer ungeheuren Schwere die Wagen mit grösster Sicherheit entlang. Die Geschwindigkeit kann bei der oft sehr bedeutenden Steigung keine hohe sein; wir legten die von Silliguri bis Darjeeling 50 km messende Strecke in sieben Stunden zurück. Ueberdies wäre eine grössere Schnelligkeit geradezu bedauerlich, weil dann die berückende Schönheit der Gegend nicht zu ihrer Geltung gelangen würde.

Bis etwa 11 km von Silliguri führt die Bahn auf ebener Erde und durchfährt zum Teil jenes als „Terai" bekannte Gebiet undurchdringlicher Dschungeln, das sich in endloser Ausdehnung am Fusse des Himalaya hinzieht und wegen seiner bösen Fieberausdünstung sehr gefürchtet ist. Die Steigung beginnt ziemlich unvermittelt und bringt eine Fülle von Genüssen mit sich, die in ihrem unerschöpflichen Wechsel berauschend wirken. Es ist unmöglich, den Himalaya mit den Alpen zu vergleichen, sie sind so verschieden wie der Löwe und der Tiger. Man erwarte nicht, im Himalaya saftige grüne Matten zu finden, auf denen bei melodischen Glockentönen zahlreiche Herden weiden, man erwarte auch nicht, jene malerischen, immer reizvollen Schweizerhäuschen von grotesken Felsgruppen herablugen zu sehen; nichts würde hier den Aelpler an seine geliebte Heimat erinnern. Welch reichen Ersatz dafür gewähren jedoch die rauschenden Urwälder, die in ihrer tropischen Ueppigkeit die meilenweiten Täler füllen und sich bis zu Höhen hinaufziehen, wo in den Alpen nichts weiter als ödes Geröll mit spärlicher Hochgebirgsvegetation anzutreffen ist!

Die Pracht dieses Pflanzengewirrs ist unbeschreiblich. Bunt blühende Lianen mit eigenartig gekerbten Blättern schlingen sich an den mächtigen Hauptstämmen empor, schlangengleiche Winden ringeln sich um die Aeste, ein Netzwerk von blütenübersäten Ausläufern nach unten entsendend; so werden die gewaltigsten Bäume nach und nach zu Tode gedrückt, doch der Anblick bleibt ewig derselbe, denn die Baumtöter wuchern weiter und bedecken mit ihrem eigenen Körper das Opfer ihres Mordes. Die ewig zeugende Kraft der Natur zeigt sich nirgendwo schöner als in den Urwäldern des Himalaya.

Mit der Zunahme der Höhe gewinnt auch die Grossartigkeit der Bergformation, und die tausendfachen Windungen der Bahn lassen sie in einer wunderbaren Mannigfaltigkeit an dem Auge vorüberziehen. Lange sieht man noch die endlosen Gefilde Bengalens, durch die sich zahllose Flüsse gleich zarten Silberfäden winden. Nach und nach aber geht alles in dunstige

Nebelschleier auf, die Berge, die eine Stunde vorher gleich Riesen vor dem Beschauer gethront haben, liegen jetzt tief unter ihm, die Täler und Abgründe gewinnen an Tiefe, bis zu 1000 m fallen wohl manche plötzlich ab, doch schwächt die grosse Entfernung die Höhe bedeutend ab.

Kurz hinter der Station Teendaria beträgt die Steigung einmal 1 : 28,7, es beschreibt die Bahn eine förmliche Schleife, deren Radius nur 18 m misst. Einigemal wird der Zug im Zickzack durch abwechselndes Ziehen und Schieben der Lokomotive nach oben befördert, kurzum, es vergeht keine Minute, die nicht ein neues interessantes Schauspiel gewährt. In Ghoom erreicht die Bahn ihren Höhepunkt, 2222 m. Bis Darjeeling, das etwa 6 km davon entfernt liegt, fällt sie um etwa 100 m, beschreibt aber auf dieser Strecke vielleicht die gefährlichsten Kurven. Das Tälermeer, das sich plötzlich auftut, ist von der erhabensten Grossartigkeit. Ein Blick in die gähnenden Tiefen erschien mir tausendmal fesselnder als zum Beispiel das eng begrenzte Panorama auf dem Gorner Grat bei Zermatt, wo die Höhe des Standortes von 3136 m gar nicht zur Geltung kommt. Ueberdies wirkt die abwechslungsreiche Färbung der üppigen Vegetation weit anziehender als das eintönige Weiss der Schnee- und Eismassen.

In Darjeeling langte ich um die Mittagszeit an. Die Temperatur war eine sehr niedrige. In der Bahn schon hatte man viele Meilen vor Darjeeling Wärmflaschen verteilt, doch schützten weder diese noch die mitgebrachten Reisedecken und Wintermäntel gegen den empfindlichen Temperaturwechsel. In Woodlands Hotel fand ich die Zimmer geheizt, das Wasser fühlte sich jedoch wie eben geschmolzenes Eis an.

Das Schneegebirge des Kanchinjinga, das in seiner unerreichten Grossartigkeit den Hauptanziehungspunkt von Darjeeling bildet, war leider durch einen düsteren Wolkenschleier verhüllt, doch wurde mir versichert, am frühen Morgen des nächsten Tages würde ich es zweifellos zu sehen bekommen.

Darjeeling liegt an einem Bergrücken hingestreckt, der an Höhe zwischen 2000 und 2300 m wechselt. Schöne Villen und niedliche Bungalows, umgeben von duftigen Gärten, hübsche Läden und zahlreiche Hotels, dazu noch abends elektrische Beleuchtung, geben dem Platze das Gepräge eines viel besuchten europäischen Gebirgsortes. Die Bevölkerung freilich steht in scharfem Gegensatz zu diesem abendländischen Bilde, um so mehr, als sie nicht einmal den arischen Bewohnern der indischen Ebene ähnelt. Völlig mongolisch ist der Typus dieser ewig heiteren Leutchen. Die Gesichter sind breit, die Backenknochen oft hervorstehend, und die Augen ähneln denen der Chinesen. Die Männer tragen ihre langen schwarzen Haare in sorgsam geflochtenen Zöpfen, die sie entweder glatt herunterhängen lassen oder um den grossen Kopf gewunden haben. Die Bekleidung besteht bei Männern wie Frauen aus einem sackartigen Ueberwurf aus sehr derbem Stoff; trotz der Einfachheit bieten diese Kleider infolge der oft hübschen

leuchtenden Farben vielen Reiz. Die Mädchen wissen sich besonders geschickt herauszuputzen. Als Schmucksachen tragen sie meist grosse Gehänge aus Gold und Silber, auch Türkissteine bemerkte ich sehr häufig. Am beliebtesten scheinen jedoch Ketten aus silbernen Münzen, meist Rupienstücke, zu sein. Ich konnte bisweilen 50 solcher Münzen an einem Silberdrahte zählen. Dem Europäer, der seit längerer Zeit nicht mehr die rosigen



Darjeeling. — Bhutias und Nepalesen.
(Aufnahme des Verfassers.)

Farben seiner Landsmänninnen bewundern konnte, tun die frischroten Wangen der Mädchen besonders wohl.

Am zahlreichsten vertreten wird die Bevölkerung durch Bhutias, Nepalesen, Sikkimesen, Tibetaner, Lepchas, Limbus und Gurungs, doch tritt dazu noch mancher andere Volksstamm. An Sonntagen soll das Gedränge dieser Leute in den praktisch angelegten Bazars ein unbeschreibliches sein. Alle möglichen Waren werden in den kleinen, schmutzigen Behausungen feilgeboten, vom schlechten Schund an bis zu den kostbarsten Fellen. Erstaunt war ich, etwa ein halbes Dutzend Verkaufsstellen von Sonneberger Spielwaren zu entdecken.

Einen wertvollen Schatz besitzt Darjeeling in seinen ausgedehnten Teepflanzungen, von denen die ersten schon im Jahre 1856 angelegt worden sind. Wie ertragreich diese Kultur geworden ist, zeigt, dass in einem der günstigsten Jahrgänge (1882/83) nicht weniger als 8 000 000 engl. Pfund Tee gewonnen wurden. Wie ich übrigens später vernahm, sollen gegenwärtig



Darjeeling. — Bhutiakinder als Kofferträger.

die Pflanzer unter einer durch allzugrossen Wettbewerb entstandenen Ueberproduktion leiden.

Mit bangem Herzen hatte ich mich am Abend zu Bette begeben. Wenn sich am nächsten Morgen der Kanchinjinga wieder mit jungfräulicher Scheu in einen Nebelschleier gehüllt hatte, so war mein Ausflug vergebens gewesen, denn Darjeeling besucht zu haben, ohne das Schneegebirge zu sehen, wäre in Rom gewesen zu sein, ohne den Papst geschaut zu haben.

Aber in aller Morgenfrühe weckte mich mein Diener mit der beglückenden Botschaft, dass das Wetter klar sei. Ich flog aus dem Bette und eilte ungestüm auf den Balkon. Der junge Tag hatte eben zu grauen begonnen, nur schwache Streiflichter leuchteten vom östlichen Horizont her, sie genügten aber, um über die geisterhafte Blässe des gewaltigen Schneegebirges einen rosigen Hauch auszubreiten. Mit jeder Minute wurde dieser feuriger, glühender, goldiger, und als das Tagesgestirn die letzten Schatten der Nacht verscheucht hatte, lag die mächtige Kanchinjinga-Gruppe in überwältigender Pracht vor meinen Augen. 8580 m steigt der schneeglänzende Gipfel über



Teepflanzungen bei Darjeeling.
(Aufnahme des Verfassers.)

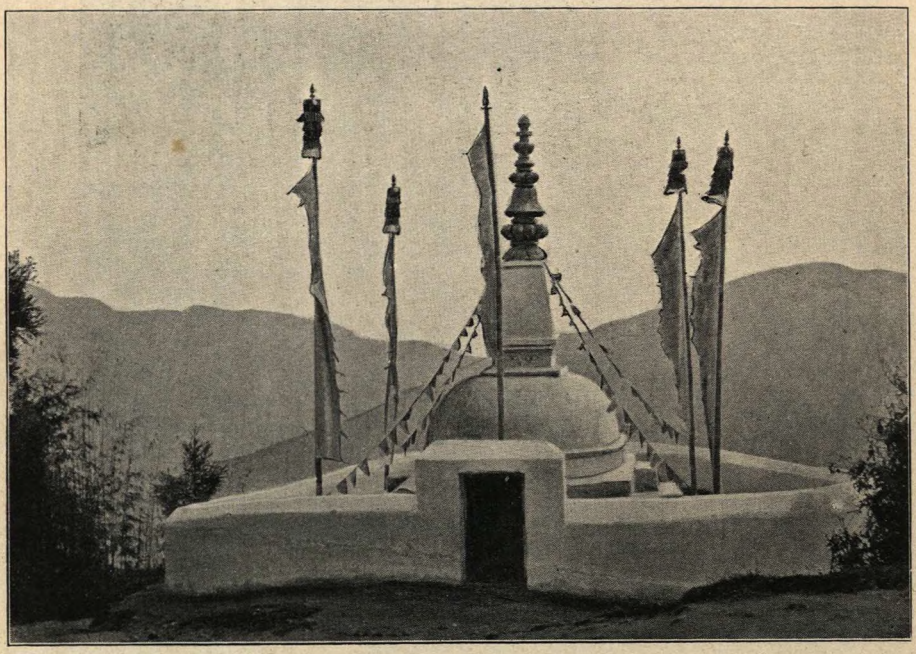
den Meeresspiegel empor, 6450 m etwa über meinem Standpunkte. Die Entfernung betrug 72 km, und dennoch meinte ich in die Berge greifen zu können, so klar und rein war die köstliche Gebirgsluft. Bedenkt man, dass der Montblanc sich nur 3800 m über Chamounix und das Matterhorn sich sogar nur 2800 m über Zermatt erhebt, so kann man sich eine Vorstellung von dem machtvollen Eindruck bilden. Hierzu kommt noch besonders der Umstand, dass sich die Bergriesen in einer geschlossenen Kette dahinziehen und der Anblick durch nichts verdeckt wird. Die Hauptnachbarn des Kanchinjinga sind Kabru und Janu zur Linken und Pandim zur Rechten, sie zählen alle über 7000 m Seehöhe.



Darjeeling und die Kanchinjinga-Gruppe.

Nur zwei Stunden lang war das berauschende Panorama sichtbar. Gegen acht Uhr schon begannen sich dunstige Wolkenmassen zusammenzuballen, die bald auch die tieferen Täler erfüllten. Der Vorhang war gefallen, das Schauspiel aber hatte sich für ewige Zeiten meinem Gedächtnisse eingeprägt.

Mein Zug fuhr erst kurz vor Mittag ab. Ich besuchte noch am Morgen einen mehrere Meilen entfernt liegenden Buddha-Tempel. Der Weg führte mich durch den Ort und dann an prächtigen Berghängen entlang, die fast bis hinab in die unergründliche Talsohle mit wohlgepflegten Teegärten be-



Darjeeling. — Eine Dagoba.
(Aufnahme des Verfassers.)

deckt waren. Den Saum des abschüssigen Pfades zierten buschige Bambusstauden, deren Gedeihen in diesen kalten Regionen mich überraschte. Eine weisse, hell leuchtende Dagoba zeigte mir die Nähe des Tempels an. Es ist dies ein von einem Walle umschlossenes, domförmiges Bauwerk, das eine kostbare Reliquie enthalten soll. An vier hohen Bambusstangen waren mit Gebetsprüchen bedruckte Tuchstreifen angebracht.

Der Buddha-Tempel selbst erschien mir unschöner, schmuckloser als die einfachste Scheune. Das Innere zeichnete sich durch besondere Verwahrlosung aus. Das einzig Bemerkenswerte war eine grosse Gebetstrommel oder Gebetsmühle. Mit dem Umdrehen dieser Mühlen unter der eintönigen

Wiederholung der Worte: „Om—mani—padmi—om“ (Lob sei der Lotosblume) erfüllt der gottgefällige Buddhaverehrer seine höchsten Religionspflichten. Die rot gekleideten Lamas oder Priester erlaubten mir gern, sie in einer Gruppe photographisch abzunehmen, schnitten jedoch lange Gesichter, als ich nach getaner Arbeit nur eine einzige Rupie in eine der 20 dargereichten Hände fallen liess.

In Calcutta langte ich am späten Morgen des 9. März wieder an.

VII. KAPITEL.

Während meiner Reisen durch Indien hatte ich von vielen Seiten Calcutta im Gegensatz zu Bombay rühmen hören. In Anbetracht, dass Calcutta die Residenzstadt des indischen Reiches ist, sollte man allerdings diese Ansicht für berechtigt halten. Ich fand jedoch das Gegenteil und stelle Bombay himmelhoch über die Hauptstadt am Ufer des schmutzigen Hugli.

Dalhousie Square mit einem hübschen künstlichen See und geschmackvollen Anlagen und Palmenhainen, wird zum Teil durch ausgedehnte Regierungs- und andere öffentliche Gebäude geziert. Der Maidan, eine weite Ebene von fast drei Kilometer Ausdehnung, ist durch das hochstrebende Ochterlony-Monument geschmückt und enthält eine Anzahl schöner Statuen aller jener Männer, die sich um das Riesenreich verdient gemacht haben. Im Osten dieses grünen, von geraden Wegen durchzogenen Platzes läuft der breite Chowringhee Road entlang. Er enthält die schönsten Läden der Stadt und macht überhaupt einen feinen, grossstädtischen Eindruck. Sonst sind die dicht bevölkerten Strassen der europäischen Geschäftsstadt meist schmal und unreinlich; sie erlauben oft sehr wohl einen Vergleich mit denen des „East End" Londons. Die Geschäftigkeit in ihnen ist eine Staunen erregende, überhaupt deutet alles auf eine hervorragende Bedeutung Calcuttas als Handelsplatz hin. Der breite Hugli ist mit einem Wald von Masten bedeckt, grosse Dampfer liegen in beträchtlicher Zahl vor Anker und ein Heer von kleinen Booten, Leichtern und Dampfpinassen belebt den Strom.

Dicht in der Nähe des nach neuestem Stile erbauten Fort Williams, das mit ausgedehnten Kasernen ausgestattet ist, liegen die schönen „Eden Gardens". Vor ihren Toren fahren abends, wenn an Stelle der erdrückenden Sonnenhitze eine leichte, erfrischende Brise getreten ist, Hunderte von schönen Equipagen der haute volée auf, und bald sind die vielgewundenen Promenadenwege und die weichen samtnen Rasenflächen des schönen Parkes mit elegant gekleideten Spaziergängern übersät.

Der Zoologische Garten zeichnet sich durch besonders anmutige Gruppierungen aus. Die zahlreichen Behausungen der Tiere liegen zerstreut zwischen malerischen Palmenhainen und indischen Riesenbäumen. Schöne Teiche, mit üppigen Wasserpflanzen bedeckt, dienen den verschiedenartigsten Sumpf- und Wasservögeln als Tummelplatz.

Die botanischen Gärten stellen den Hauptschmuck Calcuttas dar. Sie erstrecken sich am rechten Ufer des Hugli in südöstlicher Richtung von der Stadt und bedecken eine Fläche von mehr als 10 000 Ar. Die Fahrt dorthin führte mich über eine mächtige Schiffsbrücke, die mit Staunen erregender Kunstfertigkeit über den launenhaften Strom gelegt ist. Am andern Ufer fuhr ich eine halbe Stunde lang durch die zum Teil recht schmutzigen Strassen der Vorstadt Howrah, die fast lediglich von Eingeborenen bewohnt wird.

Die botanischen Gärten, die zu den schönsten und reichhaltigsten der Welt zählen sollen, kann man bewundern, ohne aus dem Wagen zu steigen, schön gehaltene, breite Fahrwege durchziehen die herrlichen Anlagen nach allen Richtungen. Die Palmen sah ich hier besonders zu königlicher Entfaltung gelangt. Ich fuhr durch eine Allee von herrlichen Palmyrapalmen und später durch eine solche von Edelpalmen. Die prächtigen, senkrecht emporstrebenden Riesenschäfte erschienen mir wie die Säulen eines Heiligtums, zumal bei dem wohltuenden Frieden, der sich allenthalben ausbreitete. — Ich zählte wohl mehrere Dutzend reizender kleiner Seen, die entweder von sorgfältig gewalztem Samtrasen umkränzt waren oder sich unter dem Schatten üppiger Baumgruppen und blütenreicher Sträucher versteckten. Oft entwickelte sich auf ihrer Oberfläche eine herrliche Decke der schönsten Wasserblumen. Gewächshäuser bedarf es unter dem schützenden Tropenhimmel nicht, hier treibt jeder Stamm und jede Wurzel in der freien Natur mit einer Kraft, die uns arme Kinder des nordischen Klimas in Staunen versetzt. — In diesen Gärten befindet sich auch der grösste Banianbaum der Welt. Er bedeckt mit seinen mehr als 200 Nebenstämmen, die von den weit verzweigten Aesten zur Erde gewachsen sind, eine Fläche von etwa 300 m Umfang. Der Mutterstamm soll allein 20 m im Umfang messen. —

Wie in allen indischen Städten, so nimmt auch in Calcutta die sogenannte „schwarze Stadt" den grössten Flächenraum ein. Bei meinen geschäftlichen Besuchen gelangte ich mehrere Male in die engen Strassen dieser Eingeborenenstadt, in der wohl 800 000 Menschen dicht zusammengedrängt wohnen. Eine Strasse fand ich vorzugsweise von Chinesen bewohnt, ihre Werkstätten, in denen sie sich meistens mit dem Anfertigen von Rohrstühlen und Lederschuhen beschäftigen, sind grösser und luftiger als die der Indier.

Von dem Burrabazar, der sich durch besonders lärmhaftes Treiben und durch schmutzige Läden auszeichnet, folgte ich meinem Führer am Ufer des Hugli entlang nach Nimtolla Ghat, dem Verbrennungsplatze der Hindus. Mehrere Leichen sah ich dort zwischen aufgeschichtetem Holze zu Asche

werden. Die Trauernden standen in grösster Teilnahmlosigkeit umher. Als ich mich wieder entfernte, brachte man gerade einen neuen Toten, einen Mann von bewundernswertem Körperbau. Die Pest hatte den kraftstrotzenden Menschen hinweggerafft. Auf dem Rückwege begegnete ich noch manchem schlichten Leichenzuge.

Am Morgen des letzten Tages meines Aufenthaltes in Calcutta unternahm ich eine Wagenfahrt nach dem mehrere Meilen entfernten Kalighat. Es befindet sich dort ein Tempel der Göttin Kali, von der die Sage geht, dass einer



Der Kalitempel bei Calcutta.
(Aufnahme des Verfassers.)

ihrer Finger bei ihrer Abschlachtung, die auf Befehl der Götter vor sich ging, hier auf diesen Ort gefallen ist. Der 11. März schien ein besonders bedeutungsvoller Feiertag zu sein, denn das Gedränge in und um den geschmacklosen Tempelbau war unbeschreiblich. Zu Hunderten scharten sich die Pilger um die fratzenhafte, goldglänzende Götzenfigur, die im Innern des Tempels aufgestellt war. Opferspenden von bunten, aber geruchlosen Blumen, von Betel und Zuckergebäck wurden dem Heiligtume vorgelegt. Die Verehrungsbezeugungen bestanden meistens aus einem demütigen Berühren des schmutzigen Bodens mit der Stirn. Der Boden war in weisser Farbe mit dem Wahrzeichen des Gottes Shiva, Kalis Gatten, bemalt.

Auf einem freien Platze, dicht neben dem Tempel, wurden ohne Unterbrechung junge schwarze Ziegen hingeschlachtet. Es waren die Opfergaben derer, die Unglück erlitten hatten oder solches befürchteten. Eine Familie hatte sogar zwei kräftige junge Büffel zur Opferbank gebracht. Mit dem noch warmen Blute betupften dann die Hindus ihre Stirn. Der Anblick des ganzen Schauspiels war ein unangenehmer, und der Ort mit dem blutüberströmten Boden und den fürchterlichen Düften glich einem Schlachthofe. Er ist auch in der Tat nichts anderes, denn so gut die Hindus glauben, mit dem Töten des Opfertieres die zürnende Göttin zu versöhnen, so gut wissen sie auch die Zicklein schmackhaft zuzubereiten und zu verschmausen.

Die Abfahrt des Dampfers „Dupleix" nach Colombo war auf Sonntag, den 12. März, festgesetzt; trotzdem aber mussten sich die Passagiere schon am Tage vorher um 4 Uhr nachmittags an Bord einfinden, um sich einer ärztlichen Untersuchung auf Pestsymptome zu unterziehen. Es war eine lächerliche Parade, die wir da zusammen mit der ganzen Schiffsmannschaft auszuführen hatten. Der gestrenge Herr Pestdoktor fühlte nur oberflächlich den Puls, erfreute einen ausserdem mit prüfenden Blicken und am Schlusse mit einer huldvollen Demission. Niemand wurde als pestverdächtig erkannt, aber dennoch wurde uns nicht die Erlaubnis gegeben, an Land zurückzukehren.

Erst gegen 8 Uhr am nächsten Morgen setzte sich unser schmuckes Boot in Bewegung. Wir hatten natürlich einen Lotsen an Bord, denn die sehr schwierigen Stromverhältnisse verlangen einen genauen Kenner des Wasserlaufes bis zur Mündung des Hugli.

Den schmucklosen Warenschuppen und Hafenbauten folgten bald freundliche Siedelungen von Eingeborenen, und ausgedehnte Kokoswälder zogen sich dicht neben den schmutzigbraunen Wasserfluten dahin. Um 5 Uhr erlaubte die inzwischen eingetretene Ebbe kein ferneres Vordringen, erst am Morgen des nächsten Tages nahmen wir wieder die Fahrt auf. Um Mittag verliess uns der Lotse, und die Leitung des Schiffes lag wieder in den Händen des Kapitäns. In vollen Zügen genoss ich nach einer vierwöchentlichen Landreise den herrlichen Meereszauber, der das Herz so weit macht und das Gemüt so wohltuend erfrischt. Und zu diesem berauschenden Frieden der wohlwollenden Natur gesellte sich ein ungewöhnlicher Komfort an Bord. Schon nach Verlauf der ersten Tage fand ich die Lobeserhebungen, die ich mehrmals über die Boote der Messageries Maritimes hatte ertönen hören, vollauf berechtigt.

In Madras konnten wir, der Quarantäne wegen, nicht an Land gehen. Von hier aus führt die etwa zehnstündige Fahrt nach dem französischen Hafenplatze Pondichery beständig an der flachen Koromandelküste entlang. Der dichte Palmensaum, der sich an den hell glänzenden Streifen weissen Ufersandes anschliesst, bildet eine dauernde Augenweide.

Pondichery, der vielumstrittene Hafenort, der oft der Schauplatz heisser Kämpfe zwischen den Briten und den Franzosen gewesen ist, bietet vom Meere aus gesehen einen überaus malerischen Anblick, indem seine echt tropisch gestalteten Häuser geschmackvoll in einen Kranz von mächtigen Laubbäumen und Kokospalmen gruppiert sind. — Wir nahmen eine Unmenge von Leinwandballen ein. Diese, ursprünglich aus Frankreich hierher gesandt, sind in der grossen Färberei in Pondichery mit Indigoblau gefärbt worden und werden nun wieder nach Frankreich zurückbefördert. Das scheint der Haupterwerb der gleich Madras völlig hafenlosen Stadt zu sein. Es hat nicht den Anschein, als wenn Pondichery irgendwelchen kolonialen Wert für Frankreich besässe.

Die seichte und unsichere Palkstrasse, jener Meeresarm, der die Insel Ceylon von dem indischen Festlande trennt, gestattet selbst Schiffen wie dem „Dupleix" nicht, die Durchfahrt zu wagen. Um deshalb Colombo zu erreichen, ist eine völlige Umschiffung der Insel nötig. Deutlich erkannten wir an der Nordostküste den Leuchtturm von Trincomale, dessen Hafen einst Nelson als den besten der Welt bezeichnet hatte. Wenn dem nun auch nicht so ist, so haben ihn doch die Engländer am geeignetsten gehalten, um daraus einen Kriegshafen der indischen Gewässer zu schaffen.

Am Nachmittage desselben Tages erschien in weiter Ferne die scharf emporstrebende Spitze des Adams-Pik. Wenn auch der Pedrotallegalla, die höchste Erhebung auf der Insel, den Adams-Pik um volle 1000 Fuss übertrifft, so bleibt es doch immer dieser, der dem Schiffer zuerst in die Augen fällt und ihm eine sichere Richtschnur gewährt. Der Pedrotallegalla (2538 m) ist infolge seiner plumpen Kuppel lange nicht so hervortretend.

Ab und zu begegneten wir jenen eigentümlichen, unter dem Namen „Catamaran" bekannten Fischerbooten, die mittels eines Auslegers aus zwei quer abstehenden, leicht gewölbten Baumästen, an denen sich ein dem Boote parallel laufender Balken befindet, eine sehr hohe Fahrsicherheit erhalten.

Colombo kam gegen Mittag in Sicht, und bald darauf lagen wir in dem durch einen weit hinausführenden, ungeheuer festen Steindamm (breakwater) geschützten Hafen vor Anker.

Wiederum kam der Arzt, um uns den Puls zu fühlen, und erst als unsere gebrauchte Wäsche auf einer isolierten Brigg desinfiziert worden war und wir uns schriftlich verpflichtet hatten, uns während drei Tagen jeden Morgen einer ärztlichen Untersuchung zu unterziehen, durften wir an Land gehen.

Die mutvollen Entdecker des Seewegs nach Ostindien, die Portugiesen, waren es, die im Jahre 1505 als erste Europäer auf der Insel landeten. Sie errichteten Faktoreien in Colombo und beschützten dieselben 1518 durch eine Festung. — Etwa ein Jahrhundert später, im Jahre 1602, betraten die Holländer in Batticaloa an der Ostküste die Insel. Der Krieg zwischen beiden Teilen währte volle 20 Jahre und endete 1658 mit der völligen Niederlage der

Portugiesen. Jedoch, auch die Holländer sollten nicht die Herren des reichen Ceylon bleiben. Der Krieg zwischen Holland und England am Ende des vorigen Jahrhunderts bot den Briten treffliche Gelegenheit, auf der Insel festen Fuss zu fassen. 1796 räumten die Holländer das paradiesische Eiland, doch kostete es noch viele Opfer, ehe es gelang, die Hauptstadt der Eingeborenen, Kandy, zu erobern und ihren Widerstand so weit zu brechen, dass Ceylon als gänzlich eingenommen betrachtet werden konnte. Nirgends zeigt es sich vielleicht mehr als auf dieser Insel, was der praktische Menschenverstand und das Kolonisationsgenie der Engländer zu leisten vermögen. Keine andere Macht der Welt hätte aus Ceylon innerhalb 80 Jahren das machen können, was es heute ist.

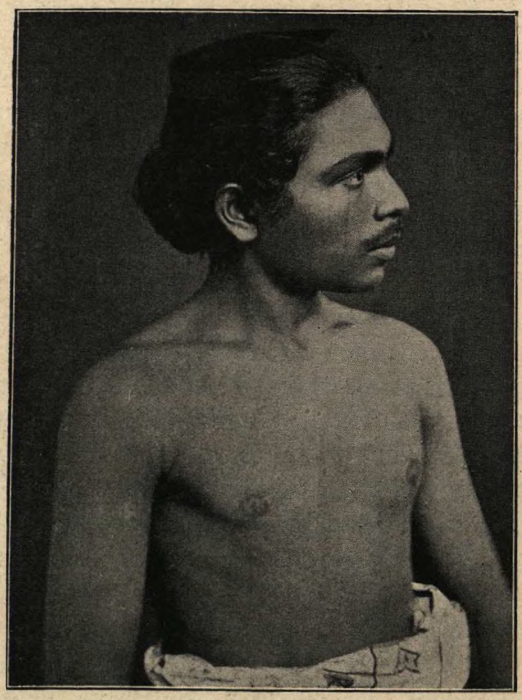
Nun noch einige Worte über die Bevölkerung Ceylons: Zwei Hauptgruppen treten dabei in den Vordergrund: 1. Die Singhalesen, die schon fünfhundert Jahre vor Chr. aus dem nördlichen Teile der Halbinsel Vorderindien hinüberwanderten und die Urbevölkerung verdrängten. Sie bewohnen hauptsächlich die südlichen und westlichen Teile der Insel und nehmen etwa drei Fünftel der Gesamtbevölkerung ein. 2. Die Malabaren oder Tamilen, die von dem südlichen Teile Vorderindiens, besonders von der Malabarküste herüberkamen und im besonderen den Norden und Osten von Ceylon einnehmen. Ihre Zahl macht fast ein Drittel der Gesamtbevölkerung aus. Sie bekennen sich vornehmlich zur Hindureligion, während die Singhalesen meist Buddhisten sind. An Zahl und Bedeutung folgen hierauf die allgemein als Moormen bezeichneten Araber, die sich auf etwa 150 000 belaufen. Vor zwei Jahrtausenden siedelten sich dieselben schon in Ceylon und andern Plätzen des südlichen und südöstlichen Asien an und wussten bis zur Ankunft der Portugiesen den Haupthandel in ihren Händen zu halten. In den nun noch übrigbleibenden Rest der etwa 3 000 000 zählenden Gesamtbevölkerung teilen sich Mischlinge verschiedener Rassen mit 10 000 Asiaten und Afrikanern (Malayen, Chinesen, Neger), mit 8000 Burgers (Mischlinge von Portugiesen und Holländern einerseits und Eingeborenen anderseits), mit 6000 Europäern (meist Engländer und Schotten) und endlich mit den auf dem Aussterbeetat befindlichen Ureinwohnern, den Weddahs, deren Zahl nur etwa 2000 noch beträgt.

Wie ich meinen fünftägigen Aufenthalt auf Ceylon verbrachte, will ich im folgenden zu schildern versuchen, obgleich ich überzeugt bin, dass es mir auch nicht annähernd gelingen wird, ein wahres Bild von der Naturpracht dieser Zauberinsel zu geben. Ich möchte das Wort Naturpracht besonders betonen, denn es sind lediglich die verschwenderischen Gaben der Natur, die der Insel ihren Reiz verleihen. Colombo als Stadt bietet nichts für den, der Plätze der Tropen und besonders Indiens schon gesehen hat.

Schon bald nach meiner Landung, nachdem ich mir im grossartigen Grand Oriental Hotel ein luftiges Zimmer gesichert hatte, bestieg ich eine der

zu vielen Hunderten vorhandenen Rickshas, jener äusserst bequemen, von Menschen gezogenen, zweirädrigen Wagen, die ich schon in Südafrika kennen und schätzen gelernt hatte. Der wackere Kuli, ein schmächtiger, dunkelbrauner Tamile, zog mich in dem leichten Gefährt mit bewundernswerter Ausdauer während der wenigen mir noch bleibenden Nachmittagsstunden in der ausgedehnten Pettah, der „schwarzen Stadt", umher.

Die Häuschen erschienen mir reinlicher und von besserer Bauart als die der indischen Städte des Festlandes. Sie sind mit Ziegeln gedeckt und öf-



Ein Singhalese, Eingeborener von Ceylon.

ter, besonders wenn sie keinen Laden enthalten, mit einer kleinen, von Säulen getragenen Veranda geziert. Waren aller möglichen Art, hübsche Erzeugnisse von der Insel, sowie auch billige, schlechte Sachen aus Europa sind in den meist Arabern gehörigen Kramläden ausgestellt. Die Preise der Schmuckgegenstände waren gewöhnlich unverschämt übertriebene. Nur um die Leute zu prüfen, bot ich oft den zehnten Teil, und meistens waren die mit hohem, bunt gemustertem Fez bedeckten Araber nach einem trefflich fingierten Zögern mit der gebotenen Summe einverstanden. Für mich war dies jedes Mal der Beweis, dass die Steine nicht echt, sondern kunstvoll geschliffenes Glas waren. Diese wohlgelungenen Imitationen werden heute in grossen

säter Tulpenbaum das wunderbare Naturbild, oder ein üppiges Netz vielgewundener Lianen und anderer Schmarotzerpflanzen versperrt den Einblick in das Innere der weitgedehnten Kokoswaldungen. Wenn die ärmlichen Eingeborenenhütten, die sich ohne Unterbrechung zu beiden Seiten entlang ziehen, an und für sich nicht schön sind, so wirken sie doch in dem Rahmen der herrlichen Tropennatur malerisch. Oft ragt der Stamm einer Kokospalme mitten aus dem Stroh- und Ziegeldache einer dieser Hütten auf, ein kleiner, wohlbestellter Gemüsegarten umschliesst das bescheidene Heim, und im Schmutze des Strassengrabens tummmeln sich reizende Kinderchen mit munteren schwarzen Schweinchen. Die Eltern liegen in süssem Nichtstun auf selbst geflochtenen Matten aus Fasern der Kokospalmen und ergötzen sich sichtlich an dem Treiben ihrer Sprösslinge. Die Glücklichen, sie scheinen schon vor dem Tode ein wahrhaftiges Nirwanaleben zu geniessen! —

Schon nach dieser kurzen Ausfahrt hatte mich Ceylon völlig in seinen Bann genommen, ich fand die verlockenden Beschreibungen, die ich bisher über die Palmeninsel gelesen hatte, durch die Wirklichkeit nicht nur bestätigt, sondern bei weitem übertroffen. Aehnlich wie bei dem Taj zu Agra oder dem Himalaya zu Darjeeling kann man auch hier die zauberhafte Schönheit weder durch Feder und Pinsel, noch durch Photographie wiedergeben.

Hochentzückt fuhr ich bei einem wundersamen Sonnenuntergang, der durch sein mattes Goldlicht die Natur geradezu feenhaft erscheinen liess, nach dem Hotel zurück. Dort musste ich mich dem lästigen Zwange, beim Diner im Frack oder „Smoking" zu erscheinen, unterwerfen. Indessen bot der prächtige hohe Speisesaal im Glanze vieler elektrischer Glühlampen ein schönes und feines Bild. Der Gäste mochten wohl an hundert sein, der weiss gekleideten Singhalesendiener etwa die Hälfte. Ich glaubte nicht, irgendwo vorher ein anziehenderes Bild in einem Hotel beobachtet zu haben.

Während des nächsten Morgens war ich geschäftlich in Anspruch genommen. Dagegen begann ich trotz der brennenden Sonnenstrahlen — März ist der heisseste Monat für Ceylon — sofort nach dem Mittagessen meine weiteren Rundfahrten in einem leichten, von einem australischen Hengste gezogenen Mietswagen.

An dem hübschen Postgebäude und später an den um einen malerischen See gruppierten Kasernen vorbei ging es direkt an die brandende See, die in langgezogenen Wellenbergen ihre grünlich schimmernden Fluten dem sandigen Gestade zuwälzte. In der Nähe des von Kokospalmen reizvoll umkränzten Galle Face-Hotels bog die Fahrstrasse nach links ab und führte alsbald nach dem gänzlich im Tropenwalde versteckten Colpetty. Wieder umfing mich die herrliche Vegetation in ihrer berauschenden Ueppigkeit, wieder ergötzte ich mich an der beschaulichen Lebensart der ewig heiteren Eingeborenen. Ich sah sie hoch oben in den Kronen der Kokospalmen die kostbaren Früchte pflücken, deren kühlende Flüssigkeit ihnen Labung bringt,

deren Kern ihnen Oel für alle Zwecke liefert, deren braune Schalenfasern sich zu dauerhaften Stricken verarbeiten lassen. Bedenkt man nun noch, zu wie viel andern Zwecken die grossen Fiederblätter Verwendung finden, so erkennt man leicht den ungeheueren Wert der Kokospalme, die ausserdem dem Auge ein so erfrischendes Labsal bietet. Auch die schlanke Arecapalme scheint hochgeschätzt zu werden, bieten ihre Nüsse doch zusammen mit den Blättern der Bananenstaude ein allbeliebtes Kaugenussmittel, das die Verdauung befördern soll, allerdings den Mund und die Zähne grellrot färbt und zu ewigem Ausspucken veranlasst. Der Jackbrotfruchtbaum ist insofern besonders bemerkenswert, als die oft pferdekopfgrosse, eiförmige Frucht an kleinen dünnen Stielen direkt an dem dicken Hauptstamme gedeiht. Auch sie ist den Eingeborenen ein wertvolles Nahrungsmittel. Die steife Palmyrapalme mit ihrer wuchtigen Fächerkrone konnte ich nur vereinzelt bemerken, dagegen gab es der herrlichen Pisangstauden, der schönen Flamboyantbäume, Hibiscussträucher und der hundert andern reizvollen Erzeugnisse tropischer Naturpracht die Fülle.

In der Nähe der ehemaligen Zimtgärten, die heute in den recht kläglichen Viktoria-Park umgewandelt sind, liegt das schmucke Museum, das eine reichhaltige und sorgfältig geordnete Sammlung von Altertümern, Natur- und Industrieerzeugnissen der Insel Ceylon enthält.

Weiter ging die Fahrt durch schattige Alleen und reizvolle Dorfstrassen nach der dicht bevölkerten Pettah und dann eine kleine Anhöhe hinan nach den grossen Wasserwerken, welche Colombo mit Trinkwasser versorgen. Von dieser erhöhten Stelle bot sich mir ein Bild, wie ich es vielleicht eigenartiger noch nicht vorher geschaut hatte. Soweit auch mein Blick schweifen mochte, er traf weiter nichts als ein endloses Meer grüner Palmenkronen, das nur in der Ferne durch den Silberstreifen des Ozeans begrenzt wurde. Von dem ausgedehnten Colombo mit seinen 130 000 Einwohnern war nichts zu sehen. Der Anblick war grossartig, doch aber möchte ich behaupten, dass das Gesamtbild einer alleinstehenden Palmengruppe, bei der auch die edel geformten, schlanken Stämme zur Wirkung gelangen, mehr Eindruck macht, als das grüne Meer von Millionen von Palmenkronen.

Der Nachmittag sollte abgeschlossen werden durch einen Ausflug nach dem etwa 10 km entfernten Tempel zu Kelani. Das buddhistische Heiligtum allein würde die lange Fahrt kaum lohnend erscheinen lassen, es ist die wunderbare Tropenflora, die den Ausflug vielleicht zu dem dankbarsten in der ganzen Umgebung von Colombo gestaltet. Zunächst erregt der malerische Kelanifluss mit seinen stillen Fluten und dem die sanften Ufer überhängenden Wald von Palmen und wildwuchernden Sträuchern und den daraus hervorlugenden palmenbedeckten Hütten, sowie durch die vielen Auslegerboote, die ihn beleben, höchstes Entzücken. Dann aber ist es die durch

herrlichen Palmenwald sich hinziehende Dorfstrasse, die an verschwenderischer Naturpracht die Colpettystrasse bei weitem übertrifft.

Wie ich schon andeutete, ist der Kelanitempel, wenn auch der berühmteste in der Umgebung von Colombo, wenig sehenswert. Das schmucklose viereckige Gebäude sieht schon recht gebrechlich aus, und die in grellen Farben an die Wände der inneren Hallen gemalten Szenen aus dem Nirwanaleben und den Marterqualen sündhafter Buddhisten bleiben ohne Wirkung. Die etwa 10 m lange, recht hübsch geschnitzte Riesenfigur des ruhenden Buddha im Allerheiligsten kommt infolge des engen Raumes nicht



Der Kelani-Fluss bei Colombo.
(Aufnahme des Verfassers.)

zur Geltung. Eine weiss getünchte, kuppelförmige Dagoba in der Nähe des Tempels fehlt natürlich nicht. Die blattlosen Aeste und Zweige eines grossen, wurzelreichen Tempelbaums sind mit unzähligen Gebetsfähnchen behangen. Mehr als diese interessierte mich ein junges Chamäleon, das behende an dem Stamme emporkletterte.

Die Heimfahrt in dem Glanze der untergehenden Sonne gestaltete sich vielleicht noch lieblicher als die Hinfahrt. Der Himmel schien ein Flammenmeer, und die Farbenspiele waren oft so grell, dass ich sie einem Maler nie geglaubt hätte. —

Mag man ganz Ceylon ein irdisches Eden nennen, so gibt es darin ein Fleckchen, das ganz besonders den Namen eines Elysiums verdient. Und dieses Fleckchen ist Kandy, die alte Königstadt, die inmitten der Insel in einem lieblichen Talkessel 500 m über dem Meere eingebettet liegt. Dahin ging meine Fahrt am Morgen des 21. März. Eine wunderbare Morgenröte weckte mich schon vor 6 Uhr aus dem Schlummer. Aus dem blutigroten Feuermeere, das den ganzen östlichen Himmel überflutete, ragte die groteske Spitze des sagenhaften Adams-Pik empor. Völlig unvermittelt mit der Erde strebte dieser herrlich geformte Berg zum Himmel, und seine phantastische



Strasse in Kelani bei Colombo.
(Aufnahme des Verfassers.)

Erscheinung machte es begreiflich, dass die abergläubischen Völker des Ostens ihn zum Mittelpunkt eines ausgedehnten Sagenkreises gestalteten.

Die Bahnfahrt nach Kandy nahm vier Stunden in Anspruch. Sie bietet an Lieblichkeit dasselbe, was die Reise nach Darjeeling an Grossartigkeit gewährt. Die letzten Häuser von Colombo waren bald im dichten Grün der zahllosen Kokospalmen verschwunden, und es umfing mich üppigste und unverfälschte Tropenpracht. Was da an meinen Augen in ewiger Abwechslung und wirkungsvollem Farbenspiel vorüberzog, das vermag ich unmöglich zu beschreiben. Jede neue Wendung der Bahn brachte mir neue ungeahnte Bilder, die mich geradezu berauschten.

An vielen Stellen hat die fleissige Menschenhand dem unaufhörlichen Wuchern ein Ziel gesetzt und durch Ausrodung und Abbrennen weite Strecken urbar gemacht. Stufenförmig aufsteigende und an allen Seiten eingedämmte Reisfelder sah ich in langer Linie sich hinziehen. Fast alle standen sie unter Wasser, und viele zeigten auch schon einen samtnen Ueberzug hellen Grüns.

Allmählich beginnt die Bahn recht erheblich zu steigen, phantastisch geformte Felsenberge steigen in der Ferne empor, ein Meer von lieblichen grünen Tälern breitet sich zu Füssen aus, es wird kühler, und man atmet



Ceylon. — Reisfelder unter Wasser.

mit Wohlbehagen die frische Bergesluft ein. So geht es höher und höher, reiche Teepflanzungen nehmen ihren Anfang. Oft blickte man mehrere hundert Meter kerzengerade in die Tiefe, und am „Sensation Rock" biegt man auf einem nur schmalen Pfade um einen keck hervorspringenden Felsen. Ein Entgleisen würde hier den Zug in die schreckliche Tiefe schleudern. Die Bahn beginnt wieder langsam zu fallen, man fährt in den lieblichen Talkessel von Kandy ein.

Ich stieg in dem schönen Queens Hotel ab, das sich direkt am Ufer des friedlichen, von einem der ehemaligen Könige künstlich angelegten Sees erhebt. Schöne Promenadenwege führen um das langgestreckte Wasserbecken, in dem sich eine kleine, palmenbestandene Insel erhebt. Auf die

nahen, dicht bewaldeten Höhenrücken zweigen wohl gehaltene Strassen ab, und eine mehrstündige Fahrt in dieser Tropenflora bietet ungeahnte Genüsse.

Wallfahrten wir Europäer nach diesem paradiesischen Fleckchen, um uns an seiner entzückenden Naturpracht zu erbauen, so pilgern gläubige Buddhisten mit gleich heissem Bemühen dahin, freilich zu ganz andern Zwecken. Der Tempel von Kandy enthält nämlich einen Zahn Buddhas, und dieser Reliquie ihre Verehrung darzubringen, kommen alljährlich tausend und abertausend Pilger zu diesem Heiligtum gewandert, nicht nur aus allen Teilen der Insel, sondern auch von vielen fernen Ländern.

Der Daladá Máligawa, d. h. Palast des Zahnes, steht recht malerisch zwischen Gruppen hoher, schlanker Palmen am Ufer des Sees, bietet jedoch an architektonischer Schönheit — nichts. Zum Teil wird er von einem mit Wasser gefüllten Graben umzogen, in dem sich Tausende von kleinen Fischen und viele Schildkröten tummeln. Das Eingangstor ist mit fratzenhaften Reliefs geschmückt. Man ersteigt eine kleine Steintreppe, durchwandert eine düstere Vorhalle, in der hübsche Opferblumen feilgeboten werden, und gelangt sodann nach dem eigentlichen Tempel, der den heiligen Zahn enthält. Unschöne Reliefs von Dämonen oder von Buddhas Seelenwanderung ziehen sich an den Aussenwänden hin, die von einer säulengetragenen, höchst einfachen Veranda umgeben sind. Zwei mächtige, schon recht ältliche Elefantenzähne stehen an der Eingangspforte, die mit schwerem Metall bekleidet ist. Eine schmale, steile Treppe führt zu dem Oberstock, wo in einem dumpfen, fensterlosen Gemache in einem Glasverschlage der verehrungswürdige Zahn aufbewahrt liegt. Zu sehen bekam ich ihn nicht, er ruht in sieben vergoldeten glockenförmigen Kästchen, von denen das eine in dem anderen verborgen liegt. Sie sind in verschwenderischer Pracht mit Edelsteinen aller Art übersät und mögen einen grossen Wert darstellen. Auf einer Photographie sah ich später eine Abbildung des heiligen Zahnes, doch gehört viel Einbildungskraft dazu, um sich unter dem Stück alten Elfenbeins einen menschlichen Zahn vorzustellen; in der Tat ähnelt er eher dem Reisszahn eines Wildschweins oder Krokodils, misst er doch volle 3⅛ cm in der Länge und etwa 1¼ cm in der Breite. Bei den grossen feierlichen Umzügen, die alljährlich im August stattfinden, wird das Heiligtum auf dem Rücken eines der zahlreichen Tempelelefanten unter grossem Gepränge in den Strassen umhergeführt.

Mögen die Tempelbauten mit ihren umliegenden weissen Dagobas den Buddhisten befriedigen, ich wusste ihnen kein tieferes Interesse abzugewinnen, um so mehr genoss ich die göttliche Natur, die sich überall so herrlich ausbreitete. Alles war Urwald um mich herum, zwischen graziösen, himmelanstrebenden Palmen gruppierten sich breitkronige Tempelbäume, Mango-, Jackfrucht- und Papayabäume, der wilde Brotfrucht- und der

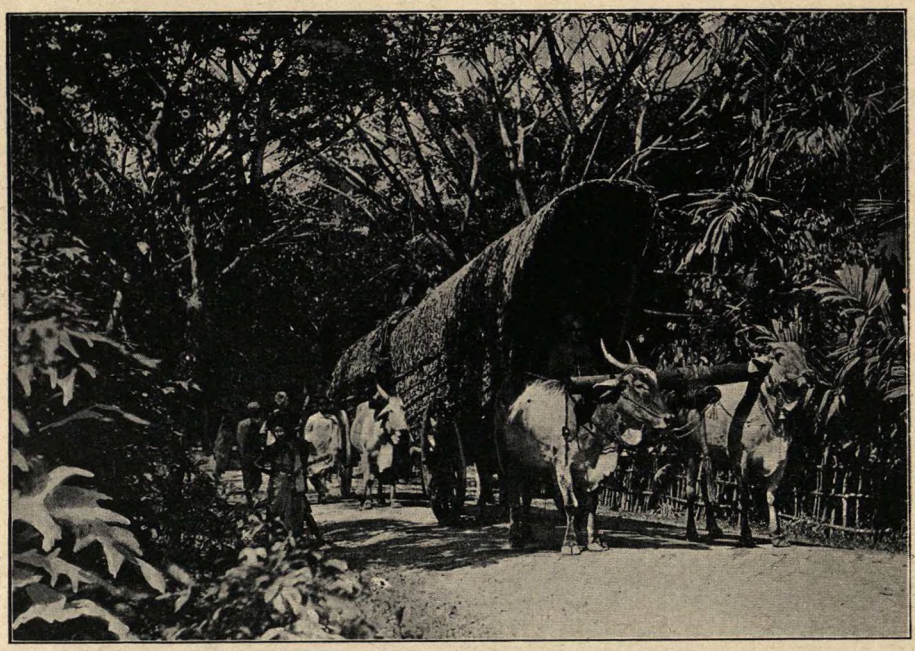
Kakaobaum, dessen violettrote Früchte direkt am Zweige wachsen. Ein dichtes Rankenwerk von Rohrlianen (das bei den Schulkindern so beliebte spanische Rohr wird aus ihnen geschnitten), von korkzieherartig herabhängenden Schmarotzerpflanzen und Baumtötern verband alles zu einem undurchdringlichen Ganzen. So fuhr ich lange Zeit bergauf und bergab, stetig durch die entzückende Tropenpracht, deren Schönheit noch erhöht wurde durch das Gezwitscher bunt gefiederter Vögel, das Zirpen von versteckten Grillen und durch viele bunt schillernde grosse Schmetterlinge, die an den duftenden Blütenkelchen umhergaukelten. Auf dem Rückweg



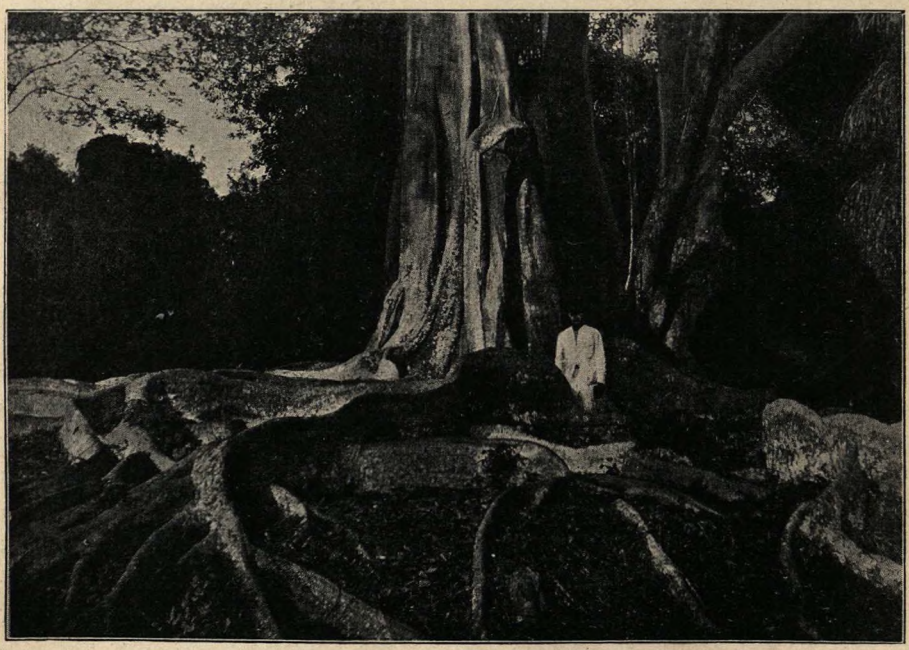
Kandy. — Eine Dagoba in der Nähe des grossen Tempels.
(Aufnahme des Verfassers.)

passierte ich die bevölkerten Strassen von Kandy und fuhr dann hinaus auf einer reizvollen Dorfstrasse entlang nach dem Mahaweli Ganga, dem grössten Flusse der Insel. In seinen zur jetzigen Trockenzeit recht seichten Fluten sah ich etwa sechs riesige Elefanten gemächlich liegen. Ab und zu ertönte ein lauter Trompetenton, und einer der Dickhäuter gefiel sich darin, mit seinem langen Rüssel sich eine Dusche über den gewaltigen Leib zu geben. Es waren die Elefanten des Tempels, die bei den feierlichen Umzügen zur Verwendung kommen. Jedem ist ein Wärter beigegeben, der mit einem spitzen, eisenbeschlagenen Stocke bewaffnet ist. Nur mit Unwillen erhob sich einer der Riesen, um mir Stellung zu einer photographi-

Pol. Tow. Geograf. Lwów BIBLIOTEKA GENERALNA



Kandy. — Ein landesüblicher Bullockwagen.
(Aufnahme des Verfassers.)



Peradeniya. — Wurzel und Stamm eines Kautschukbaumes.
(Aufnahme des Verfassers.)

schen Aufnahme zu geben; um so wohlgefälliger aber nahm er aus meiner Hand einige Bananen hin.

Etwa 6 km südwestlich von Kandy liegt Peradeniya, wo die englische Regierung im Jahre 1821 einen musterhaften botanischen Garten anlegen liess. Die verschiedenen, meist akademisch gebildeten Direktoren dieser Anlagen haben es trefflich verstanden, nach und nach die Gärten auszudehnen und Tausende von wertvollen Blumen, Sträuchern und Bäumen aus



Peradeniya. — Eine blühende Talipotpalme.

allen Erdteilen nach hier zu verpflanzen. Dicht vor dem Eingang zieht sich eine Reihe von Riesengummibäumen hin, deren eingedickter Saft den in der Industrie unentbehrlichen Kautschuk liefert. Die Wurzeln dieser Bäume, die daheim als Zimmerpflanzen auch bei der sorgfältigsten Pflege nur dürftig gedeihen, entfalten sich hier zu einem wunderbaren Gewirr, dessen einzelne Rippen eine solche Höhe erreichen, dass sich ein ausgewachsener Mensch bequem zwischen ihnen verbergen kann. Die Heimat der Bäume ist Nordindien, die Wälder von Assam. Vielleicht noch grösseres Erstaunen er-

11*

weckte das Gebüsch des Riesenbambus, das sich in der Nähe eines lieblichen, mit Lotosblumen bedeckten Weihers erhebt. Die Stämme dieses „Grases" erreichen eine Höhe von 30 bis 40 m (die Kirchtürme meiner Heimatstadt messen nicht viel mehr als 45 m), und ihr Durchmesser dicht über dem Boden ist bis zu 22 cm stark. Ich durfte es als einen besonders glücklichen Zufall ansehen, dass ich hier auch eine blühende Talipotpalme sah. Diese Palme hat die Eigentümlichkeit, nur einmal im Leben zu blühen, und dies erst nach einem Alter von 40 bis 80 Jahren. Die weisse Blüte, die



Peradeniya. — Tamilen, in einem Teegarten arbeitend.
(Aufnahme des Verfassers.)

dann aus der Krone hervorschiesst, gleicht einem grossen Baume für sich und bietet einen majestätischen Anblick. Freilich muss die edle Palme diese masslose Kraftvergeudung teuer bezahlen. Wenn nach einigen Monaten die Früchte gereift sind, stirbt sie gänzlich ab. Von all den andern Gewächsen sah ich noch im bunten Durcheinander Muskatnuss-, Nelken-, Kokain-, Strychnin-, Mandel-, Chinin- und Zimtbäume, Kakaobüsche, reizende Crotonstauden mit bunt gesprenkelten Blättern, Hibiscus mit blutigroten Blütenkelchen und dann immer wieder das reiche Geschlecht der Palmen. Ich fuhr durch eine Allee von stolzen Cabbage- und durch eine solche junger Talipotpalmen, ich ergötzte mich in kleinen, durch lose Matten

gebildeten Gewächshäusern an zarten, wunderlich geformten Orchideen und frischgrünen Farnen, kurzum, ich genoss und staunte und verliess endlich völlig überwältigt die wunderbaren Gärten.

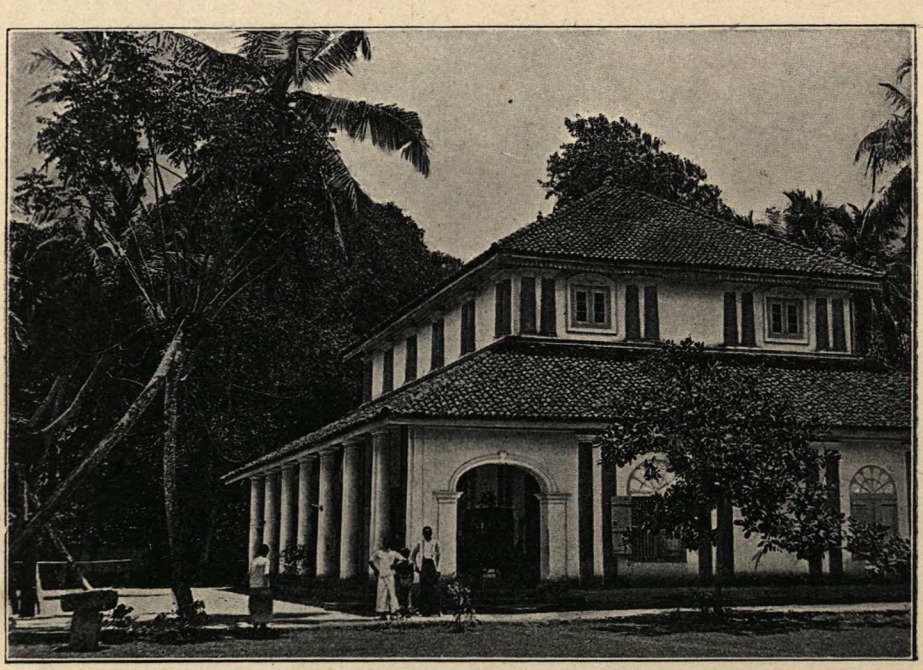
In einer nahen Teeplantage beobachtete ich kurz, wie die glänzenden jungen Blätter auf Maschinen gerollt und getrocknet, später durch Siebe in verschiedene Grössen eingeteilt und endlich in mit Zink ausgelegte Holzkisten verpackt wurden. Der Duft in den Räumen war herrlich, die Blätter dagegen schmeckten entweder fade oder bitter.



Kandy. — Mutterglück.
(Aufnahme des Verfassers.)

Ein Jagdausflug sollte den Abschluss meines Aufenthaltes bilden. Mit einem gewandten singhalesischen Jäger, der eine gute Meute mit sich führte und mir auch ein Jagdgewehr verschaffte, fuhr ich nach den etwa 5 km entfernten Wäldern von Katugastota, die sich an den reizvollen und hügeligen Ufern des Mahaweli Ganga hinziehen. Nach kurzem Wandern hinweg von der Landstrasse, befanden wir uns schon im herrlichsten Tropenwalde. Wohltuende Ruhe herrschte in den weiten Säulenhallen, die von den prächtigen Kokoskronen überschattet wurden. Nur ab und zu ertönte der Lockruf einer Waldtaube oder das Kreischen eines Papageis. Als wir freilich bei einem mit dichten Dschungeln bedeckten Gebiet die Hunde losbanden, ertönte bald der Wald von dem Kläffen der feurigen Köter. So sorgfältig

diese aber auch das Terrain durchforschten, und so eifrig der Singhalese selbst an dem Birschgange teilnahm, es liess sich weder Hase, noch Hochwild, noch Raubtier blicken. Das oft sich steigernde Bellen der Hunde bewies allerdings, dass sie eine Fährte entdeckt hatten, aber es vergingen ein, zwei und drei Stunden, ohne dass wir zum Schusse kamen. Schliesslich begnügte ich mich mit einem kecken Eichhörnchen. War der Ausflug auch von wenig Jagdglück begünstigt, so bot er mir doch Gelegenheit, mich an der wild wuchernden Tropennatur zu ergötzen.



Der grosse Buddha-Tempel in Cotta bei Colombo.
(Aufnahme des Verfassers.)

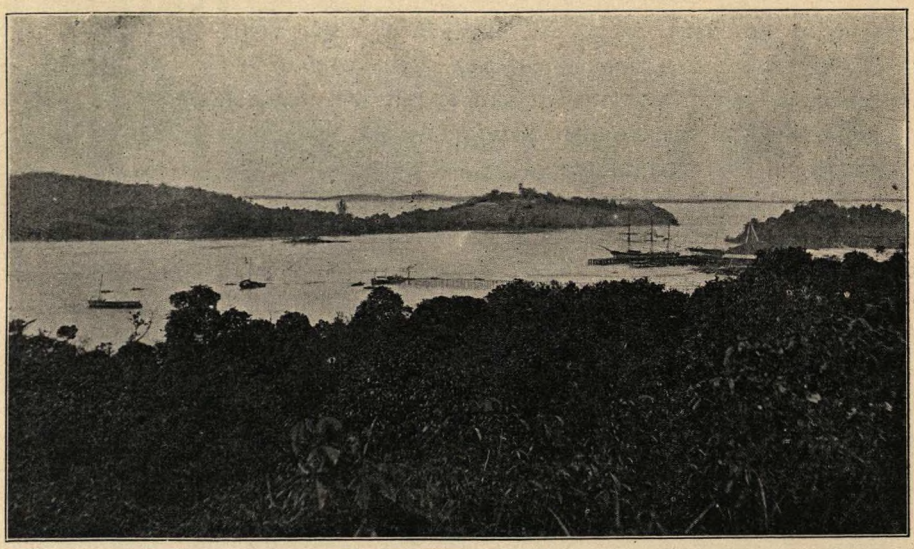
Befriedigt, ja entzückt, fuhr ich am Morgen des 23. März nach Colombo zurück. Hier konnte ich noch einige sehr lohnende Ausflüge unternehmen. Die einstündige Fahrt nach Mount Lavinia führte beständig durch herrlichen Kokoswald, durch dessen Grün nur hier und da der Silberstreifen des nahen Meeres hindurchschimmerte. Mount Lavinia ist ein freundlicher, grüner Hügel dicht am Meeresgestade. An den ihn malerisch umgrenzenden Felsenriffen lecken wild schäumende Wellen dumpf rauschend empor, und von dem hübschen Hotel, das sich auf der Höhe des Hügels erhebt, geniesst man eine wunderbare Fernsicht auf die unendliche Wasserfläche. Zahlreiche Fischer kamen gerade mit ihren sonderbaren Auslegerbooten von der Arbeit heim. Ich beobachtete, wie man alsbald die erbeuteten Fische (meist eine Art silber-

glänzender Sardinen) zählte, voll kindlichem Jubel, wenn sich der Fang als ein guter ergab. An hundert solcher Boote sah ich wohl auf dem gelblichen Sande liegen; sie boten zusammen mit dem blau schimmernden Meere, dem satten Grün der Palmenwälder und dem anmutigen braunen Fischervölkchen ein Bild von zauberhaftem Liebreiz.

Abends in dem grossen Schreibzimmer des Grand Oriental Hotel störte mich das unangenehme Umherflattern von grossen fliegenden Hunden, die von dem Licht hereingelockt werden. Ausserdem konnte ich auch zierlichen Eidechsen zusehen, wie sie behende an den Wänden nach Insekten jagten.

Am nächsten Morgen besichtigte ich noch eine ausgedehnte Pflanzung von jungen Zimtbäumchen. Ich konnte dort in einer ärmlichen Hütte beobachten, wie von den jungen Stämmen die Rinde glatt abgeschält wird. Obgleich diese ursprünglich eine grünliche Farbe hat, sieht sie kurze Zeit nach dem Abschälen braun aus. Der angenehme Geruch ist an der Rinde intensiv, an den glänzenden Blättern jedoch kaum bemerkbar.

Als ich wieder nach Colombo zurückgelangte, leuchtete mir vom Hafen aus der stattliche weisse Dampfer des Norddeutschen Lloyd, der „Prinz Heinrich", entgegen. Um fünf Uhr befand ich mich an Bord, und eine halbe Stunde später bogen wir langsam zum Hafen hinaus.



Hafen-Einfahrt von Singapore.
(Aufnahme des Verfassers.)

VIII. KAPITEL.

„Gute Fahrt!“ so schrieb Prinz Heinrich unter sein schönes Bildnis, das über dem Treppengang der ersten Kajüte aufgehängt ist, und der freundliche Wunsch ging herrlich in Erfüllung. Das Meer glich während der ganzen Reise nach Singapore einem Binnensee, kaum war ein sanfter Wellenschlag zu beobachten, nur eine langgezogene Dünung versetzte den grossen Dampfer in eine ewig rollende Bewegung.

Es war zum erstenmal, dass ich mich auf einem Postdampfer des Norddeutschen Lloyd befand. Ich hatte schon viel von dem Luxus gehört, den diese Gesellschaft ihren Passagieren bietet; meine Erwartungen wurden jedoch hier übertroffen. Die Ausstattung war von staunenswerter Pracht, und die Bequemlichkeit sowie die Bedienung liess nichts, gar nichts zu wünschen übrig. Es mochten an 70 Passagiere der ersten Kajüte sein, und unter ihnen konnte ich die interessantesten Bekanntschaften machen. Da gab es Grosskaufleute von Singapore und Java, Tabakspflanzer von Sumatra, Professoren, die für eine Gesellschaft auf den Sundainseln Forschungsreisen unternehmen wollten, hohe deutsche Reichsbeamte für China, ganz beson-

ders natürlich für Kiautschou. Einige Damen reisten zu ihren Männern, die in unserer chinesischen Besitzung tätig sind.

Singapore ist der Platz, der nach Johannesburg bis dahin mein grösstes Staunen erregt hat. Als im Jahre 1819 Sir Stamford Raffles auf der kleinen Insel die englische Flagge hisste, fand er kaum 200 Einwohner vor, heute ist die Bevölkerung auf fast 200 000 gestiegen. War das Emporblühen von Johannesburg durch einen Zufall, die glückliche Entdeckung der Goldminen bedingt, so verdankt Singapore seinen heutigen Weltruf lediglich der klugen Vorausberechnung der Engländer. Bei dem stetig wachsenden Handel mit dem Osten, mit China und Japan musste ein Hafenplatz am Tore zu den östlichen Gewässern nicht nur als Kohlenstation, sondern auch als Stapelplatz für ein- und auszuführende Waren und Produkte eine grosse Zukunft haben. Die gegenwärtigen Statistiken beweisen, inwieweit die Berechnungen der Engländer sich als richtig gezeigt haben; die Ausdehnung von Import- und Exporthandel ist geradezu enorm, und die Zahl der grossen europäischen Warenhäuser ist staunenerregend. Mit Stolz mag es uns Deutsche erfüllen, dass die deutsche Firma Behn, Meyer & Co. das bedeutendste Handelshaus von Singapore ist. Ueberhaupt rangiert hinter dem englischen Element das deutsche an erster Stelle.

Der Bericht der Handelskammer von Singapore von 1897 führt folgende Umsätze auf:

	1890	1896	
Import und Export (exkl. Geld und Barren)	257	347	Millionen Doll.
Der Import allein betrug	141	186	„ „
Der Export allein betrug	116	161	„ „

Import und Export haben also um je 45 Millionen in sechs Jahren zugenommen.

Auf den Verkehr mit den Gold- und Silberländern verteilt, zeigen sich folgende Zahlen:

	Goldländer		Silberländer	
	Import	Export	Import	Export
	Millionen Dollars			
1890 . . .	51	64	90	52
1896 . . .	90	105	96	56

Wenn auch Singapore auf einer der Inseln des malayischen Archipels liegt, so muss es trotzdem eine Chinesenstadt genannt werden, stellt doch die chinesische Bevölkerung mit 122 000 Köpfen 66 Proz. der ganzen Einwohnerschaft dar. Die Zahl der Malayen ist nur 35 000, die der Weissen 5200. Neben den schon erwähnten Völkern finden sich noch viele andere Nationalitäten und Stämme hier zusammen: Araber, Armenier, Singhalesen und Indier (diejenigen von der Koromandelküste werden als Klings bezeichnet), Birmanen und Siamesen, Japaner und Leute von Anam,

auch einige Neger aus Südafrika. Bedenkt man nun noch alle die Abarten, in die sich die einzelnen Völkerstämme zergliedern, so kann man sich ein Bild von dem bunten Durcheinander der Rassen machen. Wie aus diesen Zahlenangaben hervorgeht, fallen die Chinesen am meisten in die Augen. Die weiten Hosen und die ebenso luftige Jacke sind meist aus weissem, schwarzem oder blauem, sehr dünnem Stoff gefertigt, ab und zu jedoch trifft man auch auf besonders vorgeschrittene Chinesen, die wohl die Art ihres heimischen Schnittes beibehalten, dagegen als Stoffe unsere europäischen Muster verwendet haben. Das kahl rasierte Haupt mit dem lang vom Schopfe herabhängenden Zopf, der meist künstlich bis zu den Absätzen ver-



Singapore. — Der Singapore-Fluss.
(Aufnahme des Verfassers.)

längert ist, ziert dann gewöhnlich ein moderner Filzhut oder eine für die Tropen zweckentsprechendere Kopfbedeckung. Dies gilt meist für die wohlhabenden Chinesen und für die zahlreichen Schreiber und Buchhalter der grossen Handelshäuser. Die niedere Bevölkerung schützt den kahlen Kopf in Ermangelung eines Hutes mit einem papiernen Schirm vor den Sonnenstrahlen oder auch mit einem kleinen Fächer, der mit dem um das Haupt gewundenen Zopf befestigt wird. Mächtige, aus Flechtwerk bestehende „topis", deren Durchmesser fast 1 m erreicht, tragen zumeist die Strassenhändler, die in bunt bemalten Kästen, die an einer über der Schulter getragenen elastischen Stange hängen, Waren aller Art feilbieten und mit einer lärmenden Kinderklapper die Aufmerksamkeit der Leute auf sich zu

ziehen suchen. Die Rickshamänner, auch ausschliesslich Chinesen, sind am spärlichsten bekleidet, mit einer kurzen, aber weiten blauen Badehose. Der aufgebundene Zopf steckt unter einem erbärmlichen Hut aus gelbem Flechtwerk. Die Ausdauer dieser Rickshamänner ist bewunderswert, sie soll oft die der kleinen Gharry-Ponies übertreffen (eine „gharry", im Malayischen auch „Kreta sewa" genannt, ist ein in Singapore, wie auch in ganz Vorderindien gebräuchlicher, kastenartiger Wagen). Daher auch die enorme Muskelausbildung der Unterschenkel dieser menschlichen Droschkengäule. Machen sie wegen ihrer abschreckenden Hässlichkeit — wie überhaupt der chinesische Typus dem europäischen Auge wenig zusagt — keinen so günstigen Eindruck wie ihre schönen Berufsgenossen in Natal, so stehen die zierlichen Rickshas an Ausführung allen bisher gesehenen bei weitem voran. Die feinen japanischen Arbeiten an der Rückseite und die hübschen weichen Fussteppiche gestalten sie zu einem recht eleganten Gefährt. Es existieren etwa 6000 bis 7000 dieser wunderlichen Vehikel, und sie alle sind in stetigem Gebrauch. Niemand benutzt seine Schustersrappen, denn die Rickshas sind ein zu bequemes und auch recht billiges Beförderungsmittel, das bei den weiten Entfernungen geradezu unerlässlich ist. Der Chinese bedient sich ihrer genau in dem Masse wie der Europäer. Das Strassenbild erhält durch diese Tausende von Wägelchen ein Gepräge äusserster Lebendigkeit. Für den Neuling, der weder der malayischen, noch der chinesischen Sprache mächtig ist, haben sie jedoch ihre Mucken, denn die menschlichen Zugtiere verstehen keine einzige europäische Sprache, und eine Auseinandersetzung betreffs des Bestimmungsortes führt meist zu den possierlichsten Szenen.

Zieht sich die europäische Geschäftsstadt hauptsächlich dicht an der See entlang und nimmt sie einen verhältnismässig kleinen Flächenraum ein, so breitet sich das Chinesenviertel nach der Landseite zu aus und erlangt eine recht beträchtliche Ausdehnung. Die dicht gedrängten Strassen, in denen sich eines der kleinen, häufig blau angestrichenen chinesischen Häuser an das andere reiht, und wo ein Leben herrscht, das aller Beschreibung spottet, sind für den Besucher erklärlicherweise viel anziehender als das europäische Viertel. Wenn ich durch die von Pfeilern getragenen Vorhallen schritt, die sich an den Häusern hinziehen, so konnte ich einen ewig währenden Fleiss beobachten; kennt doch der Zopfträger keine Feier des Sonntags und arbeitet er doch bis in die späte Nacht hinein. Ab und zu wies mein Begleiter, der Teilhaber einer bedeutenden deutschen Firma, auf einen ziemlich unansehnlichen Laden, dessen Besitzer er mir als seinen Kunden nannte. Oft setzte er hinzu, dass er einem solchen Manne gern einen Kredit von 50 000 Mark und mehr gewähre, denn wenn auch die chinesischen Diener als die grössten Diebe gelten, so sind ihre höher gestellten Brüder meist eines grossen Vertrauens würdig. Die Hauptabnehmer von importierten Waren sind die Chinesen, sie verstehen es aus leicht verständlichen Gründen besser, mit dem

kleinen Manne umzugehen als der Europäer. Viele der Gelben haben es zu grossem Reichtum gebracht und bewohnen schöne Besitzungen im Villenviertel ausserhalb der Stadt.

Von der berüchtigten chinesischen Unreinlichkeit konnte ich nur wenig bemerken, gewiss hält da die englische Regierung ein wachsames Auge. Die zahlreiche Polizeimannschaft besteht aus indischen Sikhs und eingeborenen Malayen. Die Strassen sind meist breit und sogar auf den verschiedenen Marktplätzen, wo Fische, Fleisch, Gemüse usw. in grossen Mengen feilgeboten werden, und wo sich auch häufig die öffentlichen Speiseplätze der Rickshamänner befinden, ziemlich sauber. Es ist ein hübsches Bild, diese Rickshamänner beim Mahle zu sehen, wenn sie mit langen dünnen Stäbchen (Gabel und Messer sind bekanntlich bei den Chinesen nicht in Gebrauch) ihre Speisen einnehmen. In langen Reihen hocken sie dann auf der Strasse vor ihren Näpfchen, deren Inhalt aus einem Gemisch von undefinierbaren Gerichten besteht. — Das schöne Geschlecht lässt sich kaum blicken; nur einmal traf ich in einer entlegenen Strasse eines Vorortes eine gut gekleidete Dame. Bei ihr konnte ich zugleich die verkrüppelten Füsschen beobachten, die in kleine, mit hohen Absätzen versehene Puppenschühchen gezwängt waren. Die riesig langen Fingernägel bemerkte ich fast bei allen besser gestellten Chinesen. Eine andere Eigentümlichkeit, die ich beobachtete, ist das Hand in Hand gehen von erwachsenen Männern.

Am Abend ist die gelbe Stadt vielleicht noch anziehender und wunderlicher als am hellen Tage. Der Schein von Tausenden von Lampen und Papierlaternen, die die Wohnungen und Läden zu beiden Seiten der Strassen erleuchteten, und die glänzenden Lichter der Rickshas, die sich gleich einer unendlichen Schlange eine hinter der anderen dahinwinden, üben einen zauberischen Reiz aus, um so mehr als alles Unschöne und Widerliche in dem Dämmerschein verschwindet. Ab und zu ertönt aus dem Innern eines der meist unansehnlichen Häuser eine ohrenbetäubende Musik, man kann dann sicher sein, vor einem Theater sich zu befinden. In ein solches trat ich auf einige Minuten, aber wenn auch die Kostüme recht kostbar und geschmackvoll waren, so war das Spiel ebenso inhaltlos wie fade. Gesprochen wurde nur in der Fistelstimme, die ab und zu durch ein plötzliches Brüllen unterbrochen wurde. Kinder und andere Zuschauer setzten sich je nach Belieben auf die Bühne oder blickten hinter die Kulissen, wie es ihnen ihre Laune gerade eingab. Weder die Schauspieler, noch das übrige Publikum liessen sich dadurch stören. Die verpestete Luft, die die kleine Halle erfüllte, trieb mich bald wieder hinaus aus diesem Tempel der Musen. Auch eine kleine Ansiedelung japanischer Geishas ist vorhanden, doch war es keine Auslese japanischer Schönheiten, die man hierher exportiert hatte. Ich fand die kleinen Teemädchen, die übrigens nur mit Bier aufwarten, wohl niedlich und anstandsvoll, jedoch nichts weniger als hübsch.

So reizvoll, geschäftig und rege das Bild der Chinesenstadt sich gestaltet, so eigenartig tot und öde sind die verschiedenen Malayendörfer, die sich um die Stadt gruppieren, gewöhnlich dicht in der Nähe eines der Meeresarme, die sich flussartig weit in das Land hineinziehen, oder überhaupt am seichten Meeresufer selbst. Die ärmlichen, nur aus Brettern errrichteten Hütten ruhen sämtlich auf hohen Pfählen, so also, dass während der Flutzeit das Dorf gänzlich im Wasser steht und meist nur durch Kähne erreicht werden kann. Zur Zeit der Ebbe kann man dagegen trockenen Fusses zu den Wohnungen gelangen. Der dem Boden entsteigende widerliche Geruch

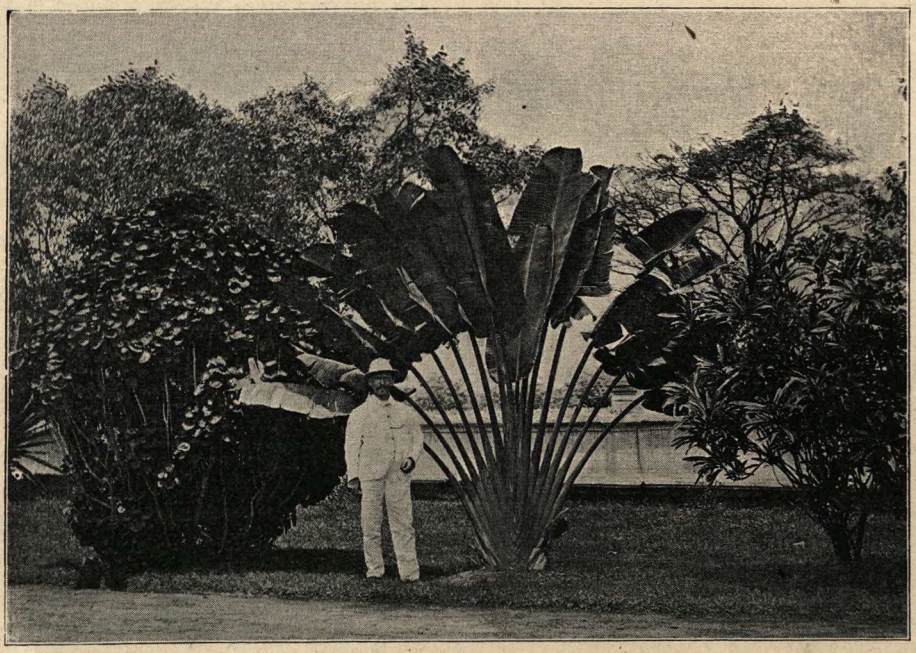


Ein Malayendorf bei Singapore während der Ebbe.
(Aufnahme des Verfassers.)

liess mich nicht lange dort verweilen. Bei der Kreuzung des Rochor Rivers vermittelst eines kleinen Sampans (chinesische Dschunke) machte mich mein Begleiter darauf aufmerksam, dass alle chinesischen Boote vorn am Bug zwei grosse Augen tragen, die nach dem Aberglauben der Zopfträger dem Kahne ermöglichen, zu sehen. Kein chinesischer Ruderer würde in einem „blinden" Boote sein Handwerk ausüben.

Die Umgebung von Singapore ist ein einziger grosser Park mit kleinen sanften Hügeln. Die schönen, schattigen Alleen, die nach allen Richtungen hin die herrliche Landschaft durchqueren, sind nach echt englischer Art prächtig gehalten und erlauben genussreiche Spazierfahrten, die für die bemittelten Einwohner von Singapore zu einer täglichen Gewohnheit geworden

sind. Trotzdem habe ich oft die Beobachtung machen müssen, dass Leute, die schon seit Jahren in den Tropen wohnen, völlig abgestumpft sind gegen die üppige Pracht des heissen Erdgürtels. Durch den ewigen Wechsel unserer Jahreszeiten erfreuen wir uns alljährlich an dem herrlichen Grün der jungen Natur. In den Tropen gibt es diesen Wechsel nicht, darum auch die allmähliche Abstumpfung und der Umstand, dass Tropenbewohner die Schilderungen der Naturschönheiten der heissen Zone durch Reisende meist übertrieben finden.



Singapore. — Eine „Palme des Reisenden".
(Aufnahme des Verfassers.)

Reizende Villen und Bungalows, die Wohnungen der Europäer und reichen Chinesen, liegen in diesem Naturparke zerstreut, stets von einem grossen Garten umgeben. In einem solchen konnte ich besonders eine herrliche „Palme des Reisenden" (travellers palm) bewundern, deren mächtige Blätter, welche denen der Bananenstaude ähneln, in einer Ebene fächerförmig nach oben sich ausbreiten. Ihren Namen verdankt die eigenartige Palme dem Umstande, dass die hohlen Stengel der Riesenblätter mit Wasser gefüllt sind, das dem dürstenden Reisenden Labung zu bieten vermag. In Singapore ist diese Palme weit verbreitet, in Ceylon sah ich nur einzelne Exemplare im Botanischen Garten. Ein anderer Baum, der mir bisher unbekannt war, ist der Mangosteen. Die Früchte dieses Baumes sind sowohl für das Auge, als auch für den Gaumen ein herrliches Labsal.

Auf einem reizenden Hügel liegt das stattliche Government House, die Residenz des Gouverneurs der Straits Settlements. Ein herrlicher, wohlgepflegter Park, der jedermann geöffnet ist, zieht sich an den sanft abfallenden Hängen hinab und stellt ein paradiesisches Fleckchen der Insel dar. Keine Schildwache verwehrt den Eingang oder fragt mit barscher Stimme nach unserm Begehr, wir sind frei wie der Vogel in der Luft.

Diese Freiheit macht sich auch noch in manchen andern Dingen geltend; so möchte ich nur erwähnen, dass den Bewohnern von Singapore weder Haus- noch Einkommensteuer auferlegt ist. Die Steuern auf Opium und Spirituosen scheinen genügende Mittel einzubringen. Man glaube jedoch nicht, dass Singapore ein billiger Platz zum Leben sei. Bezahlt man in Deutschland eine Mark, so muss man in Singapore einen Dollar entrichten, also genau das Doppelte. Der Wert des Dollars steht gegenwärtig auf 2 Mk. Am Morgen des Charfreitags fuhr ich nach dem reizenden Heime dreier Junggesellen, die ich am Abend vorher kennen gelernt hatte. Sie hatten mich freundlichst eingeladen, mich bei ihnen einmal zu überzeugen, wie die Junggesellen in Singapore sich das Leben zu verschönern wissen. Die „Swiss Cottage", so hiess das Heim des Kleeblattes, steht auf einem kleinen Hügel unweit der grossen Docks und dicht hinter einem malerischen Malayendorfe, das während der Flut gänzlich im Wasser liegt. Dichte Mangrovenbüsche gedeihen in grosser Zahl in dem sumpfigen Boden der ausgedehnten Wasserbecken. Die freundlichen Insassen traf ich noch in ihrer Morgentoilette an, im landesüblichen Sarong, einer rockartigen Körperhülle. Jeder hat ein grosses Zimmer für sich, die grosse Speisehalle im Unterstock dient gemeinsamem Gebrauche. Die Dienste der Hausfrau werden durch eine Schar chinesischer Diener ersetzt. Auch der Koch ist ein Chinese. Ein sorgfältig gehaltener Garten und ein Tennisplatz gehören zu dem Besitztum. Welch Unterschied zwischen dem Leben dieser Junggesellen und dem derer im alten Europa, wo ein kleines Zimmerchen meist alles ist, was den Hausstand eines ledigen Mannes ausmacht.

Einer meiner Wirte unternahm später mit mir einen Spaziergang nach dem nahe gelegenen Mount Faber, der nur wenig mehr als hundert Meter messen mag. Die Aussicht jedoch, die sich von der Signalstation auf seiner Spitze bietet, ist einzig in ihrer Art. Mehr als ein Dutzend bis zum Meeresrande bewaldeter Inselchen sieht man im Süden und im Westen vorgelagert. Sie bilden einen reizenden Archipel mit vielen schmalen Wasserstrassen. Nach Südosten zu liegt die Reede von Singapore mit ihren zahllosen Dampfern und Seglern, im Norden dehnt sich die waldige Insel aus, deren höchster Punkt, der Bukit Timah (519 Fuss), deutlich in der Ferne zu erkennen ist. Ich wurde nicht müde, mich an dem herrlichen Bilde zu laben, und auch mein Begleiter begann nach und nach die Schönheiten seiner tropischen Heimat zu erkennen. Die hier oben

stationierten Signalleute — es sind Malayen — haben eine schwere Arbeit, denn fast beständig kommen neue Dampfer in Sicht. Sobald sich die Nationalität erkennen lässt, wird an der Signalstange die betreffende Flagge gehisst, und die Bewohner von Singapore wissen sofort, welche Schiffe in der nächsten Stunde einlaufen. Jede Ankunft eines Postdampfers wird durch einen Kanonenschuss angekündigt.

Am Nachmittage desselben Tages unternahm ich einen grösseren Ausflug nach dem etwa 4 bis 5 Meilen nach Norden gelegenen Wasserreservoir, das die ganze Stadt mit Wasser versorgt. Das riesige Reservoir ist ein



Singapore. — Das Besitztum des deutschen Klubs Teutonia.

einziger grosser See, der in dichtesten Dschungel gebettet liegt. Die vielfach gewundenen Ufer und die schönen Einbuchtungen sind aufs Ueppigste von tropischem Pflanzenwuchs überschattet. Hier wird der Regen aufgefangen, der auf der kleinen Insel überaus reichlich fällt (300 cm im Jahre 1890). Nachdem das Wasser filtriert worden ist, steht es der Bevölkerung zur Verfügung. Das Reservoir fasst so viel Wasser, dass bei gänzlichem Regenmangel die Stadt auf ein Jahr hinaus mit Wasser versorgt werden könnte.

Auf herrlichen, schattigen Wegen und an reizenden Bungalows vorbei, gelangten wir nach längerer genussreicher Fahrt nach dem Botanischen Garten, der trotz seines erst 25jährigen Bestehens schon einen Weltruf er-

worben hat. Exemplare der Victoria Regia und der Lotosblume hatte ich bisher noch nicht in solcher Grösse und Schönheit angetroffen. Ebenso fand ich die Lianen in staunenerregender Ueppigkeit, und in dem kleinen Treibhause von Orchideen und Farnen kannte meine Bewunderung keine Grenzen.

Mein gütiger Begleiter zeigte mir noch kurz den deutschen Klub „Teutonia", in dem Prinz Heinrich im Vorjahr bei seiner Ausfahrt nach Ostasien fröhliche Stunden verlebt haben soll. Inzwischen hat man durch freiwillige Beiträge eine ausreichende Summe aufgebracht (ich glaube 100 000 Mark), um einen stattlichen Neubau errichten zu können. Es ist dies ein trefflicher Beweis dafür, dass die Deutschen in Singapore es zu etwas gebracht haben. Singapore ist die erste Stadt auf meinen Reisen, in der ich so ganz unter Deutschen sein konnte; ich hatte nur selten Gelegenheit, englisch zu sprechen.

Die Kokoswälder von Tanjong Katong sind sozusagen die Sommerfrische für die Bewohner von Singapore, denn es ist Brauch, dass eine Familie oder mehrere Alleinstehende eines der hübschen und geräumigen Bungalows für einen Monat mieten, um dann mit vollen Zügen die erfrischende See und den köstlichen Palmenwald in der friedlichen Einsamkeit zu geniessen. Die Geschäftsherren lassen sich natürlich nicht abhalten, täglich ins Geschäft zu fahren, obgleich die Entfernung eine recht beträchtliche ist. Als wir durch die weit ausgedehnten Palmenpflanzungen fuhren, wurde mir berichtet, dass man den Reingewinn von jeder einzelnen Kokospalme auf 1 Dollar, also 2 Mk., berechnet. Bei den vielen Tausenden von Palmen, die eine Pflanzung enthält, stellt sich demnach ein recht annehmbarer Gewinn heraus. Während der Fahrt begegneten wir vielen schwer beladenen Karren mit Kokosnüssen. Die Zugtiere waren meist jene mächtigen, grauschwarzen Büffel, Kerbaus genannt, die wohl viel träger und langsamer sind als die gewöhnlichen Zugochsen, indessen das Doppelte an Arbeit leisten.

Ein Ausflug, den ich am ersten Osterfeiertag in Gesellschaft eines deutschen Kavallerieleutnants nach dem nahen Festlande unternahm, war recht lohnend und interessant. Die Breite der Insel beträgt etwa 22½ km, wir legten den Weg in 1½ Stunden zurück. Einem einzigen grossen Park gleicht die kleine, liebliche Insel, von dichtestem Dschungel und Urwald ist die herrliche Strasse links und rechts umsäumt, und nur ab und zu bieten Ananasfelder und andere Pflanzungen eine grössere Fernsicht. Auf halbem Wege grüsste uns zur Rechten der „höchste Berg", der sanft ansteigende, oben dicht bewaldete Bukit Timah oder Zinnberg, in dessen Dickicht noch ab und zu Tigerspuren entdeckt werden. Die gefürchteten Raubtiere kommen immer noch, allerdings nur selten, über die Meerenge geschwommen.

Die Breite der Strasse von Johore wechselt zwischen dreiviertel bis zwei Meilen; dort, wo wir sie in einem chinesischen Sampan kreuzten, mag sie eine Ausdehnung von einer Meile erreichen. Beide schön gewundenen Ufer sind bis zum Meeresrande dicht bewaldet, und das Bild haucht zusammen mit dem stillen Frieden des Wassers und der Natur einen eigenartig wohltuenden Zauber aus. Die grosse Moschee mit ihren vier hohen weissen Türmen ist das einzige, was drüben am Festlande das Auge auf sich lenkt. Die Stadt Johore selbst mit ihren 20 000 Einwohnern, meist Chinesen, die alle in unansehnlichen Häusern wohnen, bietet kein imposantes Bild. Um 9 Uhr hatten wir die südlichste Spitze des asiatischen Erdteils erreicht.

Ich besass eine Empfehlung an den Dato Abdul Rahman, den Sekretär und Berater des Sultans von Johore. In dem geräumigen und ganz nach europäischem Muster eingerichteten Regierungsgebäude meldeten wir uns bei dem Dato an; wir wurden sofort empfangen und lernten in Abdul Rahman einen überaus gebildeten und gewandten Herrn kennen, der sowohl der englischen, wie auch der deutschen Sprache völlig mächtig ist. Seine Erziehung hat er in England genossen, und während eines längeren Aufenthaltes mit dem verstorbenen Sultan in Frankfurt a. M. lernte er seine jetzige Gemahlin, eine Deutsche, kennen. Sein nicht schönes, hellbraunes Gesicht verriet Klugheit und Scharfsinn, und gern glaube ich, dass er die rechte Hand des Sultans ist. Er unterhielt sich längere Zeit mit uns und erzählte uns von seinen Reisen und von Johore; am Ende überreichte er uns in liebenswürdigster Weise Briefe, die uns den Entritt in das Gefängnis, in das Klubhaus und den Sultanspalast ermöglichen sollten.

Einblick in das Innere des eigentlich recht unansehnlichen Sultanspalastes, der Istana, konnten wir leider nicht tun. Der Haushofmeister, ein Engländer, entschuldigte sich tausendmal, beteuerte jedoch, dass seine Hoheit mit auserlesener Gesellschaft bei Tafel sitze und darum eine Besichtigung des Palastes nicht gestattet sei. Eine Rundfahrt in dem schönen Parke stand uns dagegen frei. Ich möchte hier gleich erwähnen, dass der Sultan, ein noch junger Mann, monatlich ein Einkommen von 60 000 Dollar hat, trotzdem aber soll es noch Schulden geben. In dem grossen Gefängnis sahen wir etwa 100 chinesische und malayische Sträflinge mit Ketten an den Füssen hinter eisernen Gittern liegen. Das Ganze glich einer grossen Menagerie, nur mit dem Unterschiede, dass nicht jedes Individuum seine eigene Zelle hatte, sondern stets ein Dutzend zusammengepfercht lag; eine lebhafte Konversation war darum auch immer im Gange. Das Gefängnisleben ist den Sträflingen aber nicht allzu leicht gemacht, sie müssen täglich schwere Fronarbeit verrichten.

Nach dem Mittagsmahle, das wir in dem von der Regierung unterhaltenen Resthouse einnahmen, besahen wir uns noch Johore Bahru, d. i. Neu-Johore, die Stadt; sie bot uns jedoch nichts weiter als ein chinesisches

Kindertheater. Hinter den Kulissen wohnten wir dem Toilettemachen, dem Malen der Gesichter und der äusserst künstlichen Behandlung des Perückenputzes bei. Als ich später bei der phantastischen, aber inhaltlosen Vorstellung die jugendlichen Schauspieler potographisch aufnehmen wollte und dabei die Aufführung in höchstes Durcheinander brachte, schien sich die grosse Menge der gelben Zuschauer an diesem unerwarteten Zwischenakte mehr zu ergötzen, als an der ganzen Vorstellung. Trotzdem gelang es mir nicht, die reizend gekleideten, halbwüchsigen Jungen von der dunkeln Bühne herunter ins Sonnenlicht zu locken.



Batavia. — Altstadt.
(Aufnahme des Verfassers.)

Am Dienstag, den 4. April, fuhr ich auf dem kleinen holländischen Dampfer „Maha Vajirunhis" nach Batavia. 47 Stunden nur nahm die Ueberfahrt in Anspruch. Land kam nie ausser Sicht, Insel reihte sich an Insel, alle waren sie vom lieblichsten Grün bewachsen. Als wir die Bankastrasse passierten, hatten wir im Osten die zinnreiche Banka-Insel und im Westen die flache Küste von Sumatra beständig in Sicht. Bald nach 11 Uhr landeten wir in Priok, dem geräumigen Vorhafen von Batavia. Eine kurze Eisenbahnfahrt brachte uns nach der alten Hauptstadt.

Ich hatte geglaubt, in Ceylon den Gipfel aller Naturschönheit vor mir gehabt zu haben, und fand nun auf Java eine Schöpfung, die an Liebreiz,

12*

Grossartigkeit und tropisch-wilder Vegetation die vielgerühmte Palmeninsel, die Perle im Diadem Englands, in den Schatten stellt. Ich fürchte nur, dass es mir kaum gelingen wird, auch nur annähernd eine Schilderung zu liefern, die den Schönheiten Javas in ihrer ganzen Grösse gerecht wird.

Batavia ist eine würdige Hauptstadt der Insel, wie überhaupt von ganz Niederländisch-Indien, es ist vielleicht die feinste und anziehendste Stadt, die ich in den Tropen angetroffen habe. Wohl scheinen die ersten holländischen Siedler (sie gründeten Batavia im Jahre 1618) zusammen mit den nach und nach in Haufen eingewanderten Chinesen und den malayischen Eingeborenen gewetteifert zu haben, eine möglichst unschöne und untropische Stadt zu errichten, denn davon zeugt die heutige Geschäftsstadt, das eigentliche Batavia. Aber wenn man einige Kilometer mit der Trambahn hinausfährt nach Weltevreden und Meester Cornelis (letzteres liegt fast 10 km von der Altstadt entfernt), so wird man überzeugt von dem praktischen Geiste, der die späteren Einwanderer bei der Anlage der neuen Stadtteile geleitet hat. Weltevreden ist ein einziger grosser Park mit herrlichen Alleen, wohlgemauerten Flussläufen, prächtigen Plätzen und einer wunderbaren Tropenpracht. Und an den meilenlangen schattigen Strassen liegen mit grossem Abstand, jedesmal in einem wohlgepflegten duftigen Garten, die zierlichen einstöckigen Wohnhäuser der Europäer. Auch die grossen Warenhäuser, die fast dieselbe Auswahl bieten wie diejenigen einer europäischen Grossstadt, sind in diesem Riesenpark verstreut und verraten selten durch ihr Aeusseres ihren Charakter. Durch diese parkartige Anlage, die in hygienischer Hinsicht unübertrefflich ist, entstehen freilich Entfernungen wie in London, ein Uebelstand, den man infolge der weniger guten Verkehrsmittel hier noch mehr empfindet als dort.

Die Gefährte, auf denen man in der Stadt umherkutschieren muss, sind die unzweckmässigsten, die ich bisher angetroffen habe. Man nennt sie „dos à dos", weil man dem würdigen Malayenkutscher beständig den Rücken kehrt. Das scheint aber auch der einzige Vorteil dieser Vehikel zu sein; gewöhnlich fühlt man sich nach einer längeren Fahrt wie zerschlagen. Infolge des raschen Laufens der kleinen, aber sehr ausdauernden Pferde ist das Stossen und Schlagen der Karre ein doppeltes.

Ich sollte in Batavia manche eigenartigen Sitten und Gebräuche kennen lernen, für die ich mich während meines ganzen Aufenthaltes nicht so recht begeistern konnte. Im besonderen ist es die Morgentracht der verheirateten Frauen, die jeden Neuankömmling zu dem Ausrufe „shocking" veranlasst. Wie stellt sich dieselbe nun zusammen? Das ist sehr rasch erzählt: Aus dem Sarong und der Kabaja. Der Sarong ist ein weites, oben und unten geöffnetes sackartiges Tuch von höchst eigentümlicher Musterung, genau wie es alle Eingeborenen tragen. Ueber den Hüften wird es eng zusammengeschlagen, den Halt bewirkt ein einfaches Umfalten des ganzen oberen

Randes. Die Kabaja dagegen ist eine weisse Jacke aus dünnstem, zum Teil durchsichtigem Stoffe. Die nackten Füsse stecken in zierlichen Goldpantöffelchen mit hohen Absätzen. In diesem Kostüm nun sitzen die Damen schon morgens sechs Uhr in der Vorhalle des Zimmers, den herrlichen Javakaffee schlürfend, in diesem Kostüm sieht man sie zuweilen ihre Einkäufe machen, ja in diesem Kostüm sah ich sie oft an der Mittagstafel erscheinen. — Damen, die aus Europa kommen, sollen es zu Anfang recht peinlich finden. Die Gewohnheit leistet jedoch auch hier die besten Dienste. Als ich an einem Abend zwischen sieben und acht Uhr (es ist dies die Empfangsstunde) bei einem deutschen Freiherrn, der sich schon seit vielen Jahren als Offizier in holländischen Diensten befindet, einen Besuch machte, um Grüsse seiner Verwandten aus meiner Heimatstadt zu überbringen, da wurde ich von der liebenswürdigen Frau des Hauses im selben Kostüm, in Sarong und Kabaja, empfangen. Hier hatte ich übrigens gleich Gelegenheit, eine der reizenden Offizierswohnungen kennen zu lernen, wie sie in grosser Zahl den weiten Waterloo Plein umschliessen.

Gleich absonderlich wie die Tracht der Damen erschienen mir die Mahlzeiten, vor allen Dingen die sogenannte Reistafel, welche Bezeichnung infolge des nie fehlenden Reisgerichtes kurzweg für Mittagsmahl gebraucht wird. Reis und immer wieder Reis und dazu etwa ein Dutzend kleiner Gerichte von Fisch und Braten und scharfen Curryspeisen, und alles wird nach Belieben in einem Suppenteller gemischt, so dass einem zuletzt ein in Farbe und Geruch undefinierbarer Mischmasch entgegenstarrt. Es war mir unmöglich, dergleichen Mischkünste zu üben oder gar das Endresultat derselben zu verschmausen. Jedoch brauchte ich darum nicht Hunger zu leiden, Geflügel und Rinderbraten waren stets nach europäischer Art zubereitet und mundeten vortrefflich, wenn sie auch während meines 17tägigen Aufenthaltes selten eine Abwechslung erfuhren. Ueber die Hotels war nicht zu klagen. Die Zimmer waren gross, luftig und bequem ausgestattet, die Bedienung war leidlich, sprach freilich nur malayisch, doch kam ich mit den wenigen Worten, die ich mir aus einem Sprachbüchlein eingeprägt hatte, und mit den nötigen ergänzenden Zeichen durch. Mit Englisch ist in Java nicht viel anzufangen, auch Französisch leistet wenig Hilfe, dagegen versteht und spricht fast jeder gebildete Holländer deutsch. In geschäftlicher Hinsicht kam mir letzteres sehr zu statten, doch hatte ich im allgemeinen wenig Erfolg. Batavia ist schon seit Jahren von Soerabaja überflügelt worden, als Grund gab man mir die weit günstigere Lage der letzteren Hafenstadt in der Nähe der grossen Zuckerplantagen an. Von verschiedenen Seiten hörte ich, dass sich Batavia bereits auf dem Aussterbeetat befinde. So lange jedoch die Regierung ihren Sitz dort beibehält, wird wohl jene Aeusserung nicht ernst zu nehmen sein.

Am Morgen des 9. April begann ich meine Reise nach dem Innern der Insel. In zwei Stunden fuhr ich zunächst nach dem reizenden Buitenzorg, dem Sitze des Generalgouverneurs, der in richtiger Erkenntnis der gesunderen Lage des Ortes (263 m über dem Meere) denselben zum ständigen Aufenthalt gewählt hat. Jedes verfügbare Plätzchen schien bebaut zu sein. Weithin zogen sich die saftiggrünen Reisfelder, in denen Eingeborene emsig tätig waren, das Bewässerungssystem zu regulieren; wir fuhren an Kaffee- und Zuckerplantagen, an Pisangpflanzungen (der Name Banane ist in Java nicht gebräuchlich) entlang, Brotfrucht- und hässliche Baumwollenbäume, Kokos- und Sagopalmen wechselten ab mit ganzen Wäldern von herrlichstem Bambus.

In dem kleinen, aber schön angelegten Buitenzorg stieg ich im Hotel Bellevue ab, und dort genoss ich von meinem Zimmer aus eine Aussicht, wie ich sie selten lieblicher und eindrucksvoller angetroffen hatte. Ein Meer von Palmen zog sich bis an den Fuss des 2253 m hohen Gunong Salak (Gunong heisst Berg) dahin, der, gleichfalls mit einer grünen Decke überzogen, einen imposanten Hintergrund dieses Tropengemäldes darstellt. Die hohen, mit roten Ziegeln bedeckten Giebel der Malayenhäuschen ragen in grosser Zahl aus den prächtigen Fiederkronen der Palmen hervor, ein wasserreicher Gebirgsfluss, der Tjidani, rauscht durch die entzückende Landschaft, und zu Dutzenden tummelt sich alt und jung in den vom letzten Gewittersturm braun gefärbten Fluten. Eine schwere Wolke lag um den Gipfel des Salak, und kurz nach Sonnenuntergang brach ein Gewitter los, wie es in den Tropen fast täglich erwartet wird. Wolkenbruchartig prasselten die schweren Regentropfen hernieder und liessen durch ihr dumpfes Brausen das nächtliche Schauspiel noch schöner, aber auch grausiger erscheinen.

Buitenzorg ist weltberühmt wegen seines botanischen Gartens, der in wissenschaftlicher Hinsicht sogar die Gärten in Peradeniya übertrifft. Jährlich kommen Naturforscher dorthin, um an den in trefflicher Uebersicht geordneten Schätzen ihr Wissen zu bereichern. Schon im Jahre 1817 sind die ersten Anpflanzungen begonnen worden, heute zählt man ungefähr 10 000 Pflanzen-Exemplare, die alle nach Familien geordnet sind und sich zur höchsten Vollkommenheit entfaltet haben. Man scheint es jedoch lediglich auf den wissenschaftlichen Wert der Gärten abgesehen zu haben, denn was die Anlage anbetrifft, so treten sie weit hinter denen von Singapore und Calcutta zurück.

Ein reizendes Schauspiel gewährt der mehr stein- als wasserreiche Fluss Tjiliwong, der den botanischen Garten auf seiner ganzen Ostseite begrenzt. Seine hohen Ufer sind von schlanken Bambusstauden überschattet, und Eingeborenenhütten ziehen sich halb versteckt in diesem dichten Laubwerk hin. Eine kunstfertig von Eingeborenen errichtete Bambusbrücke verbindet

in schönem schlanken Bogen die beiden Seiten des Wasserlaufes. Und wie tummeln sich die braunen Naturkinder in dem Nass, Kinder und Männer nur mit dem Kleidungsstück umhüllt, das nicht käuflich ist, Frauen dagegen sittsam mit einem gross gemusterten Sarong. Nirgends habe ich bis jetzt ein Volk getroffen, das dermassen dem Wasser zugetan ist, wie die Bewohner von Java. Ich bin überzeugt, dass sie sich unglücklich fühlen würden, wenn man ihnen die Gelegenheit des täglichen Badens entzöge. Wie viele Tausende gibt es da im alten Europa, die nie ein Bad genossen haben! Allerdings übt das Klima hierauf einen grossen Einfluss aus. Auch ein



Victoria Regia im botanischen Garten zu Buitenzorg, Java.
(Aufnahme des Verfassers.)

Europäer, der daheim nicht täglich badet, würde es auf Java unangenehm empfinden, könnte er sich nicht wenigstens einmal am Tage dem Genuss eines erfrischenden Bades hingeben.

Um Land und Leute besser kennen zu lernen, fuhr ich am nächsten Tage nicht mit der Eisenbahn in das Innere, sondern ich mietete mir einen allerdings weniger bequemen Karren mit vier kleinen Pferden, um damit nach dem 1074 m gelegenen Kurort Sindanglaja vorzudringen.

Es war ein einziger grosser Garten, durch den ich dahinfuhr, und die Bilder, die sich mir bei jeder neuen Biegung des Weges auftaten, waren berückend in ihrer Pracht. Welch herrlichen Anblick bieten doch die Tau-

sende von Reisfeldern, die in kleinen Abteilungen treppenförmig bis hoch hinauf auf die Berge sich ziehen. Teils wurden die jungen Pflänzchen gerade ausgesetzt, und bis zu den Knien wateten dann die damit beschäftigten Mädchen und Frauen in dem sumpfigen Boden, der stets von einer Wasserschicht überzogen ist. Denn wo kein Wasser ist, da gibt es auch keinen Reis, und Reis ist doch die einzige Nahrung der 25 Millionen zählenden Bevölkerung. Auf andern Feldern ist der Reis schon völlig zur Reife gelangt, und in grosser Zahl sieht man wiederum nur Frauen und Mädchen mit kleinen Messern die schweren Halme einen nach dem andern abschnei-



Buitenzorg. — Eine Bambusbrücke der Eingeborenen.
(Aufnahme des Verfassers.)

den. Man hat es schon mit Sichel und Sense versucht, doch hatte man damit nur Misserfolge. Es ist wunderbar, in welcher Weise jedes Fleckchen ausgenutzt ist, wie es mit einem Damme versehen und in das allgemeine Bewässerungssystem eingereiht ist. Als Zugtiere für die einfachen Pflüge dienen die riesigen Kerbaus, denen man das Wohlbehagen ansieht, mit dem sie in dem sumpfigen Erdreich herumwaten.

Diese Reisfelder sind höchst selten in persönlichem Besitz, sie gehören jedesmal der nächstliegenden Dorfgemeinde an, die sie alljährlich unter Rücksichtnahme der Kopfzahl der Familien unter diese verteilt. Damit keine Familie zu kurz kommt, tritt nach jedem Jahre ein Wechsel ein; wer vorher

ein gutes Ackerstück besass, muss diesmal mit einem weniger ertragreichen fürlieb nehmen und umgekehrt. — Es ist wunderbar, dass bei dem ungeheuren Anbau von Reis doch noch ein beträchtlicher Teil des Konsums durch Einfuhr nach Java gedeckt werden muss.

An Nutzwert für die Bevölkerung reiht sich dicht hinter dem Reis der Bambus, dessen schöne, schlanke und sanft geneigte Stämme in ganzen Wäldern an der Strasse sich hinzogen, ja oft mit ihrem reizenden Laube dieselbe völlig überschatteten. Man möchte sagen, dass die geschickten Eingeborenen fast alles aus dem Bambusrohre zu fertigen verstehen. Die



Eine Gruppe von Malayenjungen in Buitenzorg, Java.
(Aufnahme des Verfassers.)

Hütten sind mit Ausnahme des Daches, das gewöhnlich mit Ziegeln oder, wenn das die Mittel nicht erlauben, mit Lalanggras bedeckt ist, gänzlich aus Bambus errichtet, die Pfeiler und Stützbalken, die Wände und Fussböden — letztere beiden aus einem Geflecht von fein geschleissten Bambushülsen. Ebenso unzählige Hausgeräte, die Trinkgefässe und Tragstöcke für die Beförderung schwerer Lasten, die Leitungsröhren bei Brunnen und bei der Bewässerung der Reisfelder, und noch Hunderte von andern Gegenständen.

Mein grösstes Interesse erweckte die Bevölkerung. Ihre Dichtigkeit wurde mir schon auf dieser ersten Fahrt klar, denn von Buitenzorg bis nach Sindanglaja wälzte sich sozusagen ein einziger langer Zug dahin. Aller-

dings waren es meistens nur Kulis, die ungeheure Lasten an allerlei Waren von einem Orte zum andern schleppten, aber auch Händler und Hausierer entdeckte ich darunter, die in den beiden Körben, die an einer elastischen Bambuslatte über der Schulter getragen werden, einen reichlich ausgestatteten Laden mit sich führten. Da gab es Strohhüte und Kleidungsstücke, Seife und billige Luxusartikel, tausenderlei niedliche Nichtigkeiten, alles von Europa kommend. — Die Hüte, die alle diese Leute ausser dem nie fehlenden bunten Kopftuche tragen, haben die Form einer mächtigen Flachschüssel



Sindanglaja. — Javanische Hausierer.
(Aufnahme des Verfassers.)

von ½—1 m Durchmesser, sind aus Palmblättern gefertigt und zuweilen mit Wachstuch überzogen oder in den buntesten Farben übermalt.

Nie habe ich bisher so grosse Ehrerbietigkeit Europäern gegenüber bemerkt als bei den Javanen. Sobald sie mich nahen sahen, zogen sie ihre Schüsseln vom Kopf, drängten sich mit ihren schweren Lasten in die Strassengräben und warteten dort, bis ich vorübergefahren war. Ebenso taten es Mädchen und Frauen. Alte Mütterchen kauerten sich sogar auf den Boden und verharrten so mit demütigen Blicken, bis ich passiert war. Aufdringlichkeit oder gar Bettelei ist mir nicht vorgekommen. Ueberall traf ich nur zufriedene und vergnügte Gesichter. — Schön sind die Javanen nicht zu nennen, denn die Nase ist sehr flach und der Mund breit, dabei

wird dieser noch durch die rote Farbe und das ewige Ausspucken entstellt, beides Folgen des Betelkauens, das ich hier noch stärker vertreten fand als in Ostindien. Die Gestalten der Frauen sind üppig und wohlgebaut, die der Männer schlank und sehnig, der Gang und die Haltung ist sehr edel. Im ganzen ist die Bevölkerung von Ostjava von kleiner Statur.

Je höher ich emporgelangte, desto herrlicher wurde die Aussicht auf die zurückliegenden Gefilde. Die höchste Höhe, die wir erreichten, mag wohl an 1500 Meter gewesen sein, dann ging es scharf bergab nach dem idyllisch gelegenen Sindanglaja. Die herrliche Gebirgslandschaft, besonders der vulkanische Gebirgsstock des Gedeh mit dem imposanten 3022 m hohen Pangerango war leider durch Wolkenmassen fast gänzlich verhüllt.

Sindanglaja hat lediglich Bedeutung durch das im grossen Stile erbaute Sanatorium. Alljährlich flüchten sich unzählige Europäer aus den ungesunden Küstenstrichen nach dieser von frischester Bergluft umwehten Heilanstalt, um hier durch einen längeren Aufenthalt den zerrütteten Körper wieder zu kräftigen.

Kurz nach Sonnenuntergang taten sich die Schleusen des dräuenden Himmels wieder auf und grelle Blitze durchzuckten das Firmament. So geschah es fast jede Nacht, und jedesmal war dann der folgende Morgen von wohltuender Kühle.

So war es auch am Morgen des 11. April, als ich kurz nach 7 Uhr auf den Rücken eines kräftigen Zwerghengstes stieg und an den Hängen des Pangerango hinaufritt. Wieder waren es saftige Reisfelder, die treppenartig im Tale zu meiner Rechten emporstiegen. Links lagen ausgedehnte Pflanzungen europäischer Gemüse, von Radieschen, Salat, Kohl usw. Am Wege blühten Erdbeeren, und gleichzeitig gediehen Bananen und Kaffee. Nach einer Stunde erst drang ich in dichtesten Urwald ein, in dem eine herrliche Dämmerung herrschte. Selten sah ich so entzückende Orchideen und so prächtige Farnbäume wie hier. Die Feuchtigkeit war durch die häufigen Niederschläge eine intensive. Nach der zweiten Stunde gaben mir die mich begleitenden beiden Kulis zu verstehen, dass ich absteigen müsse, um zu Fusse weiter zu wandern. Wir mochten uns auf 1500—1600 m Seehöhe befinden. Ueber Stock und Stein ging es nun, über Baumstämme oder unter hochgewölbten Wurzeln hinweg, durch Riesengras, das über dem Kopfe zusammenschlug. Der Pfad war eher ein Sumpf zu nennen; nach wenigen Minuten waren meine Schuhe gänzlich durchnässt. Dichtester, undurchdringlicher Urwald umgab mich, genau wie ich ihn mir nach all den früher gelesenen Jugendschriften geträumt hatte. Nur das Tierleben fehlte gänzlich; ab und zu ertönte einmal der Ruf einer Waldtaube oder ein grosser bunter Schmetterling wetteiferte in seinem strahlenden Kleide mit dem Prachtgewande einer Orchidee um meine Gunst, sonst aber kein tierischer, kein menschlicher Laut. Nur das Brausen von Wasserfällen wurde mehr

und mehr vernehmlich, und plötzlich stand ich nach einer kurzen Wendung des Pfades in einer Lichtung, in der von einer hufeisenförmig gestalteten Felswand drei Wasserbäche herniederstürzten. Die Felswand war in ihrer ganzen Fläche mit Wasserpflanzen überzogen, und am Fusse gruppierten sich Farne in erstaunlicher Ueppigkeit zu einem einzigen grossen Teppich. Die Quellen dieser Fälle sollen in der Nähe des Kraters entspringen und heisses Wasser führen. — Nach beschwerlichem, aber kurzem Steigen führte mich mein Orang Kuli (Orang heisst bekanntlich Mensch, Orang Utan



Speisenhändler in Tjandjoer, Java.
(Aufnahme des Verfassers.)

Waldmensch) nach einem finsteren Höhlensee, dessen Zu- und Abfluss unbekannt sind. Abergläubische Leute möchten ihn wohl als Eingang zu irgend einem Hexenreiche bezeichnen.

Auf dem Heimritte stattete ich dem Gebirgskulturgarten von Tjibodas einen kurzen Besuch ab. Dieser liegt in einer Höhe von 1425 m und ist eine Zweiganlage der botanischen Gärten von Buitenzorg. Man stellt hier Versuche mit den verschiedensten Gewächsen aller Erdteile auf ihr Gedeihen in den höheren Bergregionen an. Der wissenschaftlich gebildete Vorsteher dieser Station, ein liebenswürdiger Holländer, der die deutsche Sprache gut beherrschte, führte mich umher. Viele japanische Gewächse, Bambusarten, gediehen vortrefflich, ebenso amerikanische Tannen. Bei einer Pflanzung von

Cinchonabäumen erklärte mir mein freundlicher Führer, dass die kleinblätterigen Bäume einen weit höheren Chiningehalt aufzuweisen hätten als die grossblätterigen. Zwei prächtige australische Grasbäume, die einzigen auf der Insel, bilden vielleicht den schönsten Schmuck der ganzen Anlage. Dagegen fristete eine deutsche Eiche nur ein kümmerliches Dasein.

Am Morgen des 12. April setzte ich meine Fahrt in einer vierspännigen Karre fort. Wie die wilde Jagd ging es durch üppigsten Wald und an Plantagen aller Art vorüber, bergab nach Tjandjoer. Die umliegenden Berge wirkten überaus anziehend, aber trotz ihrer Höhe nicht imposant, weil sie ungleich unserem alpinen Hochgebirge bis zur Spitze mit Wald bedeckt sind. Von Tjandjoer fuhr ich mit der Bahn in zwei Stunden nach Bandong, der Hauptstadt des wunderbaren Preangerdistriktes, der gewöhnlich als schönster Teil der Insel bezeichnet wird. Die Fahrt dorthin ist wohl die genussreichste auf ganz Java.

Der Ort liegt in einer Ebene, völlig versteckt in Palmen- und Bambuswäldern. Im Umkreise reiht sich wieder Reisfeld an Reisfeld. Erst in beträchtlicher Entfernung erhebt sich der Kranz von hohen Bergrücken und Gipfeln, die alle vulkanischen Ursprungs und zum Teil auch noch recht tätig sind. Die gut gebauten Strassen ziehen sich bis zu bedeutenden Entfernungen hin, die Häuser der Europäer, sowie die der Eingeborenen stehen zumeist in hübschen Gärten, in denen sich üppigste Tropenflora entfaltet. Bandong ist der Sitz des Residenten, aber Beamte und Militär sieht man nur sehr wenig. Alles scheint wie mit unsichtbarer Hand regiert zu werden, nirgends verspürt man irgendwelche Amtsgewalt. Wenn ich daran dachte, dass ich in Dar-es-Salaam nicht viel andere als uniformierte Menschen sah, so musste mir das Gegenteil hier besonders angenehm auffallen. Wenn der Holländer in gewisser Beziehung auch ein gehöriger Dickkopf ist, so ist doch seine ganze Kolonisationsmethode eine so vortreffliche, dass man sie ohne Zögern der englischen gleichstellen darf.

Noch vor Sonnenuntergang besuchte ich eine Tapiokamühle, die im Besitze eines Chinesen sich befindet. Tapioka ist bekanntlich ein feines weisses Mehl, das aus der Maniokwurzel gewonnen wird. Sie dient als gutes Ersatzmittel für Sago, soll aber auch viel bei der Bereitung von „Huntley & Palmers“ in Verwendung kommen. Die Bearbeitung der braunschaligen Wurzeln ist eine sehr einfache. Nachdem sie gewaschen sind, werden sie durch Maschinen geschnitten und zu einem Brei gedrückt, der nach und nach in grosse Bottiche abfliesst, in denen sich die gute Tapioka als feines Mehl zu Boden setzt, während der Rückstand oben abgelassen wird. Grosse Reinlichkeit bei der Behandlung konnte ich nicht beobachten, ich sah die jungen Mädchen und Knaben, die in grosser Zahl angestellt sind, mit den Füssen in der noch breiartigen Taipoka herumwaten, indem sie ihre Gliedmassen sozusagen als Schaufeln benutzten. Der Geruch der sauer gewordenen Ab-

fälle war fürchterlich und trieb mich bald wieder von dannen. Der Chinese liefert die Tapioka an ein Batavia-Haus zu 4,50 Gulden pro 1 Pikul (etwa 60 kg).

Am Abend wohnte ich für kurze Zeit einem javanischen Hochzeitsfeste bei. Gegen neun Uhr begab ich mich mit einem jungen Holländer, den ich kennen gelernt hatte, nach dem hell erleuchteten Hause, das einem ziemlich wohlhabenden Eingeborenen angehören musste, denn wenn das Haus auch klein und die Einrichtung sehr primitiv war, so ging es doch recht hoch her. Die gaffende Volksmenge machte uns ehrerbietig Platz, und der Hausvater, in schöner, origineller Kleidung, lud uns freundlich ein, in der kleinen Vorhalle Platz zu nehmen. Rings um Tische sassen die Gäste, nur Männer, tranken Tee und assen allerlei gute Sachen, meist europäische Konserven, die sehr sauber auf kleinen Tellern serviert wurden. Das Brautpaar und die Damen befanden sich im Innern des Hauses, wohin wir erst später Einblick taten. Vorläufig hatten wir unsere Aufmerksamkeit dem sogenannten Wajang zu widmen, einem Puppentheater, das den Gästen und dem umstehenden Volk als besondere Belustigung vom Hochzeitsvater geboten wurde. Es ist eine Art Hans-Kasper-Theater mit einer Menge von wohlgeschnitzten Holzpuppen, die sonderbarerweise einen ausgesprochen griechischen Typus zeigen, niemals aber die flache, breite malayische Gesichtsform. An den Händen sind lange Stäbchen befestigt, mit denen der Vorführende in äusserst geschickter Weise diese Gliedmassen bewegt. Sprache und Handlung konnten wir natürlich nicht verstehen, jedoch hatte letztere manche Aehnlichkeit mit unsern Kaspertheatern, auf alle Fälle herrschte eine beständige Schlägerei zwischen einem fratzenhaften roten Geist und einer Art Militärperson. Die begleitende Musik wurde von einer ganzen Kapelle erzeugt, die sich recht seltsamer, aber wohlklingender Instrumente bediente. Da war eine Art Klavier aus schön geformten Kupferkesseln, Kolenang genannt, dann ein Gambang und Saron, ein mächtiges Streichinstrument, Rebab genannt, eine Riesentrommel, Getang, und ein dumpfklingendes Go-ong. Diese Namen gab uns ein liebenswürdiger Verwandter des Hochzeitsvaters auf; die Puppenaufführung bezeichnete er mit Gadot Kotjo.

Das geräumige Zimmer, das nach dem Puppentheater hin offenstand, zeigte weder Möbel noch sonstigen Schmuck — doch nein, lebendigen Schmuck gab es in Fülle, denn die zahlreichen, in schöne bunte Gewänder gekleideten Frauen und Mädchen, die sich um das Brautpaar auf dem Boden herumscharten, boten ein recht hübsches Bild. An Leckerbissen fehlte es auch hier nicht, denn auf der Bambusmatte standen in langer Linie Schüsseln und Teller mit Torten, Kuchen und andern Süssigkeiten, daneben eine grosse Auswahl von Konserven. Indessen sah ich nicht, dass man sich viel gutes daran tat. — Das Brautpaar machte einen sehr kläglichen Eindruck;

wie konnte es auch anders sein, zählte doch die Braut sicher nicht mehr als 12 Jahre und der Bräutigam vielleicht 15. Beide sassen allein auf Stühlen, aber mit einem Abstande von wenigstens zwei Metern. Der Bräutigam trug nur um den Unterkörper eine schmucklose Hülle, während der nackte Oberkörper mit einer Art weisser Asche oder Mehl gepudert war, ausserdem aber reichlichen Goldschmuck (ob echt?) trug. Den Kopf zierte eine phantastische, aber nicht unschöne Bedeckung. Die Braut war in ähnlicher Weise herausgeputzt, trug jedoch eine Art Mieder und viele Armspangen. Das Gesicht war wie das des Bräutigams weiss angestrichen. Gänzlich gleichgültig starrte „die Glückliche" vor sich hin, wo hingegen „der Glückliche" eine Zigarre schmauchte und anscheinend nichts von der Existenz seiner nunmehrigen Ehehälfte wusste. Leider konnte ich nicht erfahren, ob dieses Gebaren durch die hergebrachte Sitte oder nur durch die grosse Jugend der Vermählten bedingt war.

Für den nächsten Tag hatte ich mit meinem holländischen Freund die Besteigung des überaus interessanten Vulkans Tangkoeban Prahoe beschlossen, d. i. eine Besteigung zu Wagen und zu Pferde. Der Tangkoeban Prahoe heisst übersetzt: das umgedrehte Boot. Er ist 2000 m hoch und bietet keinen imposanten Anblick, freilich sind seine Reize im einzelnen vom Fusse bis zu den beiden Kratern die denkbar grössten. In einem zweistündigen Ritte sollten wir uns davon zur Genüge überzeugen. Wohl eine volle Stunde lang ritten wir mit mehr oder weniger bedeutender Steigung durch ausgedehnte Kaffeeplantagen und Chinchonapflanzungen, welche letzteren zum grössten Teile einem Deutschen gehören. Prächtige Kegelberge ragten in der Ferne empor; aus dem wild zerrissenen Wolkenschleier, der zu unsern Füssen dahinwogte, blickten die plötzlich sichtbaren Teile der grünen Ebene wie kostbare Gemälde hervor. Von Flecken und Dörfern und auch von Bandong war nichts zu erspähen, sie alle lagen versteckt in dem Meere von Palmen- und Bambuswäldern. — In der zweiten Stunde hörten die Pflanzungen auf, und wir drangen in einen Urwald ein, der alles ähnliche bisher Gesehene in den Schatten stellte. Der Weg war entsetzlich, und öfters stiegen wir aus Mitleid für die Pferde ab, um jedoch sehr bald darauf aus Mitleid für uns selbst wieder aufzusteigen. So ging es lange stetig bergauf, immer üppiger wurde die Vegetation, bis sich uns ganz plötzlich Merkmale darboten, die auf eine unmittelbare Nähe des Gipfels schliessen liessen. Alle die mächtigen Baumriesen waren ihres Blätterschmuckes beraubt. Schwarz und abgestorben ragten sie aus dem niederen Buschwerk empor; die aufsteigenden Schwefeldämpfe der nahen Krater hatten ihre Lebenskraft vernichtet. Das Gestrüpp dagegen zog sich bis dicht an den Rand der Riesenkessel hin. Wir hatten eine Lichtung erreicht und standen nun direkt an der Oeffnung der beiden immensen, fast kreisrunden Krater. Der Einblick in die durch eine niedrige Scheidewand getrennten und mehrere hundert

Meter tiefen Riesenschlünde war überwältigend. Ihr Boden ist mit einem gelblich-grünen Schwefelsee bedeckt. Im östlichen Schlunde, Kawa Ratoe (d. i. königlicher Krater), brodelt und zischt es noch mit grosser Kraft, und dichte Dampfwolken zeigen an, dass sich noch beständig Gase bilden. Der See des westlichen, des Kawa Oepas (d. i. giftiger Krater), liegt dagegen völlig tot in seinem Lavabette, nur ganz oben an der steilen Kraterwand steigen leichte Schwefeldämpfe zum Himmel empor. Die Luft ist völlig mit Schwefelwasserstoffgas erfüllt, und ein längerer Aufenthalt daher wenig



Der Kawa Oepas (d. i. giftige Krater) des Vulkans Tangkoeban Prahoe, Java.

angenehm; trotzdem aber begannen wir den recht beschwerlichen Abstieg in den Kawa Oepas über Lava und Schwefelblöcke und Steingeröll hinweg. Bis zu der grossen Scheidewand (33 m hoch vom Grunde des westlichen und 100 m von dem des östlichen Kraters), die sich im Jahre 1804 gebildet haben soll, brauchten wir etwa 15 Minuten. Unmengen von morschen und halbverkohlten Baumstümpfen und Aesten zeigten an, dass hier ehemals ein ganzer Wald gestanden haben muss, der jedoch durch einen plötzlichen Ausbruch vernichtet wurde. Auf ziemlich schlammiger Lava, in der sich herrliche Schwefelblumen und andere Kristallbildungen vorfanden, stiegen wir zuletzt noch langsam bis an den Rand des Schwefelsees hinab. Ringsum

herrschte Totenstille, in der Tat glaubte man sich hier in das Reich der Toten versetzt — und welches Leben, welche Tätigkeit herrschte vielleicht unter unsern Füssen; konnte nicht eben die letzte Kraftanstrengung vollendet sein, um einen neuen furchtbaren und welterschütternden Ausbruch zu ermöglichen? Die letzte grosse Eruption fand im Mai 1846 statt, konnte da nicht nach einem halben Jahrhundert der Akkumulator wieder gesättigt sein? Der Gedanke daran war gewiss ein grausiger, aber ich glaube nicht, dass wir darum unsere Schritte beschleunigten, dagegen trieb uns ein Blick auf die Uhr zur schnellsten Rückkehr an. Die Wolken waren inzwischen gänz-



Ein javanisches Haus bei Garoet.
(Aufnahme des Verfassers.)

lich verflogen, oben angekommen, hatten wir sogar einen Ausblick auf die ferne Sundasee, die tief in das Land einschnitt.

In wilder Jagd, bei der sich die Pferde trefflich bewährten, ging es zurück nach Lembang und von dort in rasendem Galopp bergab nach Bandong. Die Strecke, die wir bei der Ausfahrt in zwei Stunden zurücklegten, machten wir jetzt in 30 Minuten. Eine Stunde später entführte mich der Zug nach Garoet, von wo ich eine Besteigung des 2600 m hohen Vulkans Papandajan unternehmen wollte.

Am nächsten Morgen gegen 7 Uhr sass ich wieder in einem grausigen Karren und fuhr auf herrlicher Landstrasse durch die fruchtbaren Gefilde des

wunderbaren Talkessels dahin. Garoet liegt etwa 700 m hoch, die Luft ist darum recht erquickend, sie wurde kühler und leichter, je höher ich empor gelangte. Die Bevölkerung auf der Strasse war eine sehr zahlreiche, man wurde nicht müde, sich an den bunten Gestalten und den zufriedenen Gesichtern zu ergötzen. Mit instinktivem Kunstsinn und Geschmack waren die schmalgiebeligen Bambushütten malerisch in Bambus- und Palmenhaine gesetzt. Auf der kleinen Vorhalle sass die Mutter vor dem Webstuhle und fertigte schöne, dauerhafte und phantastisch gemusterte Sarongs, die nackten



Garoet. – Reis siebende Javanerin.
(Aufnahme des Verfassers.)

Sprösslinge tummelten sich mit den fetten Schweinchen und den nie bellenden, hässlichen Hunden um die Wette. So fuhr ich an Hunderten von ähnlichen Bildern hin, jedes jedoch bot neue Reize.

Am Fusse des Papandajan wechselte ich meine Karre mit einem guten Reitpferde und begann nun den Aufstieg zur Spitze. Der Himmel sah wenig verheissungsvoll aus, der breite Rücken des Papandajan war schon gänzlich in Wolken gehüllt, die sich mit grosser Schnelligkeit tiefer und tiefer senkten. Der Chinarindenbaum stand hier teilweise in Blüte; letztere ist zwar nicht im Geruch, doch aber im Aussehen unserm Flieder nicht unähn-

lich. Bambuswälder wechselten ab mit dornigem Gebüsch, aus dem mir einer der mich begleitenden Kulis ab und zu eine sehr erfrischende gelbe Himbeere brachte. Der dichte Urwald begann hier ziemlich spät, war auch nicht von so überwältigender Pracht wie auf dem Prahoe, obgleich die Farnbäume üppigere Formen aufwiesen als dort. Dicht am Wege stand eine grosse Falle, die mir als Tigerfalle bezeichnet wurde.

Leider kam ich nur allzu bald in den Bereich der Wolken, nach anderthalbstündigem Ritt war ich gänzlich in Nebel eingehüllt. Der Urwald wurde allmählich zum Gestrüpp, bis er endlich ganz aufhörte. Graue Lava bis zu Blöcken von Riesengrösse war alles, was ich noch sehen konnte. Aus drei Bambusröhren floss zur Seite des geröllreichen Pfades heisses, schwefelhaltiges Wasser, der Wärmegrad war bei jedem Ausfluss verschieden. Das Gestein war mit einer braungelben Masse überzogen. Heftiges Brausen und unheimliches Zischen liess vermuten, dass wir dicht in die Nähe des Kraters gelangt waren. Noch eine steile lavaüberdeckte Wand wurde erklommen, dann befanden wir uns vor einer grossen Schutzhütte aus Bambus. Hier stieg ich vom Pferde. Das Fauchen und Brodeln, das Tosen und Zischen war grausig schön, aber ohrenbetäubend, es gewann an geisterhafter Wirkungskraft durch das herrschende Nebelmeer. Klärte sich dasselbe einmal kurz für Sekunden, dann konnte ich die zerrissene und zerspaltene Oberfläche erkennen, von einem eigentlichen Krater war nichts zu erspähen, alles war mit gelblich grüner Schwefelschicht überzogen.

Einer der Kulis gab mir einen Bambusstock in die Hand, dann begann die Wanderung über die unheimliche Bergesdecke. Da sprudelte und qualmte es links und rechts, da jagten mit riesiger Kraft Schwefeldünste empor und bildeten an den umliegenden Lavablöcken die zierlichsten Schwefelblumen und andere buntfarbige Kristallformen. Deckten wir einen dieser Schlünde mit einem grösseren Stein zu, dann wurde letzterer mit geheimnisvoller Urgewalt hinweg geschleudert. Aus Dutzenden von Oeffnungen strömten unter furchtbarem Tosen und Poltern die heissen Dämpfe und Gase empor, Schlammquellen traf ich nur wenige an, nur in dem eigentlichen Krater, wenn von einem solchen zu sprechen ist, brodelte schwarze schlammige Masse, und kleine Lavastücke wurden wild in die Höhe geworfen. Ich glaube kaum, dass ich bei einer freien Uebersicht des ganzen revolutionären Gebietes dermassen überwältigt gewesen wäre. Gerade der düstere Nebelschleier, der mich umwallte, gestaltete den Vorgang so schauerlich schön. Man kennt nur einen bedeutenden Ausbruch des Papandajan, am 12. August 1772, wobei 40 Dörfer zerstört und 3000 Menschen getötet worden sein sollen.

Am nächsten Tage setzte ich mit der russigen und unzweckmässig eingerichteten Eisenbahn meine Reise nach dem Osten fort. Ich teilte den Wagen mit dem Direktor einer bedeutenden Zuckerfabrik in Ostjava. Derselbe erzählte viel von seinen ausgedehnten Zuckerplantagen, von ihrer Bearbei-

tung und von den billigen Kulis, durch die er in den Stand gesetzt sei, mit dem deutschen Rübenzucker trefflich zu konkurrieren. Er gab die Produktion an Rohrzucker auf 16 000 000 Pfund bei einer einmaligen Ernte der Felder an. Der Verkaufspreis sei etwa 9 Pf. per Pfund, der Gewinn 4 Pf. auf jedes Pfund.

Die Szenerie war wunderbar; hier in der fruchtbaren Ebene von Tassik Malaja kennt die Märchenpracht der Tropen keine Grenzen, ich will mich



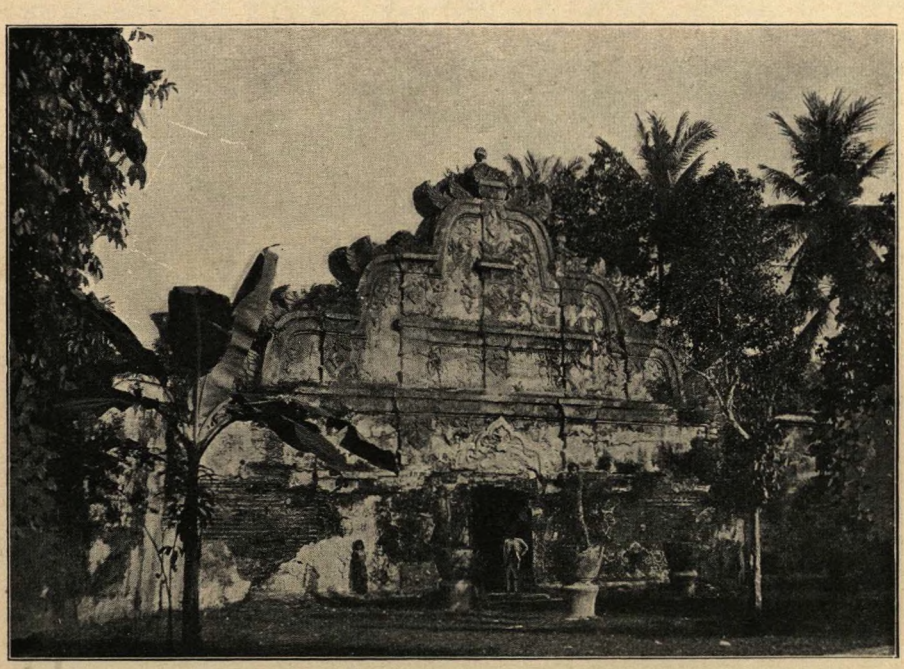
Ein eingeborener Beamter mit seiner Tochter.
Djokjakarta, Java.
(Aufnahme des Verfassers.)

auch nicht an irgendwelche nähere Beschreibung heranwagen. — Einmal machte mich mein Reisegefährte auf eine Unzahl von grossen Fliegenden Hunden aufmerksam, die zu Hunderten an den Aesten hoher Bäume hingen und auch zum Teil trotz völliger Tageshelle (es mochte gegen 5 Uhr sein) im weiten Kreise umherflatterten.

Kurz vor 7 Uhr hatten wir Maos erreicht, da hiess es nun „Raus", denn in Java fährt man nicht in der Dunkelheit! Weshalb, das ist mir noch heute völlig unverständlich; benutzt man doch in Südafrika und in ganz Indien

hauptsächlich die Nacht zum Reisen. Als Grund gibt man die Unzuverlässigkeit der Eingeborenen und besonders deren Scheu vor dem Fahren bei Nacht an, indessen scheint mir diese Angabe wenig glaubwürdig. Für ein gutes Hotel in dem kleinen Orte hat die Regierung allerdings gesorgt, man bezahlt aber auch für diese einzige Nacht fünf teure Gulden.

Gegen 10 Uhr am nächsten Morgen langten wir in Djokjakarta an, dem Sitze eines einstmals sehr machtvollen Sultans, der heute freilich gehorsamst nach der holländischen Pfeife tanzen muss oder: „Gehste runter vom Bock!"



Ein Teil des Wasserpalastes in Djokjakarta, Java.
(Aufnahme des Verfassers.)

Von hier aus besucht man den berühmten Tempel von Boroboedoer. Die Gegend hatte nur wenig Reize, wir befanden uns in einem minder fruchtbaren Distrikt. Dagegen war der Blick auf zwei majestätische, überaus symmetrisch und edel geformte Kegelberge, den Soembing (3300 m) im Nordwesten und den Merapi (2800 m) im Norden, von geradezu berückender Schönheit. Beide sind natürlich vulkanischen Ursprungs.

Die Entfernung nach Boroboedoer beträgt etwa 40 km, ich legte sie in vier Stunden zurück. Wenn ich ehrlich sein soll, dann muss ich sagen, dass ich doch zu sehr Laie war, als dass mich der ehrwürdige Buddhatempel, der allerdings seinesgleichen auf der Welt sucht, völlig für die anstrengende Fahrt entschädigt hätte.

Das noch verhätnismässig wohlerhaltene Heiligtum soll aus dem 8. oder 9. Jahrhundert stammen, von seinen Erbauern wie überhaupt von der Einwanderung der Buddhisten aus Nordindien weiss man nichts oder nur sehr wenig. Einen Eingang hat es nicht, sein Inneres ist mit Erde angefüllt. Terrassenförmig steigt es in sieben mächtigen, sich nach oben verjüngenden Stufen auf, von denen die vier untersten hohe Steingalerien tragen, die sowohl aussen wie innen die reichsten Architekturen, vorzugsweise Basreliefs, aufweisen. Das Ganze ruht auf einer quadratischen Basis, deren Seiten-



Der Tempel von Boroboedoer, Java.
(Aufnahme des Verfassers.)

länge über 100 m betragen soll. Die unterste achte Terrasse ist nicht sichtbar, sie ist völlig mit Erde und Rasen bedeckt, um vor jeglicher Beschädigung geschützt zu sein. Nur einmal entfernte man diesen Schutzmantel, um für wissenschaftliche Zwecke photographische Aufnahmen zu machen. Die Skulpturen und Reliefs, mit denen das ganze Riesenwerk überschüttet ist, sind von vortrefflicher Ausführung und zum Teil noch gut erhalten. Meist stellen sie Episoden aus Buddhas Leben dar, aber auch die Huldigungen gewisser Fürsten, unter denen man die Erbauer des Tempels vermutet. Im ganzen zählt man 1504 Basreliefs und 441 noch existierende Buddhastatuen.

Den meisten, gut ausgeführten Buddha-Skulpturen sind leider die Köpfe abgeschlagen. Die drei obersten Terrassen sind mit 32 resp. 24 und 16 durchbrochenen Steinkuppeln (dagobas) geziert; in jeder derselben befindet sich eine sitzende Buddha-Figur. Die leider arg zertrümmerte domartige Kuppel, die das Bauwerk krönt, soll 9 m hoch gewesen sein. Der ganze Bau erhebt sich heute noch 47 m über die Ebene.

Am andern Morgen setzte ich meine Reise um 10 Uhr fort. Vorher hatte ich jedoch noch eine mehrstündige Rundfahrt in der Sultansstadt unternommen. Die Strassen waren breit und trefflich angelegt, die Häuser machten indessen nicht den besten Eindruck; an der nötigen Sauberkeit schien es häufig zu fehlen. Ein Rundgang in den ausgedehnten Ruinen des Wasserpalastes, der recht interessante Skulpturen aufweist, gestaltete sich sehr lohnend. Hier konnte ich auch in einer Eingeborenenhütte dem Bedrucken und Wachsen (Batik) der Sarongs und Decken beiwohnen. Mit grossem Geschick führen die Frauen das mit heissem Wachs gefüllte Kännchen mit der Oeffnung auf den vorgezeichneten Mustern des Tuches hin.

Um 6 Uhr langte ich in Soerabaja an. Auf dem Wege zum Hotel, wobei ich ähnliche Entfernungen kennen lernen musste, wie in Batavia, fuhr ich auf breiter asphaltierter Strasse an herrlichen Läden und grossen Magazinen vorbei, die fast alle elektrisch beleuchtet waren und in denen es an Käufern nicht zu fehlen schien. Auf den Strassen sah ich wie in Batavia Damen und Mädchen in luftigster Kleidung ohne Kopfbedeckung promenieren.

Ich war nur zu geschäftlichen Zwecken nach Soerabaja gekommen, denn Sehenswürdigkeiten bietet die Stadt nicht, und ein schöner Platz ist sie auch kaum zu nennen. Aber was den Handel anbetrifft, da kann man hier Wunderbares sehen; die Geschäftigkeit und das Leben in den engen Strassen, wo sich ein Warenhaus an das andere drängt, ist staunenerregend. Der Kali Mas, dessen einer Wasserarm sich in gerader Linie durch die langgedehnte Stadt zum Hafen hinabzieht, ist auf Meilen mit unzähligen schweren Lastkähnen bedeckt, die mit ihrem bunt gemalten und phantastisch geschnitzten Bug kein unschönes Schauspiel bilden. Hier lernt man am ehesten den Reichtum des herrlichen Java kennen. Und diese Bevölkerung an Javanen und Chinesen, an Arabern und Europäern, wie sie durch die Strassen wogt, wie sie sich in den engen Gassen vor den schmuddeligen Basaren der Zopfträger staut, wie sie arbeitet und schafft oder auch nichtstuend umherschlendert und sich den Schweiss von der Stirn wischt! Denn es ist furchtbar heiss hier in der Niederung, und ich habe mein unbedachtes Umherwandern im geschäftlichen Eifer arg büssen müssen. Ich sollte gewahr werden, was es heisst, so ganz urplötzlich nachts um 10 Uhr von einem Fieberanfall übermannt zu werden. Huh, wie das im Kopfe hämmert und im ganzen Körper kocht, wie man so mit einem Male schlaff wird, jegliche Energie und Lebens-

lust verliert! Und wenn sich dann die Nachwirkungen im Magen einstellen, wie sie ihn quälen und nie zur Ruhe kommen lassen; ich habe es genügend gekostet, erst nach Wochen durfte ich mich wieder einen leidlich gesunden Menschen nennen.

Am 20. April fuhr ich mit der Bahn nach Batavia zurück, von wo die „Stettin", ein schmuckes Schiff von 2200 Tonnen, mich bei herrlicher, ruhiger Fahrt in 47 Stunden nach Singapore brachte. Am Morgen des 27. April ging ich dann an Bord der stattlichen „Preussen" nach Hongkong in See.

IX. KAPITEL.

Es war am ersten Tage des Wonnemonats, als wir in Kowloon, direkt gegenüber von Hongkong, vor Anker gingen. Je mehr wir uns näherten, desto grossartiger wurde das Bild, und als wir die prächtigen Gebäude hoch oben am Berge und dann bei der Einfahrt in den herrlichen Hafen die Stadt erblickten, die sich bis hoch an den steilen Hängen hinaufzieht, und endlich die Hunderte von Dampfern, Seglern, Dschunken und Sampans, die alle in reizender Regellosigkeit über das grosse Wasserbecken verstreut lagen, da suchte man vergebens in der Erinnerung nach ähnlichen Bildern, die diesem an die Seite gestellt werden konnten.

Kowloon ist eine kleine Halbinsel des chinesischen Festlandes, die Ueberfahrt von hier nach Hongkong in einem kleinen Dampfboot nimmt nur wenige Minuten in Anspruch. Etwa zehn Kulis hatten sich meiner Siebensachen bemächtigt, und ich hatte schwere Not, die flinken Kerle zusammenzuhalten und ihnen keine Gelegenheit zu bieten, mit einem Gepäckstück in eine dunkle Gasse abzubiegen.

Im Hongkong-Hotel fand ich einen Verkehr, wie ich ihn bisher auf meiner Reise nicht angetroffen hatte. Zum Mittagsmahl um 8 Uhr mochten wohl an 200 Personen in dem riesigen Speisesaal weilen. Es setzte mich dies in ein um so grösseres Staunen, wenn ich daran dachte, dass noch vor 58 Jahren, als die Engländer Besitz von der baumlosen und wasserarmen Felseninsel nahmen, die Bevölkerung aus kaum 2000 Chinesen bestand, die sich durch nicht viel mehr als Fischfang und Ackerbau das Leben fristeten. Heute beziffert sich die Einwohnerzahl auf 250 000 Chinesen, 7000 Europäer (eingeschlossen das Militär) und 4000 Portugiesen (von Macao). Nach der Schiffsbewegung gilt Hongkong als der sechste Seehafen der Welt (im Jahre 1895 übertraf der Tonnengehalt der ein- und ausgehenden Schiffe den Londoner Schiffsverkehr wie auch den von Liverpool im Jahre 1894 ganz bedeutend). England hat freilich auch schwere Opfer an Geld und Menschenleben bringen müssen, ehe sich eine solche Blüte entwickelte. Die böse Malaria raffte viele Hunderte der wackeren Pioniere dahin; ja, man erörterte

damals ernsthaft die Frage, ob die Insel nicht wieder gänzlich aufgegeben werden sollte. Ein Glück, dass es genug Männer gab, die damals schon die Grösse Hongkongs voraussahen und die Beibehaltung der Insel durchsetzten! Nur als Freihafen konnte die Kolonie eine Bedeutung erlangen, wie sie sie heute besitzt, und die klugen Briten haben sicherlich nicht verfehlt, dies in erster Linie in Berücksichtigung zu ziehen. In welcher Weise ausserdem die Engländer vorgegangen sind, um aus dem von der Natur stiefmütterlich behandelten Eilande einen für Europäer günstigen Aufenthaltsort zu gestalten, ist bezeichnend für ihr kolonisatorisches Genie. Wo früher ödes, mit spärlichem Graswuchs bedecktes Bergland war, da erheben sich jetzt Bäume und Sträucher, an manchen Stellen sich zu einem Schatten spendenden Wäldchen vereinigend. Prächtige Wege durchziehen die Insel und führen hinauf zum Pik, wo ein Teil der Kasernen errichtet ist. Eine ausgezeichnete Wasserleitungsanlage versorgt die Stadt mit gutem Trinkwasser. Ein reizender Park und eine grosse Rennbahn bieten den Bewohnern Erholung und Kurzweil. Elektrisches Licht ist natürlich allenthalben vorhanden. Alles spricht von einem wohldurchdachten Vorgehen, das sich den Verhältnissen in jeder Weise anpasst, die naturgemäss so ganz verschieden sind von denen im alten Mutterlande. Hierin sollte bei der Verwaltung und Nutzbarmachung unserer deutschen Kolonien vor allen Dingen den Engländern nachgeeifert werden, denn hierin scheint der Grundstein zu liegen für ein rasches und beständiges Emporblühen.

Als ich am Morgen nach meiner Ankunft zum ersten Mal durch die Strassen wanderte, da war ich erstaunt über die vielen palastähnlichen Gebäude, von denen einige sich bis zu fünf Stock hoch erheben. Sie alle enthalten die Bureaus grosser europäischer Firmen, die den riesigen Transithandel von und nach China in Händen haben; ausserdem aber auch die Geschäftszimmer der zahlreichen Dampfschiffahrtsgesellschaften. In der Hauptstrasse, dem Queens Road, reiht sich ein schöner Laden an den andern; viele befinden sich in chinesischem Besitz, der westliche Teil der schönen Strasse und ihre Verlängerung weist überhaupt nur chinesische Verkaufsstellen auf, und jeglicher europäische Anstrich scheint mit einem Male verschwunden. Lange Schilder in roter, grüner oder schwarzer Farbe hängen über den Eingängen herab und zeigen in goldenen oder buntfarbigen Lettern den Namen und Beruf des Besitzers an. Das Gedränge ist dort ein enormes, und mit der Reinlichkeit ist es auch nicht allzuweit her, ganz besonders nicht in den abzweigenden engen und düsteren Gassen, wo die Rohrflechter, Tischler, Schreiner und sonstige Handwerker ihre schmuddeligen Wohnungen haben. Der Fleiss ist ein wunderbarer, noch in keinem Lande habe ich eine solche unaufhaltsam andauernde Arbeitslust beobachtet, wie bei diesen Söhnen des Himmlischen Reiches. Selbst nachts scheint der Chinese keine Ruhe zu kennen, und an eine Sonntagsfeier denkt er

nicht. Für die steil aufwärts führenden und fast durchweg zementierten Wege hat man sehr bequeme, aus Bambus errichtete Tragstühle, die von zwei oder drei Kulis auf den Schultern geschleppt werden. Die meisten Herren, die hoch oben am Berge wohnen und täglich in die Stadt zu gehen haben, besitzen einen eigenen Tragstuhl und drei zum Schleppen erforderliche Kulis, von denen jeder monatlich 8 Dollar (gleich 16 Mk.) Lohn erhält.

Wer ein Panorama zu sehen wünscht, wie unser Erdball nicht viele aufzuweisen hat, der steige hinauf zum Pik von Hongkong und lasse seine Augen hinabschweifen auf die Stadt und das Hafenbecken, auf das Festland



Der Hafen von Hongkong vom Victoria-Pik aus gesehen.

und die im Meere zerstreuten Inselgruppen. Es wird einem leicht gemacht, hinauf zu gelangen, führt doch eine Drahtseilbahn bis unweit vom Victoria-Pik in nur 10 Minuten. In Tragstühlen erreicht man dann bald den Gipfel. Ich finde nicht Worte, um mein Entzücken zu beschreiben, als ich meine Augen hinabschweifen liess auf das reizende Bild. Unten am Fusse des Berges die lang sich hinziehende Stadt Victoria, davor der prächtige Hafen, der im Norden von der buchtenreichen Halbinsel Kowloon, im Westen und Osten von malerischen Inseln eingeschlossen wird und der mit stolzen Kriegsschiffen, Dampfern, Seglern und den originellen chinesischen Dschunken und Sampans geradezu übersät ist; im Hintergrunde von Kowloon

die kahle Hügelkette, die nunmehr die Grenze für das von den Engländern neu erworbene Festlandsgebiet darstellt; im Nordosten das inselreiche Mündungsgebiet des Perlflusses; und dann der Blick auf das hügelige Hongkong selbst und das dahinter liegende, von kleinen Eilanden in liebliche Becken zerteilte blaue Meer; dies nun alles überwölbt von einem azurnen Himmelszelte, dessen goldener Sonnenball das Panorama mit Licht übergoss, hinterliess einen unverwischbaren Eindruck.

Der Manager des Exportgeschäftes in einer grossen deutschen Firma, mit dem ich bekannt wurde, erzählte mir viel von dem Wesen der Geschäftsführung in Hongkong, von dem Comprador, dem chinesischen Angestellten, der eine Mittelsperson zwischen der Firma und den chinesischen Kunden darstellt und für die ausstehenden Beträge verantwortlich ist. Diese Compradors sollen infolge ihrer Erfahrungen und besonders deshalb, weil sie ihre Stammesgenossen weit besser zu beurteilen und zu behandeln wissen, für ein grösseres Geschäft geradezu unerlässlich sein. Was die europäischen Angestellten anbetrifft, so ist ihnen draussen viel leichter Gelegenheit geboten, sich an ein selbständiges Arbeiten zu gewöhnen, indem eben durch das Managersystem der Betreffende völlig auf sich selbst angewiesen ist und nach eigenem Ermessen auf Grund seiner Erfahrungen vorzugehen hat. Darum steht auch solchen Leuten sehr wenig der Sinn nach einer Rückkehr in die Heimat, wo ja, und ganz besonders in Deutschland, diese Gliederung eines Geschäftes in seine einzelnen Zweige und eine dementsprechende Einzelverwaltung noch herzlich wenig existiert. Das Managersystem verleiht den Angestellten weit grösseres Selbstvertrauen und Selbstbewusstsein, und darum vermag er auch der Firma von viel höherem Nutzen zu sein. Ausserdem hat ein langjährig Angestellter, der einen Vertrauensposten innehatte, sehr gute Chancen, Teilhaber der Firma zu werden.

Dazu kommt das ausserordentlich bequeme Leben im eigenen, luxuriös eingerichteten Hause, das auch die unverheirateten Herren hier führen. Man kümmert sich um nichts, die chinesische Dienerschaft, die eine höchst vertrauenswürdige ist, besorgt alles, jeder Herr besitzt einen Kammer- und drei Tragstuhldiener, der Koch sorgt für den täglichen Küchenzettel — also das reinste Schlaraffenland! — Bei den kleinen Einkäufen, die ich bei chinesischen Händlern machte, konnte ich ohne Ausnahme überall die Rechenmaschine als treuen Genossen des Chinesen finden. Man wird es wohl selten treffen, dass ein Chinese auf Papier oder gar im Kopfe rechnet.

Noch am Abend des 3. Mai fuhr ich auf dem stattlichen und bequem eingerichteten Dampfer „Fatshan" nach Canton. Als ich am nächsten Morgen kurz nach Sonnenaufgang an Deck ging, waren wir schon am Bestimmungsorte angelangt. Der breite Perlfluss bot ein überwältigendes Bild. Mit Tausenden von Sampans und Dschunken waren die schmutzigen

Wasserfluten übersät; wohnen doch einige Hunderttausende der Zopfträger auf dem Flusse, das Boot ist das einzige Besitztum, in dem eine ganze Familie, mag sie auch noch so vielzählig sein, dicht gedrängt zusammenlebt. Der kleine Raum unter der gewölbten Grasmatte dient zugleich als Schlaf- und Wohnraum, und auch die Speisen werden dort auf einem kleinen Feuer zubereitet. Die Frau führt gewöhnlich das lange, als Steuer dienende Ruder am Heck und beteiligt sich auch an der Fortbewegung des Bootes. Auf den Rücken der meisten Frauen sah ich einen Sprössling gebunden, der trotz der höchst unbequemen Lage sich eines gesunden Schlafes



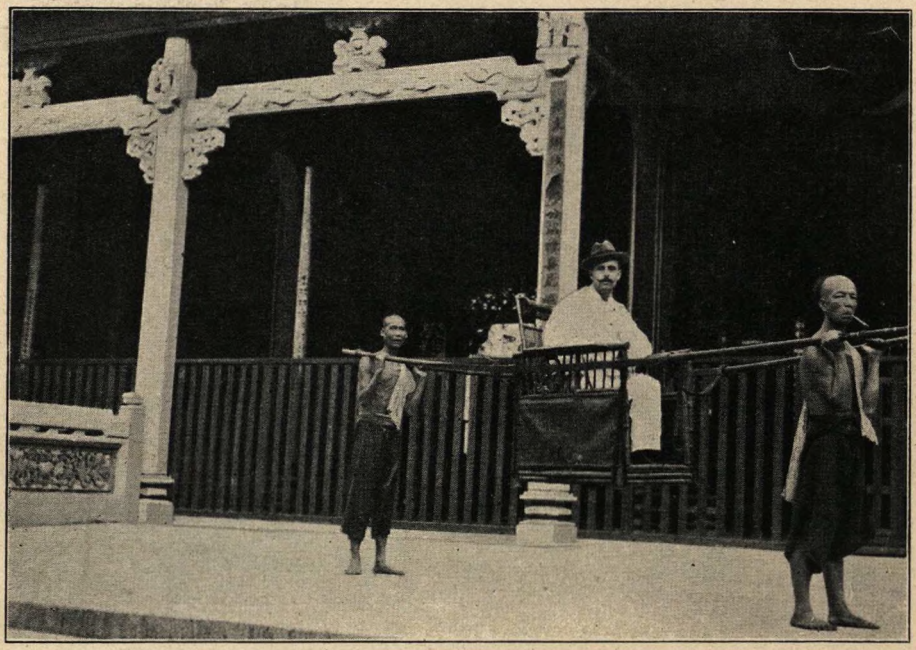
Mein Führer durch Canton, A. Chum.
(Aufnahme des Verfassers.)

erfreute. Der Hausgott fehlte nie in diesen Familienbooten, auch wenn sonst die Einrichtung eine noch so ärmliche war. Die Dschunken mit den malerischen Segeln von meist brauner Farbe und dem phantastisch geformten Heck erreichen eine bedeutende Grösse und besitzen zuweilen ein Sternrad, das durch Kulis mit den Füssen in Bewegung gesetzt wird. Auch einige Dampfpinassen sah ich den Verkehr vermitteln, sie waren gespickt voll von Chinesen, die vom unteren Flusse herauf zur Stadt kamen.

Ein wohlgekleideter Chinese, der mich in gutem Englisch anredete und mir seine Dienste als Führer anbot, riss mich aus meinem Staunen und Wundern. Die Visitenkarte des klug blickenden Zopfträgers besagte, dass er der älteste Sohn von A Chum sei; das war eine gute Reklame, denn von dem

alten A Chum hatte ich schon in manchen Büchern gelesen. Mit zwei andern Herren beschloss ich, den wackeren Chinesen mit der eleganten Seidenjacke gemeinschaftlich für den Tag zu engagieren. Wir hatten es nicht zu bereuen, denn der unterhaltende und schnurrige Gelbe führte uns die Kreuz und Quer durch die Riesenstadt mit einer Ausdauer und Energie, dass wir schon am frühen Nachmittage anfingen, aufnahmeunfähig zu werden.

Gegen acht Uhr wurde aufgebrochen, jeder thronte in einer von zwei Kulis getragenen Sänfte, voran A Chums ältester Sohn, dessen Tragstuhl weit nobler war als die unsrigen, völlig geschlossen durch ein feines schwar-



Wie ich mir Canton besah.

zes Geflecht, echt nach chinesischer Sitte. Die Kulis leisteten Unglaubliches, in schnellem Tempo schritten sie dahin, fast den ganzen Tag mit nur einer grösseren Pause.

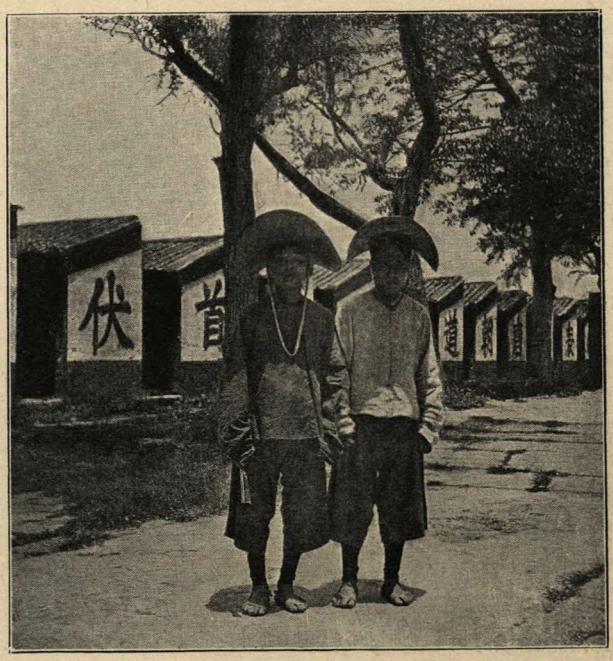
Kurz nachdem wir ein eisernes Tor passiert hatten, in dessen Nähe sich eine ziemlich starke, aber lässige Wache befand, drangen wir in die eigentliche Stadt ein, ein Labyrinth von engen Strassen, deren hohe Steinhäuser zu beiden Seiten dem Sonnenlicht kaum Einlass gewährten. Ich bin überzeugt, dass es uns schon nach wenigen Minuten schwerlich gelungen wäre, uns aus dem Wirrsale von Gassen herauszufinden, hätte uns der Führer plötzlich im Stich gelassen. Doch dazu war er viel zu sehr ehrlicher Chinese und Geschäftsmann. In dem einen der Läden wurden uns Seiden-

waren, kostbare Tücher, Vorhänge, Kostüme usw. vorgelegt, an anderer Stelle beobachteten wir das Besticken von Decken und Kleidungsstücken mit Seide, und in einer andern Gasse traten wir in eine Seidenweberei, wo die schönsten Muster erzeugt wurden. Die Art, Schmucksachen mit winzigen Stücken der prächtigen Federn des Königsfischers zu emaillieren, erregte unser höchstes Interesse. In den Werkstätten der Elfenbeinschnitzer sahen wir wahre Kunstwerke zu verhältnismässig billigen Preisen. Im allgemeinen war es gar nicht nötig, aus der Sänfte zu steigen, um die Tätigkeit der Kaufleute und Handwerker zu beobachten, denn die meisten der Werkstätten sind nach der Strasse zu völlig offen. Die Fleischerläden, die Fischerstände und Gemüsehandlungen breiteten sich gänzlich auf die Strassen aus, von hier vertrieb uns freilich immer sehr bald ein pestilenzialischer Duft. Im übrigen aber fand ich in betreff der Reinlichkeit und des herrschenden Geruchs die Schilderungen von Canton gewaltig übertrieben.

Die Tempel Cantons zählen nach Hunderten, und unser Führer schleppte uns auch gewissenhaft nach einer ganzen Anzahl derselben, doch muss ich gestehen, dass wir nach Besichtigung der ersten beiden sie schon völlig satt hatten, obgleich viele von ihnen ganz hervorragende Kunstwerke an Holzschnitzereien, Granitskulpturen und Terrakotten aufwiesen. In allen Tempeln brannten stark riechende Räucherhölzchen, und überall war Goldpapier aufgehäuft, das als Opfergabe von den Betenden in eigens dazu eingerichteten Feuerlöchern verbrannt wurde. Duftende Blumen wie in Indien schien man nirgends als Opfergabe zu verwenden. Die Halle der 500 Genien oder Schüler des Buddha war das Eigenartigste und Imposanteste, was uns zu Gesicht kam. Sie ist in vier Flügel geteilt und zu beiden Seiten von einer Reihe reich vergoldeter Statuen flankiert, von denen unter den 500 keine einzige der andern gleicht. Im allgemeinen wirken die Figuren infolge der herabhängenden Ohren und der Wohlbeleibtheit sehr ergötzlich. Seltsamerweise befindet sich auch ein Bildnis des berühmten Marko Polo unter diesen Buddhajüngern. Die Halle wurde im Jahre 503 n. Chr. errichtet und 1855 wieder neu hergestellt. Bei grossen Zeremonien, die zu Ehren der Götzenschar veranstaltet werden, sollen die wohlhabenden Chinesen viel Geld verausgaben.

Recht interessant gestaltete sich ein Besuch der grossen Prüfungshalle, in der die Kandidaten für den Kü-yan, den zweiten Grad des Beamtenstandes, sich einem Examen zu unterwerfen haben. Links und rechts von einer langen, breiten Allee ziehen sich Reihen von kleinen Zellen hin, die kaum 2 m lang und 1 m breit sind. 11 616 dieser Steinlöcher zählt der von einer hohen Mauer umgebene Platz. Am achten jeden achten Mondes beginnt die grosse Prüfung, die in drei Sitzungen abgehalten wird. Kandidaten vom Jünglings- bis zum angehenden Greisenalter strömen zu Tausenden hierher, um den Kü-yan zu erkämpfen. Jeder wird in eine der Zellen ge-

steckt und von Beamten und Wächtern aufs schärfste beobachtet, damit er nicht etwa das Wissen eines andern zur Erledigung seiner Arbeit benutzen könne. Das Thema ist für alle die Tausende von Examinanden dasselbe, und wie uns A Chum erklärte, muss es meistens zu einem Gedichte ausgearbeitet werden. Die Aufgabe wird bei Tagesanbruch gegeben, und zur selben Zeit des nächsten Morgens werden die Ausarbeitungen eingesammelt. Nur etwa 130 von den vielen Tausenden können die Prüfung bestehen, die andern fallen alle durch. Die Glücklichen, die in den Kü-yan aufgerückt sind, werden dann im Zivildienst angestellt; zur Erlangung des



Die Prüfungszellen in Canton; zwei Chinesen aus Nordchina.
(Aufnahme des Verfassers.)

dritten Grades müssen sie nach Peking reisen, um dort wiederum den Geisteskampf aufzunehmen.

Auf dem Wege zur Fünfstockwerk-Pagode führte uns der unermüdliche A Chum noch zur berühmten Wasseruhr, die ihre Entstehung in das Jahr 1324 zurückführt. Die Uhr besteht aus treppenförmig aufgestellten kupfernen Krügen, aus denen Wasser von einem zum andern tropfenweise abläuft. Im untersten Kruge befindet sich ein graduierter Messingstab, der mit dem steigenden Wasser emporgetrieben wird und die genaue Zeit angibt. Zweimal in 24 Stunden wird das Wasser aus dem untersten Kruge in den obersten zurückgegossen.

Die Fünfstockwerkpagode erhebt sich auf einem ziemlich steilen Hügel und wurde zwischen den Jahren 1366 und 1399 erbaut. Die nach jedem Stockwerk überhängende geschweifte Dachbrüstung gibt dem grossen Gebäude einen spezifisch chinesischen Charakter. Wir stiegen bis zum obersten Stockwerk empor, jedoch war die Aussicht auf die Stadt nicht besonders anziehend. Das einzige, was über das rötlichgraue Dächermeer emporragte, waren die zahlreichen viereckigen Pfandhäuser, eine schlanke neunstöckige Pagode und die katholische Kathedrale. — Von der Nordseite der Pagode bot sich uns ein weit lieblicheres Panorama, da schweiften unsere Blicke über eine weite fruchtbare Gegend mit Reisfeldern und kleinen, malerisch gelegenen Dörfern. Dicht vor uns erblickten wir auf einem niedrigen Hügel in grösster Regellosigkeit eine Unmenge von chinesischen Grabmälern, alle in der landesüblichen Hufeisenform. — Ueber eine Stunde weilten wir da oben und liessen uns von der frischen Brise umfächeln, dann stürzten wir uns wieder hinein in das Menschengetriebe.

Einmal trafen wir eine ganze Schar chinesischer Soldaten, die freilich einen recht kläglichen Eindruck machten. Verlottert und schmutzig war die Kleidung, die sich nur durch rote Besätze von der des gewöhnlichen Volkes unterschied. Die Gewehre, unter denen ich solche vom ältesten Kaliber bis zu den gegenwärtig im deutschen Heere gebrauchten entdecken konnte, wurden meist mit der Mündung nach unten getragen; ausserdem hing an ihnen gewöhnlich ein mächtiges Bündel von Kleidern und Schuhwerk.

Unser Führer hatte uns inzwischen nach der Totenstadt geleitet, dort, wo in hübschen Steingemächern die Särge derer stehen, deren Namen und Angehörige nicht ermittelt worden sind, oder auch von solchen, deren fern wohnende Familien die Leiche noch nicht abgeholt haben. Die Särge sind meist von riesiger Grösse und oft mit einem fingerdicken wunderbaren schwarzen Lack überzogen.

Die Versammlungsgebäude oder sozusagen die Börsen verschiedener Kaufmannsgilden, wie der Teehändler usw. scheinen mit ungeheurem Geldaufwand errichtet zu sein. In der Tat waren die granitenen Säulen und Balustraden sowie die Holzschnitzereien, die Terrakotten- und Porzellangebilde durchweg von gediegener Arbeit; sie wirken auch auf ein europäisches Auge angenehm. Dass ein grosser Altar mit verschiedenen Gottheiten nicht fehlte, brauche ich kaum zu erwähnen. Viel Gold war in der Herstellung dieser Götzenfiguren verschwendet.

Auch in eine Opiumhöhle taten wir Einblick, indessen war der Eindruck bei weitem nicht der, den ich nach den grausigen Schilderungen erwartete. Die Verkäufer von Opium, das in zähflüssigem Zustande abgegeben wird, haben hohe Summen an die Regierung zu entrichten. An einer

kleinen Spirituslampe wird ein kleines Quantum Opium erhitzt und dann in die winzige Oeffnung der eigenartigen Holzpfeife eingeführt. Nach wenigen Zügen schon muss neues Opium aufgelegt werden. Bei dem hohen Preise und bei dem schnellen Verrauchen gestaltet sich der Genuss zu einem recht kostspieligen.

Von den Lilienfüssen der Chinesenfrauen habe ich noch nichts berichtet. Sie kamen uns während unseres Herumstreichens so häufig zu Gesicht, dass sie uns am Ende kaum mehr auffielen. Ich konnte die umher-



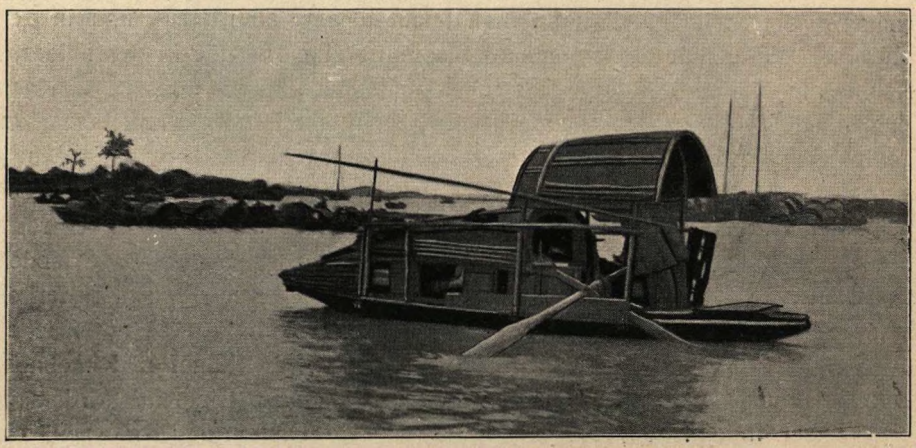
Chinesenmädchen.

humpelnden Frauen nur bedauern, obgleich sie selbst ja die Widernatürlichkeit der Sitte nicht erkennen. Die Lilienfüsse verkörpern die Schönheit und den Wert einer Frau, je kleiner, je mehr Aussichten auf eine gute Heirat. Ja, es soll sogar so weit gehen, dass kleine Mädchen, die sich für das Kultivieren von kleinen Füssen nicht eignen oder die Mühe nicht zu lohnen versprechen, einfach ausgesetzt und ihrem Schicksal überlassen werden. Zum Glück bieten heute die trefflich organisierten Findelhäuser europäischer Missionen in Hongkong und andern Plätzen diesen armen Wesen eine gute

Aufnahme und Erziehung. Bei der niedersten Klasse der Chinesen ist die Unsitte erklärlicherweise nur wenig verbreitet.

Nach dem Abendessen trat ich eine neue Forschungstour an, ich wollte mir die vielgerühmten Blumenboote besehen, jene Plätze, wo der Chinese dem alten Spruche huldigt: „Wer nicht liebt Weib, Wein und Gesang, der bleibt ein Narr sein Leben lang". In einem Sampan ruderte man mich den Fluss hinauf, wohl eine Viertelstunde lang, an unzähligen Hausbooten vorbei, in denen ich bei dem Schein einer schlechten Oellampe die Familien ihren Reis essen sah. Mit grosser Geschicklichkeit handhabten sie die langen Essstäbchen. Endlich kamen wir bei den Blumenbooten an, deren plumpe, kastenartige Bauart ungefähr einer Arche Noah gleicht. Sie lagen alle fest verankert und waren nur durch kleine Holzstege miteinander verbunden, welch letztere schon manchem verhängnisvoll geworden sein sollen. Bei einiger Unaufmerksamkeit kann man leicht einen Fehltritt tun und in den Fluss stürzen, bei dessen reissender Strömung eine Rettung in der finsteren Nacht fast unmöglich ist. Der mich leitende Chinese, dessen „Pidgen English" ich halbwegs verstehen konnte, brachte mich zu einem besonders geräumigen Blumenboot, in dem es hoch herzugehen schien, denn Musik und Gesang tönten uns schon aus der Ferne entgegen. Ich trat ein in den hell erleuchteten grossen Raum, grüsste und liess mich an einer der reich mit Holzschnitzerei und Perlmutterschmuck verzierten Seitenwände nieder. Ein Diener brachte mir eine Schale heissen Tees, der mir seiner Bitterkeit halber allerdings nur wenig mundete. Niemand belästigte mich mit Blicken oder Fragen, dagegen liess ich meiner Neugierde freien Lauf und beobachtete alles aufs genaueste. Was sind nun eigentlich die Blumen? wird mancher Leser fragen. Ja, das sind gar reizende Blüten und Knospen, die sprechen und singen und lachen und sogar dem Europäer eine Augenweide bieten; — ich brauche es wohl kaum zu sagen, es sind allerliebste Mädchen in duftigster Kleidung. Die rosige Farbe des niedlichen Gesichtchens ist freilich keine echte, doch ist sie so kunstvoll aufgetragen, und die Haare sind so wunderbar geglättet und gewunden, dass man meint, einen prächtigen Puppenkopf vor sich zu haben. Da sitzen sie nun zusammen mit den Chinesen, spielen Domino mit ihnen oder sehen auch nur zu, lassen bei den Klängen höchst seltsam quiekender Instrumente ihre herzerschütternden Stimmen ertönen, kurzum, sie versuchen in jeder Weise so viel als möglich Kurzweil zu bieten. Tee oder Reiswein (Samschu) wird beständig geschlürft. Der Chinese raucht aus seiner eigenartig geformten, metallenen Pfeife, und die kleinen behosten Püppchen stecken sich ab und zu eine Zigarette an, genau wie die Grossstadtdamen im alten Europa. Nichts erregt Anstoss, alles bewegt sich in den Schranken höchsten Anstandes. Ich besuchte noch einige andere dieser Blumenboote, überall dasselbe harmlose Leben, heitere Unterhaltung, frohes Lachen, Spielen und Gesang.

Am zweiten Tage fuhr ich in einem leichten Sampan stromaufwärts, um am andern Ufer bei einigen chinesischen Gärten zu landen. Eigenartige, geschmacklose Anlagen, diese chinesischen Gärten! Man möchte es einen chinesischen Rokokostil nennen; dermassen ist man bemüht, durch künstliches Zustutzen etwas Unkünstlerisches zu erzeugen. Von Anlagen, Beeten, Rasenflächen oder von schönen Baumgruppen ist nicht die Rede. Eine Ton- oder Porzellanvase reiht sich an die andere, und in jeder dieser Vasen wird ein möglichst wunderlich gestaltetes Gewächs gezüchtet. So sah ich Bambuse in der Form von vielgewundenen Schlangen, Figuren, deren Köpfe, Hände und Füsse aus Porzellan bestanden, deren Gewandungen aber durch einen künstlich verschnittenen Strauch gebildet waren, riesige Löwen und Drachen, Delphine mit hochgeschwungenen Schwanzflossen, neunstöckige



Ein Pantoffelboot auf dem Cantonfluss.
(Aufnahme des Verfassers.)

Pagoden, Körbe und Vogelhäuser aus Laubwerk; je mehr ich indessen davon erblickte, je mehr trieb es mich, diese Folterkammer der Natur zu fliehen. — Auf der Rückfahrt machte mich A Chum auf sogenannte Pantoffelboote aufmerksam, die ab und zu in dem Gewirr sichtbar wurden. Den eigenartigen Namen hat man erklärlicherweise von der Form dieser Boote abgeleitet. Das Mattendach, das sich über der einen Hälfte dieser Boote wölbt, fällt nach dem Bug hin allmählich ab und erzeugt die originelle Gestalt.

Am späten Nachmittag dampfte ich wieder den Cantonfuss hinab. Die Riesenstadt war bald dem Gesichtskreis entschwunden, zu beiden Seiten des schmutzigen Stromes dehnte sich Reisfeld an Reisfeld aus. Wir passierten die breite Pfahlbarriere, die man zum Schutz von Canton für den Fall eines Krieges gegen eindringende Schiffe quer durch den Strom gebaut hat; schon flackerten die Lampen an den beiden Ausfahrten dieses spasshaften

Schutzwalles, dann umgab uns der Friede einer kühlen Nacht. Erst am Morgen um die zweite Stunde langten wir wieder im Hafen von Hongkong an.

Der Besuch von Canton, so kurz er war, hatte mich verstehen gelehrt, dass die Chinesen dem Vordringen europäischen Einflusses hartnäckigsten Widerstand entgegensetzen, dass sie in stolzem Selbstbewusstsein sagen, „China für die Chinesen", dass sie sich als Söhne des himmlischen Reiches bezeichnen. Ewig und einzig wird die Tatsache dastehen, dass dieses Volk sich immer gleich geblieben ist, und es nicht nötig hatte, mit andern Nationen in Wechselverbindungen zu treten. Die Chinesen verdienen darum vielleicht mehr Bewunderung als sonst eines der alten Kulturvölker. —

Am 9. Mai, kurz vor Tagesanbruch, ging der prächtig eingerichtete Schnelldampfer „Laos" der Messageries Maritimes in See. Die Fahrt durch das Gelbe Meer war eine wenig erquickliche, die Sonne war ständig von düsteren Wolken verhüllt, und ein kühler Wind, mir seit langem gänzlich ungewohnt, pfiff über das Deck. Land war zur Linken immer in Sicht und Fischerdschunken mit hohen viereckigen Mattensegeln belebten die leicht gekräuselte Meeresfläche in Mengen. Gegen Mittag langten wir vor Wusung, an der Mündung des Whangpoo, an dem Shanghai gelegen ist, an. Wir gingen vor Anker, um hier auf die Ankunft eines kleinen Dampfbootes zu warten, das Passagiere und Gepäck nach der Stadt befördern sollte. Die Hunderte von straff gefüllten Postsäcken hatten natürlich das Vorrecht, wir durften erst einige Stunden später nachfolgen und langten darum nicht vor 5 Uhr in Shanghai an.

X. KAPITEL.

Was vereintes energisches Schaffen und planmässiges Vorgehen fremder Nationen aus einem Platze des unermesslichen chinesischen Reiches innerhalb eines halben Jahrhunderts zu schaffen vermag, dafür ist Shanghai der schönste Beweis. Alles trägt einen ausgeprägt europäischen Charakter, die musterhaft angelegte breite Allee mit den stolzen Gebäuden an der Westseite und dem von Hunderten von grossen und kleinen Dampfern belebten Whangpooflusse auf der Ostseite. Freilich ist die chinesische Bevölkerung auch hier in grosser Ueberzahl, aber trotzdem erkennt man leicht an dem Strassengetriebe, dass die „fremden Teufel" die Herren sind. Feine Equipagen jagen dahin, kecke Radler und Radlerinnen belustigen sich in dem frischen Frühjahrswetter, ab und zu zeigt sich auch ein Reitersmann — kurzum, man entbehrt nichts, was man nicht auch daheim in irgendeiner Grossstadt zu schauen bekommt.

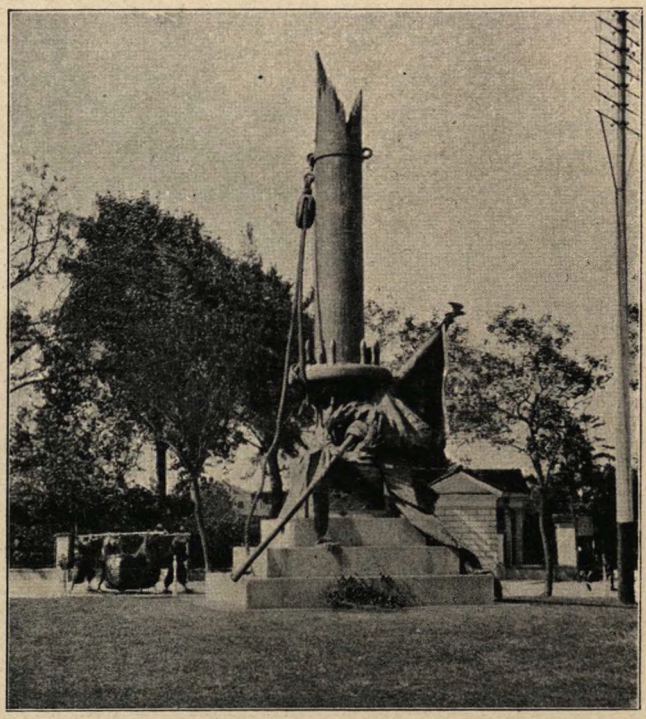
Die Chinesen haben übrigens in dieser Beziehung den Europäern viel abgesehen. Auch sie kutschieren in feinen Wagen, mit einer glänzenden Dienerschaft, und der Prunk ihrer Kleidung, besonders aber der kostbare Haarschmuck der Frauen, zieht die Aufmerksamkeit auf sich. Nur ab und zu sieht man eine Sänfte, in deren verdecktem Innern sich gewöhnlich ein Mandarin, ein höherer chinesischer Beamter oder auch ein schüchternes Dämchen befindet. Des Zweirades scheint sich der Gelbe mit Vorliebe zu bedienen, freilich bietet ihm der lange Zopf manchmal ein böses Hindernis. Dass bei der vollkommenen Flachheit der Stadt die Rickshas in ganz hervorragender Weise als Beförderungsmittel dienen, ist leicht erklärlich, indessen ist die Schnelligkeit und Ausdauer der Kulis nicht so gross wie in Singapore. Das eigenartigste Vehikel, das mir je zu Gesicht gekommen, ist eine Art Schiebkarre, die in Shanghai sowohl zur Beförderung von Menschen wie von Lasten Anwendung findet. Das grosse, mit schweren Eisenbändern beschlagene Rad hat zu beiden Seiten eine bankartige Sitzvorrichtung, auf die Lasten oder Menschen aufgepackt werden, und unter ächzenden Ausrufen, die zur eigenen Anspornung dienen, schiebt der Kuli den



Shanghai. — Der Bund.

Karren mit ganz erstaunlicher Geschwindigkeit vor sich hin. Manchmal konnte ich 4—5 Männlein und Weiblein auf diesen wunderbaren Gefährten fahren sehen; es ist natürlich nur die niedere Klasse, die sich ihrer bedient.

Schon am ersten Tage konnte ich in dem Typus der Shanghai-Chinesen hervortretende Unterschiede im Vergleiche zu dem der Cantonesen beobachten. Ich sah viele der Kulis, wie auch der besser gestellten Chinesen mit frischen roten Backen oder auch solche mit stark hervortretenden Backenknochen, ähnlich wie bei den Buthias und Nepalesen in Darjeeling.



Das Iltisdenkmal in Shanghai.
(Aufnahme des Verfassers.)

Selten hatte ich in Canton einen Mann mit Schnurrbart angetroffen, in Shanghai begegneten mir häufig Leute, die sich eines ziemlich üppigen Bartwuchses rühmen konnten. Ab und zu zeigten sich auch in altmodischen Karossen Leute aus Korea mit ihren sonderbaren, breit geränderten steifen Hüten. In dem schön angelegten Lustgarten, der sich zwischen dem „Bund" und dem Stromesufer hinzieht, erklingen täglich in später Nachmittagsstunde die munteren Weisen einer Tagalenkapelle, und alt und jung versammelt sich dann dort, um, auf den vielgewundenen Promenaden lustwandelnd, der Musik zu lauschen. Man könnte sich auf den Kurplatz irgend-

eines heimatlichen Badeortes versetzt glauben. Eine Schar von frischen, rotwangigen Kindern tummelt sich gleichzeitig in dem reizvollen Stadtgarten, vielen ist eine chinesische Kinderfrau, „ama" genannt, zur Bedienung beigegeben. Durch die grosse Dienerschaft sollen sie übrigens aufs äusserste verwöhnt werden, und namentlich die Mädchen sollen später als Ehefrauen für die alte Heimat nicht mehr passen.

Dicht neben dem Lustgarten, in dem man nur Heiterkeit und Frohsinn gewahrt, steht ein Denkmal, das besonders für uns Deutsche zu ernstem Nachdenken gemahnt. Ein zerbrochener Mast strebt zur Höhe, an ihm die Ueberreste von zerrissenen Tauen und Schiffstrümmern, und am Fusse liegt die trauernde deutsche Flagge. Es ist das Denkmal für die beim Scheitern des „Iltis" am 23. Juli 1896 verunglückte Besatzung; 1898 wurde es bekanntlich bei Anwesenheit des Prinzen Heinrich enthüllt. Das Ersatzschiff, der neue „Iltis", lag gerade bei meinem Dortsein im Hafen von Shanghai; es ist ein schmuckes, stolzes Boot. Möge ihm ein schöneres Schicksal als das seines Vorgängers beschieden sein!

Es ist bekannt, dass das europäische Shanghai in verschiedene „Settlements" eingeteilt ist, in ein britisches, französisches und amerikanisches Quartier. Ein deutsches Settlement gibt es nicht; das deutsche Konsulatsgebäude, das schönste und imposanteste in ganz Shanghai, befindet sich am Flussufer im amerikanischen Viertel. Während die englische und amerikanische Niederlassung eine gemeinschaftliche Stadt- und Polizeiverwaltung besitzen, steht die französische gänzlich abgesondert auf eigenen Füssen und hat auch einen eigenen Gerichtshof. Sie nennt ihre Strassen „Rue" und auch die meisten Firmenschilder sind in französischer Sprache abgefasst.

An Postämtern zählt Shanghai sechs, da jeder Nationalität, von der eine grössere Anzahl Angehöriger hier sesshaft ist, ein recht schätzenswertes Einkommen dadurch erwächst. So haben China, Japan, Russland, England, Deutschland und Frankreich ihr eigenes Postamt.

Wenn die Deutschen in Shanghai auch keine eigene Niederlassung besitzen, so nehmen sie trotzdem eine achtunggebietende Stellung ein. Was den Handel anbetrifft, so rangieren die deutschen Firmen dicht hinter den englischen, und auch im Schiffsverkehr vermögen nur die Briten den Vorrang zu behaupten. In welchem Masse dieses stetige Emporwachsen deutschen Einflusses den Engländern Bedenken einflösst, verraten häufig gehässige Zeitungsartikel der englischen Presse. Ein geräumiges Klubhaus mit schönem Speise-, Lese- und Spielsaale bietet den zahlreichen Deutschen einen trauten Versammlungsort. Hier zeigte sich, dass der Deutsche, obwohl er sich im allgemeinen im Auslande dem Einflusse fremder Nationen gern unterwirft, den Hauptkern des Deutschtums, das deutsche Lied, nicht vergisst.

Im Lustgarten bemerkte ich einen wohlgekleideten Chinesen, dessen kaukasische Gesichtszüge mir auffielen. Es war ein katholischer Missionar, der sich einen Zopf hatte wachsen lassen und sich ganz nach chinesischer Sitte kleidete. Soll man darin eine opfermutige Hingabe an den Beruf sehen oder eine Finte, um die Götzendiener leichter zum allein selig machenden Christenglauben zu bekehren? Es ist mir überhaupt noch nicht gelungen, mich davon zu überzeugen, dass wir das Recht besitzen, einem Volke, das sich in seiner Religion glücklich fühlt, einen andern Glauben aufzudrängen, zumal es gar nicht des Christentums bedarf, um dem Vordringen der europäischen Zivilisation Vorschub zu leisten.

Am selben Tage war ich Zeuge eines Leichenbegängnisses, allerdings handelte es sich um ein recht armseliges, das kaum die Aufmerksamkeit der Passanten auf sich zog. Der Sarg war von roh gezimmertem Holz, nur mit einer dünnen schwarzen Farbe überzogen; er wurde von vier Kulis getragen, deren Kleidung und Gebaren wenig feierlich erschien. Die in Weiss oder Grau gekleideten Leidtragenden gingen neben und hinter dem Sarge in grösster Regellosigkeit. Den Schluss des kleinen Zuges bildeten einige phantastisch gekleidete Lärmmacher, die mit ihren sonderbaren metallenen Instrumenten wohl die bösen Geister von dem Dahingeschiedenen verscheuchen wollten. Der Zug bewegte sich zum Flussufer, wo der Sarg auf eine Dschunke niedergelassen wurde. Der Tote, der der niedersten Klasse angehörte, sollte nach alter Chinesensitte von hier nach seinem Heimatsort befördert und dort zur letzten Ruhe gebettet werden.

Das chinesische Shanghai bietet ein malerisches Bild, um so mehr, als infolge der europäischen Aufsicht die Unsauberkeit nicht aufkommen kann und bei der beträchtlichen Breite der Strasse die niedlichen Häuser mit den zierlichen, balkonartigen und oft geschmackvoll bronzierten Obergeschossen besser hervortreten. Fast jeder Unterstock besitzt einen Laden oder eine offene Werkstatt. Die Aushängeschilder sind kleiner wie in Hongkong oder Canton, sie messen kaum mehr als einen Meter, und die Grundfarbe ist fast durchweg eine goldene, auf der sich die Schrift in schwarzer und roter Färbung sehr geschmackvoll ausnimmt. Die Teestuben oder Restaurants, die sich stets in dem Oberstock befinden, schienen sich eines guten Besuches zu erfreuen. Bei einem freien Ausblick auf das bewegte Strassenleben schlürften da oben hinter zierlich geschnitzten Galerien die Söhne des himmlischen Reiches ihren Tee oder Reiswein aus hübschen Porzellanschälchen; die metallene Wasserpfeife fehlte natürlich bei keinem. Viele hatten mächtige Brillen auf der Nase; die oft sehr wertvollen und aus Kristall geschliffenen kreisrunden Gläser sind häufig doppelt oder gar dreifach so gross, wie das europäische Fabrikat und werden mit Vorliebe mit einer möglichst breiten Schildpattfassung getragen.

Die Verlängerung des Nanking Road führt an der grossen Pferderennbahn vorüber, auf der alljährlich enorme Summen in Wetten Umsatz finden. Der Aufwand für äusserlichen Glanz scheint in Shanghai ein überschwenglicher zu sein; wie ich vernahm, soll er den finanziellen Verhältnissen nicht immer entsprechen. Gilt doch Shanghai als das Paris des Ostens, und unter den wohlhabenden Chinesen des Innern soll es zur Mode geworden sein, alljährlich hierher zu kommen, um sich ausschweifenden Vergnügungen hinzugeben.



Shanghai. — Chinesen bei Tisch.

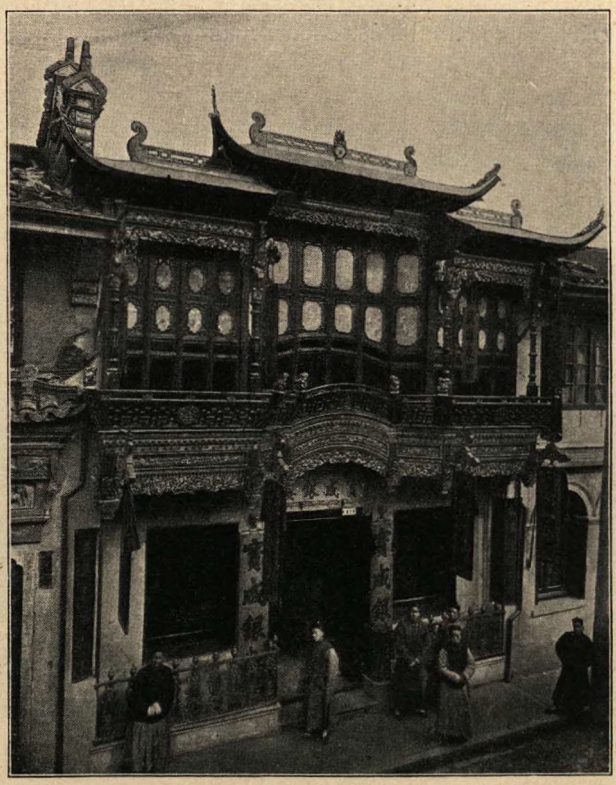
Mein ausdauernder Kuli hatte mich inzwischen nach Chang-tzu-ho's Teegarten gebracht, einem nach europäischem Muster erbauten, chinesischen Vergnügungslokal. Eine Unzahl von Equipagen, Droschken und Rickshas hielt bereits davor, und in ununterbrochener Folge fuhren neue Wagen vor, denen fein gekleidete Chinesen und zierlich aufgeputzte Dämchen entstiegen, die ich übrigens nicht immer für die Ehehälften der oft betagten Zopfträger hielt. Ich trat in das Innere des Gebäudes ein, das einen weiten Saal und nur wenige kleine Nebengemächer zu enthalten schien. Um kleine niedliche Tische sassen auf ebenso zierlichen Stühlen wohl an 200 Chinesen der besseren und besten Gesellschaft mit ihren Frauen oder Blumenmädchen. Viele hatten auch ihre Kinder mitgebracht. Diener waren

eifrig beschäftigt, heissen Tee einzugiessen und eine Auswahl von Süssigkeiten anzubieten. Männer wie Frauen schmauchten aus der Metallpfeife, und auch der Fächer war bei beiden Geschlechtern in beständiger Tätigkeit, obgleich die Temperatur eine recht erträgliche war. Alles schien wie eine einzige grosse Familie, man nickte sich zu, man schwatzte und lachte ununterbrochen und der Saal war von einem ewigen Surren erfüllt. — Ohne mein Begehr hatte man auch mir Tee eingegossen, zu dem ich als Europäer Zucker erhielt, und auf etwa sechs kleinen Tellerchen setzte man mir gezuckerte Mandeln und Nüsse, Früchte verschiedener Art und Gebäck vor.

Der folgende Tag war durch unaufhaltsam herabströmenden Regen völlig ungeniessbar. Für die Nässe scheinen die Chinesen wenig Vorliebe zu haben, denn sogar die Kulis hatten fast ohne Ausnahme einen Schirm in der Hand, und wenn es nur ein zerknitterter Papierschirm war. Rickshaboys, deren Handwerk den Luxus eines Schirmes unmöglich macht, tragen schwere Seemannsmützen oder einen aus Stroh oder Gras geflochtenen Mantel, der ihnen ein fast kriegerisches Aussehen verleiht.

Am Tage vor meiner Abreise besuchte ich noch den gemischten Gerichtshof, in dem nur chinesische Angeklagte abgeurteilt werden. Klagen gegen Europäer müssen bei dem Konsulat der betreffenden Nation vorgebracht werden, wo der Konsul als Richter entscheidet. Durch ein Tor, das an der Innenseite an beiden Pfeilern mit zwei fratzenhaften und sehr wohlbeleibten Türhütern geschmückt war, traten wir in einen kleinen Vorhof ein, an dessen einem Ende sich ein kleiner Tempel erhebt. Der Hof war angefüllt mit einer Menge Neugieriger und auch solcher, die als Zeugen vorgeladen waren. Wir passierten einen engen Gang und standen dann in dem mit chinesischen, indischen und englischen Polizisten erfüllten Gerichtssaal, der freilich einen recht dürftigen Eindruck machte. Hinter dem grünen Richtertisch sass der chinesische Richter, ein schon ältlicher, klug blickender Mann, dessen kegelförmigen Amtshut der blaue Knopf und die kurze Quaste aus Pferdehaar zierte. Ihm zur Seite sass der Beisitzer, diesmal ein Amerikaner. Chinesische Diener und Schreiber waren hinter dem Richter aufgestellt, zur Seite des Amerikaners stand der Kommandant der englischen Polizei. Vor dem erhöht stehenden grünen Tisch befand sich ein durch eine Holzgalerie eingegrenzter Raum, in dem die Angeklagten Platz zu nehmen hatten. Bei unserm Eintritt hatte man gerade zwei Bösewichte an den Zöpfen hereingeführt. Sie warfen sich schnell auf die Knie und nahmen mit grosser Zungenfertigkeit ihre Verteidigung auf. Es handelte sich um einen Diebstahl, der gestohlene Gegenstand war eine alte messingene Teekanne. „100 Stockschläge!“ so lautete das Urteil des Richters, der es dann mit roter Farbe in sein Buch einpinselte. Der Amerikaner, der als Beisitzender die chinesische Sprache verstehen muss, gab durch Kopfnicken seine Zustimmung. Die Strafe schien den Dieben ziemlich willkommen zu sein,

denn als sie wiederum an den Zöpfen emporgerissen und hinausgeführt wurden, konnte man ein fröhliches Grinsen auf ihren schmutzigen Gaunergesichtern erglänzen sehen. Ich verfolgte mehrere Fälle, meist handelte es sich um Diebstähle, die entweder mit Stockschlägen oder Haft bestraft wurden; die Tortur ist hier verboten. Man erzählte mir, dass trotz der europäischen Aufsicht noch manches in der Handhabung recht faul sein soll. So versuchen die chinesischen Gefangenenaufseher mit Vorliebe



Shanghai. — Ein chinesisches Teehaus.

von den Sträflingen Geld zu erpressen. Kann oder will der Gefangene dieser Zumutung nicht nachkommen, dann muss er einfach über seine Zeit hinaus im Loche brummen.

Von hier aus fuhr ich nach der eigentlichen Chinesenstadt, die, von einer Mauer umgeben, sich dicht hinter dem französischen Viertel erstreckt. Aber während mir das Umherstreifen in den Winkelgängen Cantons Interesse und Vergnügen bereitet hatte, konnte ich hier nur Abscheu und Ekel empfinden. Wohl reihte sich Werkstatt an Werkstatt und Laden an Laden, aber man schien nur minderwertige Ware zu fabrizieren und feilzubieten. Dieses

Stückchen Alt-China könnte als Herd gelten, an dem chinesische Unsauberkeit zum Sprichwort geworden ist. Es ist mir unverständlich, wie ein Mandarin in diesem Kotnest von allerdings 125 000 Einwohnern seine Wohnung aufschlagen konnte. Die entsetzlichen Gerüche dringen nach allen Ecken und Enden.

Für den Abend war ich von einem hochgestellten Chinesen, mit dem ich geschäftliche Beziehungen hatte, zum Besuche des erst kürzlich erbauten Theaters geladen worden. Auf der breiten, in eine Art von Logen eingeteilten Galerie fand ich meinen chinesischen Freund, der mich nach europäischer



Ein Teehaus in der alten Chinesenstadt zu Shanghai.
(Aufnahme des Verfassers.)

Sitte mit einem kräftigen Händedruck empfing. Ich lernte während des Abends in dem klug blickenden Vierziger einen wahren Gentleman kennen. Er beherrschte die englische Sprache vollkommen und wusste in der anregendsten Weise zu unterhalten und auf alle Fragen einzugehen. Er liess mir Tee und eine Menge leckerer Sachen, wie Zuckerrohrschnitte, gebrannte Mandeln, Früchte usw. vorsetzen. Seine Kleidung zeugte nicht nur von grosser Wohlhabenheit, sondern auch von trefflichem Geschmack. An seinen schönen Händen blitzten Diamantringe und — zehn wohlgepflegte lange Fingernägel. Er erzählte mir, dass der Wert seines Kleidervorrats 3000 Taels beträgt (1 Tael = etwa 2 Mark 70 Pfg. bis 3 Mark). Besonders

im Winter soll die Kleiderpracht und der Aufwand von Pelzverbrämung bei den Chinesen ausserordentlich sein.

Unten im grossen Saale sassen um kleine Tische die Zuschauer bei Tee und Süssigkeiten, und jedesmal, wenn eine Nummer des Bühnenspiels besonders gefiel, ertönte aus hundert Kehlen ein beifälliges „Hau-Hau". Die Aufführung mochte um 8 Uhr begonnen haben und sollte gegen 12 Uhr zu Ende sein; Pausen schienen nicht vorgemerkt zu sein. Man kommt und geht, wann man will; für Europäer wäre es überdies eine Tortur, während des ganzen Abends dort zu verharren. Der Lärm, der in steigender und fallender Stärke die meisten Szenen begleitet und durch metallene Gongs hervorgerufen wird, ist für die Dauer nicht zu ertragen; trotzdem muss ich gestehen, dass er trefflich zu den Teufelsfiguren und den plötzlich erscheinenden Geistern und ihren wilden Tänzen passt. In den Kostümen wird ein ungeheurer Prunk entfaltet. Bekanntlich treten Frauen nie als Schauspieler auf, trotzdem vermisst man sie nicht, da mit Pinsel, Schminke und andern Kunstfertigkeiten eine täuschende Imitation geschaffen wird. Sogar Lilienfüsse hatte die männliche Tänzerin, die uns durch ihre schönen Bewegungen und graziösen Sprünge lange in Verwunderung hielt. Der zweite Akt wurde durch ein Singspiel ausgefüllt. Aber welches Grauen, dieser Gesang! Ohne grosses Mienenspiel, ohne Stimmveränderung, immer auf derselben Höhe verharrend, erschollen die Fistelgesänge, nie im Duett oder im Chor, nur von einer quiekenden Streichmusik begleitet, deren Töne wohl im einzelnen schön, in der Gesamtheit jedoch furchtbar und ohne jegliche Abwechslung waren.

Der Abend wurde beschlossen mit der Besichtigung einer festlich hergerichteten Mandarinswohnung, wo am folgenden Tage die Hochzeit des Sohnes stattfinden sollte. Rot war der Grundton der ganzen Ausschmückung, bedeutet doch diese Farbe Geld und Glück; feinen Geschmack ohne jegliche Prunksucht hatte man überall walten lassen. Die ganzen Räumlichkeiten erstrahlten im Glanze Hunderter von Kerzen, die in reizenden Ampeln mit prächtiger Holzschnitzerei aufgesteckt waren. Den Hochzeitsfeierlichkeiten konnte ich leider nicht mehr beiwohnen, denn für morgen hiess die Parole: Auf nach Kiautschou, nach deutschem Gebiet!

Schon am frühen Nachmittage des 18. Mai zeigten sich in nebeliger Ferne die Umrisse eines hohen Gebirgsrückens, und hoch schnellte mein Herz in dem Gedanken, noch am selben Tage deutschen Boden im fernen Asien betreten zu dürfen. Mit 10½ Knoten in der Stunde näherte sich unser kleiner Dampfer der Küste von Schantung, wir passierten die durch ihre Zerklüftung fesselnden Prinz-Heinrich-Berge, liessen zwei kleine Felseninseln zur Linken und fuhren langsam in den Hafen von Tsintau ein. Nicht weniger als sechs prächtige Schlachtschiffe lagen vor Anker, und die weissen Riesenleiber hoben sich glänzend ab von dem tiefen Blau der Meeresflut,

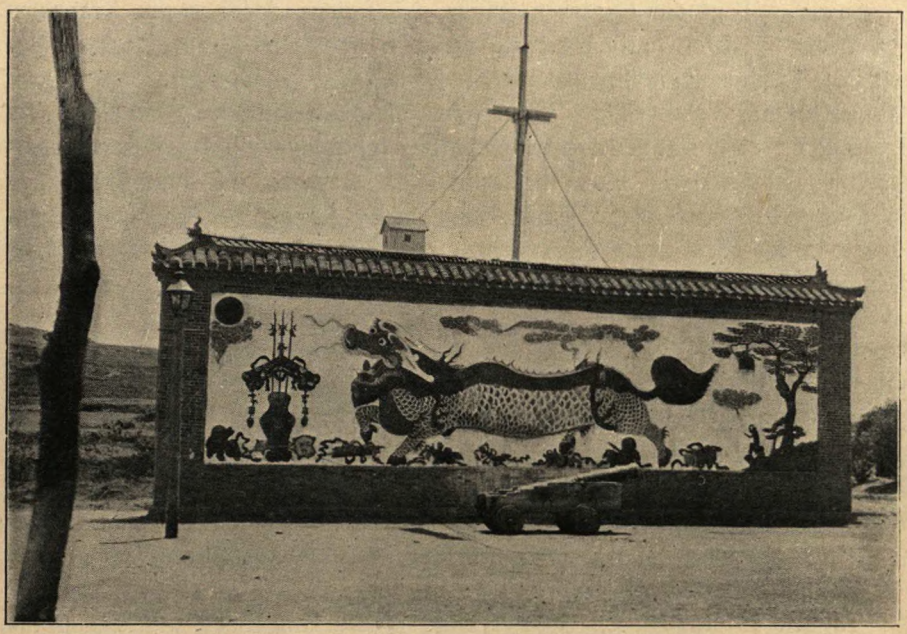
die eben noch von der sinkenden Sonne gestreift wurde. Es waren die „Deutschland", der „Kaiser", die „Gefion", die „Kaiserin Auguste", die „Irene" und der „Iltis". Auf der „Deutschland" wehte die Admiralsflagge, ein Zeichen, dass sich der Chef des Geschwaders, Prinz Heinrich, dort befand. Einige kleinere Frachtdampfer und ein stattlicher amerikanischer Segler, dazu eine Unzahl von chinesischen Dschunken und Sampans belebten den Hafen. Noch in der späten Abendstunde war man eifrig beschäftigt, Baumaterialien, Holz, Fässer mit Zement, Eisenbahnschienen und hunderterlei andere Dinge auszuladen. Als wir endlich — drei deutsche Leutnants und ich — in einem schmutzigen Sampan das Ufer erreicht hatten, war schon die Dunkelheit eingetreten und keine Unterkunft zu finden. Nicht etwa, dass es keine Hotels gab, deren konnte sich Tsintau mehrerer rühmen, aber sie waren alle voll bis auf das letzte Zimmer. An Wohnhäusern gab es noch grossen Mangel, und viele Kaufleute und Beamte sahen sich darum gezwungen, im Strand-Hotel, Hotel Aegir und Hotel Falcke zu wohnen. So mussten wir denn nach langem Umherstiefeln in den sandigen Strassen wieder an Bord zurückkehren. Der Mut war uns darum nicht gesunken, wir befanden uns ja auf deutschem Boden, da musste sich schon ein Plätzchen finden, an dem man gastliche Aufnahme erhielt.

Am nächsten Morgen grüsste uns ein reizvolles Bild. Auf dem kühn aufsteigenden Signalberg erhebt sich ein kleines, burgartiges Gebäude, auf dem die deutsche Flagge sich mächtig im Winde bauscht, es ist die Signalstation für die einlaufenden Schiffe, ganz besonders aber für den Nachrichtenaustausch zwischen den Kriegsschiffen und dem Gouvernement. Sanft gewölbte Hügelketten schliessen sich an diese höchste Erhebung in der unmittelbaren Umgebung von Tsintau an, und es könnte in der Tat kein schönerer Hintergrund geschaffen werden. Ist auch die Färbung des Ganzen eine eintönige, so beleuchtet doch das goldige Sonnenlicht alles so vorteilhaft, dass das Auge dauernden Gefallen an dem Panorama findet. Tsintau, das sich in ein Ober- und Unterdorf zergliedert, spricht mit seinen niederen, barackenartigen Chinesenhäusern aus der Ferne weniger an, und europäische Wohnungen waren damals noch in geringer Zahl vorhanden.

Kurz nach 8 Uhr fuhr ich in einem Sampan an Land. Ich hatte ein Empfehlungsschreiben an einen hier in chinesischen Diensten stationierten Zollbeamten, dessen liebenswürdiges Anerbieten, mit ihm sein kleines Stübchen zu teilen, ich bei der Unmöglichkeit, in einem der Gasthöfe Unterkunft zu bekommen, gern annahm.

Wahrscheinlich um den ersten Eindruck so gut als möglich wirken zu lassen, führte mich mein Gastfreund zunächst nach der Hauptverkehrsader, der langen und ziemlich breiten Marktstrasse. Und in der Tat, sie bot ein recht hübsches Bild. Wohl ist die Strasse noch recht sandig und für den Fussgänger nicht gerade verlockend, aber man trifft doch wenigstens

nicht mehr auf die abscheulichen Unreinlichkeiten der chinesischen Plebejer. Die einstöckigen Häuschen, die alle nach einem Masse zugeschnitten sind, haben einen sauberen Anstrich und, wo sie Europäern als Wohnung dienen, hat man Fenster eingesetzt. Laden reiht sich an Laden, teils im Besitze von Deutschen, teils von Chinesen; ist die Auswahl in ihnen auch eine beschränkte, so bieten sie doch genug, um die Bedürfnisse eines weniger anspruchsvollen Menschen zu befriedigen, sogar Postkarten mit Ansicht, und einen hochfeinen Barbiersalon, dessen Besitzer sich auch als geübter Heilgehilfe und Zahnbrecher empfiehlt. Dem Umstande,



Die Chinesenmauer in Tsintau, Kiautschou.
(Aufnahme des Verfassers.)

dass die Tausende von Schiebkarren, die von Kulis auf der Strasse umhergeschoben werden, niemals mit Schmieröl in Berührung kommen, verdankt die Bewohnerschaft von Tsintau ein ständiges Konzert; allerdings nehme ich an, dass man sich schon dermassen chinesisches Musikverständnis angeeignet hat, um das alle Nerven durchzitternde Knarren, Quietschen und Quieken als melodisches Harmoniegebilde in seiner unheimlichen Schönheit zu erfassen. Mehrere stramme Buntröcke vom Seebataillon und die frischen Matrosen der Marineartillerie schlängeln sich durch das chinesische Chaos, und ab und zu erscheint auch ein Offizier hoch zu Ross. Den Chinesen scheint es unter dem deutschen Regime wohl zu gefallen. Man er-

blickt nur muntere, zufriedene Gesichter. Tritt man in einen Laden ein, so erschallt ein fröhliches „Guten Tag“ in trefflicher Aussprache, und die Hand legt sich militärisch an die Stirnseite zur Bekräftigung des deutschen Grusses. Als Abschiedsgruss ertönt ein spasshaftes „Mahlzeit“, ohne Rücksicht darauf, ob die Sonne eben dem Meere entstiegen ist oder sich dem Untergange zuneigt.

In einer sauberen Strasse, die rechts von der Marktstrasse abzweigt, ist in einem der Chinesenhäuser das Postamt untergebracht, und am Ende des Weges liegen die Gebäude des einstigen Yamen, die nunmehr dem Gouverneur als Wohnung dienen. Gegenüber dem von einem Posten bewachten Eingangstore liegt die Chinesen-Mauer, die infolge des riesigen Drachens, der, in den grellsten Farben gemalt, dieselbe ziert, eine Hauptsehenswürdigkeit von Tsintau darstellt.

Ausserhalb von Tsintau, vor allem auf der westlichen Seite, war die Bautätigkeit eine staunenerregende. Mit der Anlage eines grossen Kanalsystems, dessen riesige Zementröhren einem erwachsenen Manne erlauben würden, aufrechten Ganges hindurchzugehen, war man schon weit vorgeschritten. Man will den gefährlichen Schwemmfluten, die während der bösen zweimonatlichen Regenzeit von den Berghängen ungestüm herabströmen, geregelte Abflussläufe schaffen. Für den eigentlichen Hafen hat man eine Einbuchtung in der Nähe von Tapautau, also in der eigentlichen Kiautschoubucht ausgewählt, indem dort durch die Verbindung der Küste mit dem kleinen Womans Island und weiter mit einigen Felsenriffen vermittelst eines grossen Wellenbrechers den anstürmenden heftigen Nordweststürmen ein Riegel vorgeschoben und auf der andern Seite gleichfalls durch eine lange Mole den vom offenen Meere aus drohenden Gefahren Einhalt getan werden soll. Indessen wird es viele Jahre erfordern, um die Ausführung des grossen Projekts zu Ende zu bringen.

Täglich unternahm ich Spaziergänge in die Umgebung und besah mir Tsintau von allen Himmelsrichtungen. Einmal ging es hinauf nach dem felsigen Hügel, von dem aus eine Reihe finsterer Kanonenrohre drohend nach dem Meere hinstarren. Unten am Fusse dehnt sich das von einem rechtwinkligen Erdwalle umzogene Artillerielager aus und in weiterer Entfernung das gleich gestaltete Ostlager. Es sind dies die alten chinesischen Lager, die freilich ehemals keinen so sauberen Eindruck gemacht haben dürften. Man musste manche Aenderung eintreten lassen, um sie für deutsche Soldaten bewohnbar zu gestalten. Da wurden Schlote gebaut und Fenster eingesetzt und hier und dort geflickt und gemauert, und trotzdem soll es noch kein Eldorado sein. Der Dienst ist gewiss auch kein leichter, denn nach dem Exerzieren beginnt die Tätigkeit als Arbeiter und Handlanger, und nach der Heimfahrt wird wohl jeder der wackeren Soldaten sich sagen dürfen: „Ich habe bereits im Frieden meinem Vaterlande gute Dienste geleistet.“

Aber frisch und munter sahen die Kerls alle aus, und die Beine schmissen sie auf dem weiten Exerzierplatze, dass es eine Pracht war. Etwas Romantisches hängt eben dem Dienste im Chinesenlande doch an, und das macht Freude.

Der Blick nach dem Meer und besonders auf die liebliche, von hellstem Sande eingerahmte Clarabucht ist ganz entzückend. In richtiger Erkenntnis hat sich der Gouverneur hier einen Platz für seine Sommerresidenz gewählt. Das einfache Tropenhaus stand schon unter Dach und Fach und wird jetzt längst von einem Kranz anderer schmucker Villen umgeben sein.

In einiger Entfernung vom Meere liegt ein grösseres, aber ärmliches Dorf. Hier erfreute sich das Auge an grünen Getreidefeldern, meist Hirse,



Der Exerzierplatz in Tsintau.
(Aufnahme des Verfassers.)

freilich kann sich der Boden einer allzu grossen Fruchtbarkeit nicht rühmen. Der Schmutz, der in den Gassen herrschte und aus jeder Tür der niedrigen Steinhäuser hervorstarrte, war unbeschreiblich. Trotz der nichts weniger als tropischen Temperatur liefen die meisten der Kinder völlig nackt umher; der Schmutz von Jahren klebte an ihren wohlgenährten Leibern. Die Frauen gehörten gewiss nicht zur bessten Gesellschaft, aber fast eine jede koketterte mit den kleinen Liliputfüsschen. Wie wenig doch diese Eitelkeit mit dem sonst so schmutzigen Aeussern harmonierte! — Ein anderes Mal segelten wir bei günstiger Brise von Tapautau in die riesige Kiautschoubucht hinaus, deren gegenüberliegende Ufer dem unbewaffneten Auge nur als blasse Nebelstreifen erscheinen. Dort, allerdings einige Wegestunden landeinwärts, liegt der Ort Kiautschou, der sowohl der Bucht als dem ganzen Gebiete den Namen gegeben hat. Früher wurde er vom Meereswasser bespült,

indessen bewirken die heftigen Sandstürme ein allmähliches Kleinerwerden des Wasserbeckens.

Mein Gastfreund führte mich mit einem sehr interessanten Chinesen zusammen, der nicht weniger als sieben Jahre in der Schweiz und in Deutschland zugebracht hatte und die deutsche Sprache in staunenerregender Vollkommenheit beherrschte. Der freundlich blickende und vielleicht 45 Jahre zählende Li-Shen-Men war in einer Baseler Missionsschule erzogen worden und hatte sich alle Befugnisse eines evangelischen Pfarrers erworben. Um seinem Vaterlande besonders dienlich zu sein, beteiligte er sich später in China an der Herausgabe einer fortschrittlichen Zeitung, die den Zweck



Chinesische Gräber bei Tsintau.
(Aufnahme des Verfassers.)

haben sollte, die Regierung in passender Weise auf ihre Mängel aufmerksam zu machen. Als die Kaiserin-Witwe jedoch das Staatsruder wieder an sich riss und alle freiheitlichen Organe verboten wurden, musste auch der brave Li-Shen-Men die Feder niederlegen und sich nach einem andern Metier umsehen. Gegenwärtig ist er im chinesischen Zollamt angestellt. Wir sprachen über den Konfuzianismus und Buddhismus im Vergleich zum Christenglauben, und besonders über den Wert der Bekehrung der Chinesen. Ich war erstaunt über das reiche Wissen des ehemaligen Missionars, das er auf dem Gebiete der Weltgeschichte an den Tag legte. Seine Ansichten freilich divergierten mit den meinigen wie die geladenen Goldplättchen eines Elektroskops, sie erschienen mir mehr angelernt als selbst entwickelt. Er wollte weder von der Lehre des Kung-fu-tse, noch von der des Buddha etwas wissen. Er gab aber zu, dass die Lehre Jesu völlig entstellt worden sei und

dass heute in der christlichen Kirche ebenso viele Missstände grassierten wie in dem buddhistischen Kultus der Gegenwart. Es war ihm unmöglich, zu verstehen, dass ein Mensch ohne Glauben ein guter Mensch sein könne. Er war der Meinung, dass nur die Religion der Grund von Chinas Zerrüttung sei; er bedachte dabei nicht, dass der Buddhismus bei den Chinesen zu einem so leblosen Götzendienst herabgesunken ist, dass er keinen Einfluss mehr auf Bildung und Politik auszuüben vermag. Ich erinnerte ihn an Japan, dessen kluge Bewohner auch Heiden seien; er wusste hierauf nichts zu sagen.



Chinesische Kulis in Tsintau.
(Aufnahme des Verfassers.)

Schliesslich sagte ich ihm noch, dass er doch ohne Zweifel die gleiche Bildung sich hätte aneignen können, auch wenn er ein Götzendiener geblieben wäre. Warum man nur so versessen darauf ist, Andersgläubige zu bekehren?! Man gebe ihnen ein gutes Beispiel und bringe ihnen Bildung; damit allein kann man die Leute fähiger und vielleicht auch glücklicher machen.

Am Nachmittag bestiegen wir den Signalberg, von wo ein gut Teil des deutschen Gebietes zu überschauen ist. Ein hübscher Weg führte an dem geröllreichen und nur spärlich mit Kieferngestrüpp bewachsenen Berghang hinan bis zu jener denkwürdigen Stelle, wo Admiral von Diederichs am 14. November 1897 Besitz vom Kiautschougebiet ergriffen hat. In halber

Bergeshöhe, mit prächtiger Aussicht auf Tsintau und das blaue Meer, hat man dort einen schönen Gedenkstein errichtet, und zwar hat man es trefflich verstanden, die Kunst mit dem natürlichen Felsenrahmen in guten Einklang zu bringen. Folgender Vers ist in den Stein eingehauen:

„Der hier für Kaiser warb und Reich ringsher das Land,
Nach ihm sei dieser Felsen Diedrichsstein genannt."

Hieran reihen sich dann noch die Worte: „Am 14. November 1897 ergriff an dieser Stelle der Admiral Diederichs Besitz vom Kiautschougebiet." — Gleiches ist ebenso in chinesischen Schriftzeichen eingehauen.

Das Boot, das mich nach Shanghai zurückbringen sollte, der „Knivsberg", hatte beträchtliche Verspätung, man erwartete es bereits am 22. Mai, indessen langte es erst spät am Abend des 23. an. Noch in der Nacht setzte es die Reise nach Shanghai fort. Die Fahrt ging unter den günstigsten Umständen innerhalb 37 Stunden vonstatten, so dass wir am 25. Mai bereits wieder die Grossstadtluft von Shanghai geniessen konnten.

XI. KAPITEL.

Wie habe ich ihn gekostet, den herrlichen Japanzauber! Wie er doch das Herz erfrischend durchzieht nach all dem Schmutz und der prosaischen Gleichgültigkeit Chinas. Alles scheint hier Poesie zu sein, die Natur, die Menschen, überhaupt alles, was das Auge erfasst. So wenigstens ist der Eindruck auf den Reisenden, der Japan zum ersten Male betritt.

Die Fahrt von Shanghai nach Nagasaki unternahm ich auf dem bequem eingerichteten japanischen Dampfer „Saikio-Maru". Kurz nach Tagesanbruch wurde ich am 29. Mai aus dem Schlafe geweckt, der japanische Pestdoktor machte an den Kabinen die Runde und beglückte jedermann mit einem freundlich musternden Blick, ohne sonst weiter zu belästigen. Wir waren im Hafen von Nagasaki nach etwa 40stündiger Reise angekommen. Fast glaubte ich mich auf irgendeinen der oberitalienischen Seen versetzt, hätte mich nicht die Zahl der grossen Dampfer und Kriegsschiffe, der Sampans und Dschunken mit ihrer japanischen Bemannung eines andern belehrt. Rings steigen in unbeschreiblicher Anmut die im frischesten Maiengrün prangenden und reich gegliederten Berghänge empor, und die der lang gestreckten Bucht vorgelagerten Inseln scheinen das blaue Wasserbecken zu einem Binnensee abzuschliessen.

Hastig wurde das Frühstück eingenommen und unverzüglich liess ich mich in einem Sampan ans Land rudern, wo sich meiner im Nu ein europäisch gekleideter Führer bemächtigte. Im Lande der Rickshas durfte man sich die Benutzung dieses unvergleichlich praktischen Beförderungsmittels natürlich nicht versagen. Die Kleidung der wackeren Zugkräfte ist eine ungleich sittsamere als die der sehnigen Sampan-Kulis, sie verhüllt den ganzen Körper, das Beinkleid schmiegt sich dicht an die muskulösen Glieder an; über die Füsse haben sie strumpfartige Socken gezogen, die nach Art unserer Fausthandschuhe der grossen Zehe einen besonderen Einschlupf gewähren. Dies hat den Zweck, den Strohsandalen einen sicheren Halt zwischen den Zehen zu erlauben.

Sauberkeit scheint den Japanern angeboren zu sein, ihr ganzes Wesen, ihre Kleidung, und vor allen Dingen die niedlichen Häuser, deuten darauf hin. Durch die zurückgeschobenen, mit weissem Papier überzogenen Fenster hat man einen freien Blick in das Innere der kleinen Häuschen, deren einzelne Zimmer durch verschiebbare Wände je nach Bedarf vergrössert und verkleinert werden können, und deren Böden mit weich gepolsterten Matten ausgelegt sind; die Grösse dieser Matten ist im ganzen japanischen Reiche dieselbe, so dass man sie als Mass für den Flächenraum einer Wohnung gebraucht. Stühle und Bänke gibt es nicht, wenn der Japaner sein Heim be-



Japanische Mädchen beim Ankleiden.

tritt, dann entledigt er sich vor allen Dingen der auf hohen Stegen ruhenden Holzpantoffeln oder der weichen Strohsandalen, damit die oft schön gemusterten Matten nicht beschädigt werden, und hockt oder legt sich alsbald in höchster Bequemlichkeit auf die mollige Unterlage.

Was das Auge am meisten erfreut, das sind nun freilich die allerliebsten kleinen Japanerinnen, wie sie so munter dahintrippeln auf ihren Holzschühchen, deren regelmässiges Klipp-Klapp in den Strassen hundertfach wiederhallt. Und was diesen puppengleichen Mädchen für ein schalkhaftes und doch wieder harmloses Lächeln um die vollen Lippen spielt, wie sie kichern und schwatzen und wie sie auch tüchtig arbeiten und schaffen können. Und alles mit einem so gewinnenden Liebreiz und so unvergleichlicher Anmut.

Die beliebteste Farbe der alltäglichen Kleidung scheint blau und blaugrau zu sein, das in verschiedenster Art gemustert Verwendung findet. Der Kimono, so heisst das japanische Keidungsstück, das von beiden Geschlechtern getragen wird, scheint übrigens die einzige Körperhülle zu sein, wie man ja ohnedies in diesem Wunderland europäische Anstandsskrupel kaum zu kennen scheint. Auf die lange, Obi genannte Schärpe, die den Kimono zusammenhält und vielfach um den Körper geschlungen ist, legt man eine grosse Sorgfalt, besonders in der Zurechtsetzung der riesigen Schleife, die den Rücken ziert. Ich bemerkte die schönsten Farbenzusammenstellungen und Muster an diesen Obis. Die gefällige Haartracht gibt bei der tiefen Schwärze und Ueppigkeit des Haares den rundlichen Gesichtchen einen prächtigen Rahmen. Der Ausdruck in den Gesichtszügen erschien mir fast durchweg anziehend, wahrhaft hübsche Mädchen fielen mir indessen wenige auf. Die ebenso zwerghaften Männlein — ich kam mir wie ein Riese vor und messe nicht mehr als 1,64 m — gefielen mir im allgemeinen weniger. Wohl haben sie freundliche Züge und ihre Höflichkeit ist überschwenglich, jedoch der asiatische Typus, besonders aber die bräunlich-fahle Hautfarbe, die bei ihnen weit mehr ausgeprägt ist, als bei dem weiblichen Geschlechte, sagen europäischem Geschmack weniger zu. Ausserdem raubt ihnen die abendländische Kleidung, deren sich die besseren Stände fast durchweg bedienen, den so anmutsvollen „Japanzauber". Ueber die Beschaffenheit der Strassen möchte ich kein Loblied singen, für Rickshas sind sie nicht allzu sehr geeignet, man muss hin und wieder höchst unbarmherzige Stösse ertragen.

Ich besuchte sowohl einen Shinto- als auch einen Buddha-Tempel, und in der Art, wie man diese Stätte mit der reizvollen Natur in Einklang gebracht hat, konnte ich den Kunstsinn des Inselvolkes erkennen. Der Shintotempel von O-Suwa liegt in beträchtlicher Höhe an einem der waldigen Berghänge in einem entzückenden Rahmen von immergrünen Nadelhölzern und schattigen Laubbäumen. Eine imponierende Flucht von mehreren hundert breiten Steintreppen führt in Abständen hinauf zu dem ausgedehnten Tempelkomplex. Am Fusse der Treppen erhebt sich aus Bronze eines der bekannten, den Shintotempeln eigenen Tore, „torii" genannt, das als eines der grössten im ganzen Inselreiche in der Tat einen gewaltigen Eindruck macht. Die unter einem Winkel nach oben strebenden Pfeiler erinnern an ägyptischen Stil. Mehrere dieser Tore folgen bei den einzelnen Absätzen der Treppengänge. In der von einem mächtigen, sanft geschweiften Dache überdeckten Tempelhalle konnte ich nur eine Anzahl schmuckloser Opfergefässe, dagegen kein Bildnis einer Gottheit entdecken. Der Fussboden war mit reichen Matten belegt, kunstvolle Schnitzereien sind ausserdem reich vertreten, besonders an den Portalen. Ein duftender Garten mit plätschernden Brunnen, mit blühenden Kamelien- und Azaleensträuchern und einer Menge schattenspendender Bäume schliesst sich auf der einen Seite an, und die Aussicht auf

das unten sich ausbreitende Nagasaki und auf die belebte Hafenbucht ist von hier ein seltener Genuss.

Die Anlage des weniger bedeutenden Buddhatempels zeigt dieselbe meisterhafte Anpassung an die göttliche Natur. Im Heiligtum sitzt ein goldener Buddha in der bekannten Stellung des „Weltentrückten" auf einer riesigen Lotosblume.

Die eigentlichen Sehenswürdigkeiten von Nagasaki hatte ich nunmehr erledigt, und „der Mohr hat seine Schuldigkeit getan, der Mohr kann gehen". Der Mohr war der Führer. Ich setzte mich hierauf in eine Ricksha, rief dem Kuli das Wort „Mogi" ins Ohr und off we went. Der Weg führte stark bergan, und die mehr und mehr zutage tretende Bucht wurde berückender, je höher wir empor gelangten. Als die Höhe des Passes erreicht war, machten meine beiden Kulis Halt, um sich in einem der sauberen Teehäuser zu verschnaufen. Auch ich konnte dem Drängen der kleinen Teemädchen nicht widerstehen, eine Erfrischung zu mir zu nehmen. — Dann ging es mit neuen Kräften bergab. In der Ferne kam ein schmaler Wasserstreifen in Sicht. Nach etwas mehr als einstündiger Fahrt lag eine idyllische Meeresbucht vor uns, und die leise plätschernden blauen Wogen bespülten ein grosses Fischerdorf; ich hatte Mogi erreicht.

In einem japanischen Gasthause, das indessen mit Tischen und Stühlen für Europäer ausgestattet war, wurde ich von der allerliebsten Frau Wirtin und zwei andern Huldinnen, die miteinander in der Pracht ihrer seidenen Obis wetteiferten, aufs freundlichste empfangen, gerade, als wenn ich schon seit Jahren hier ein- und ausginge. Nicht vielleicht, dass dieses Gebaren als aufdringlich erschienen wäre — nein, im höchsten Grade anziehend wirkte das harmlose Sichgeben der niedlichen Wesen. Bis zur Bereitung des Mittagessens liess ich mich über die friedliche Bucht bis zu einem von Klippen reich umkränzten Landvorsprung rudern, und dort von dem kleinen Shintotempel, der aus dichtem Grün des felsigen Hügels hervorlugte, konnten meine Augen hinausschweifen auf den weiten Golf von Obama, der in der Ferne von der gebirgigen Insel Amakusa begrenzt wird.

Das Tiffin mundete vortrefflich, um so mehr, als die reizenden Dämchen ständig bestrebt waren, mit ihrem Frohsinn und ihrer Schwatzhaftigkeit das Mahl zu würzen. Eine von ihnen war der englischen Sprache vollkommen mächtig, hatte sie doch ihre Erziehung in London genossen und kannte auch München und unsern Kaiser und Bismarck. Das Plappermäulchen ging wie ein Mühlenrad und auch die Neugierde wollte keine Grenzen kennen.

Auf der Heimfahrt hatte ich wieder Gelegenheit, die Leistungsfähigkeit der Kulis zu bewundern.

Pünktlich um 5 Uhr stach die „Saikio-Maru" in See. Wir hatten eine Anzahl Japaner mit Frauen und Kindern als Passagiere der ersten Klasse an Bord bekommen. Die Kinder waren allerliebste Wesen, und es war ent-



Japans heitere Jugend.

zückend, wie sich die Eltern mit ihnen abgaben, mit ihnen plauderten und spielten. Bei Tische betrugen sie sich höchst manierlich und wussten geschickt mit Gabel und Messer umzugehen. Man konnte nicht anders, als die Kinder auf den ersten Blick lieb gewinnen, es wohnte ihnen so viel Einnehmendes und Sympathisches inne.

Die Fahrt durch die berühmte Inland Sea verregnete leider gänzlich. Indessen hatte ich drei Wochen später auf der Rückfahrt vollauf Gelegenheit, die Schönheiten dieses Wasserbeckens zu geniessen.

Gegen 7 Uhr morgens, am 31. Mai, langten wir bei stürmischem Wetter und hoch gehender See im Hafen von Kobe an. Der Anblick dieses bedeutenden Handelsplatzes, der mit dem alten, südwestlich gelegenen Hiogo eng verbunden ist, und, was Ein- und Ausfuhr betrifft, bereits Yokohama überflügelt hat, gestaltet sich um so wirkungsvoller und vornehmer, als im Hintergrunde ein grotesk geformter, überaus majestätischer Höhenzug sich erhebt, dessen liebliches Grün harmonisch von dem Grau der zahlreichen Ziegeldächer absticht, die bis weit oben von den Berghängen heruntergrüssen. Auf der Fahrt zum Oriental-Hotel, das sich in dem schön angelegten Europäerviertel erhebt, hatte ich Gelegenheit, wahrzunehmen, dass die Japaner im Strassenbau noch herzlich wenig von uns gelernt haben. Infolge des Regens waren die Strassen dermassen aufgeweicht, dass mein biederer Kuli bis an die Knöchel im Kote waten musste und grosse Mühe hatte, die Jinrikisha (so bezeichnet man in Japan den Menschenwagen) fortzubewegen. Auf meinen späteren Touren durch das Land sollte ich noch häufig unter dem miserablen Zustande der Verkehrswege zu leiden haben. Den japanischen Fussgänger kümmert dieser Schmutz in den Strassen natürlich nicht. Er vertauscht einfach die Strohsandalen oder flachen Holzschuhe mit hoch gestelztem Holzschuhwerk, auf dem er mit Behagen durch den tiefsten Kot stolziert, ohne seine weissen baumwollenen Socken zu beschmutzen. Vor seinem Hause lässt er einfach seine hölzernen Rappen — man müsste sie hier richtiger „Falben" nennen — am Eingange stehen, da die harte Fussbekleidung das weiche Mattenpolster sehr bald beschädigt. Vor Geschäften und Tempeln kann man oft ungezählte Sandalen und Holzschuhe antreffen, und es hat mich immer wunder genommen, wie es den Leuten möglich ist, ihr Eigentum wieder herauszufinden.

Trotz der ab und zu über die Stadt hinwegfegenden Regenschauer liess ich es mir nicht nehmen, eine Fahrt durch Motomachi, die Hauptstrasse der Japanerstadt, zu unternehmen. Die Unzahl der Läden mit ihren herrlichen Produkten japanischer Porzellan- und Lackindustrie, mit den entzückenden Metall- und Cloisonné-Waren, den Seidenstoffen, Schirmen, Fächern und Laternen, den künstlerisch bemalten Photographien, in denen kein zweites Volk zu so billigen Preisen gleiches herzustellen vermag — das alles bietet dem Neuling eine ungeahnte Fülle des Interessanten und Anziehenden. Nur

ab und zu konnte ich Japaner in europäischem Kostüme entdecken. Das weibliche Geschlecht ist auch hier seinem kleidsamen Kimono mit der schönen Obi treu geblieben, wie ich überhaupt während meiner dreiwöchentlichen Tour auf keine einzige Ausnahme hiervon gestossen bin. Nur in den Hafenstädten, wo sich Europäer in grösserer Zahl aufhalten, herrscht die europäische Kleidung vor, nirgends aber im Innern des Landes. Ausserdem erfuhr ich bald, dass Rock und Hose nach Verlassen des Geschäftslokales und bei Rückkehr in die eigene Wohnung dem bequemeren Kimono Platz machen müssen. Es ist also keineswegs richtig, dass der Japaner europäische Sitten zu seinen eigenen gemacht hat. Er weiss gebotenenfalls nach ihnen zu leben, kehrt aber in der Familie stets zu denen seiner Väter mit Freude zurück. Dies gilt von dem gebildeten Japaner, der täglich mit Europäern in Berührung kommt. Die mittlere und niedere Klasse lebt heute noch genau wie vor 100 Jahren. Weder Regierung und Armee nach abendländischem Muster, noch Eisenbahnen, Telegraph und Telephon, noch irgendetwas von den aus Europa eingeführten Neuerungen sind imstande, ein Volk von 42 000 000 Köpfen seiner Sitten und seiner Eigenart zu berauben.

Bekanntlich verlangt es die Sitte, dass mit der Verheiratung die Buntfarbigkeit der Kimono ein Ende hat und an deren Stelle ein einfaches Muster und eine unauffällige Farbe tritt. Gleichfalls konnte ich beobachten, dass die Haartracht der Frauen gänzlich von der der Mädchen abweicht. Die Unsitte des Schwarzfärbens der Zähne nach der Verheiratung bei den Frauen ist in den Städten gänzlich abgekommen, auf den Dörfern fand ich sie indessen noch stark vertreten. Die Kleidung der Kinder reicht, ganz nach Art der Alten, bis zu den Füssen und zeichnet sich durch besonders grelle, aber stets harmonierende Farbenzusammenstellung aus. Die possierliche Haartracht, die bis zum siebenten Jahre in sorgfältiger Züchtung von drei einsam stehenden Löckchen oder einer regelrechten Tonsur und andern Bildern besteht, trägt auch dazu bei, reizende Püppchen aus den Kleinen zu gestalten.

Den Abend verbrachte ich mit einem ansässigen Herrn in einem grossen und besonders vornehmen japanischen Teehause, in dem ich zum ersten Male Tanz und Musik der Japaner kennen lernen sollte. Vor dem Betreten des Hauses mussten wir uns natürlich unserer Schuhe entledigen, dann folgten wir den niedlichen Mädchen, die uns unter hundert knietiefen Verbeugungen empfangen hatten, nach einem grossen, mit Matten ausgelegten und elektrisch erleuchteten Zimmer, dessen Wände rinsum verschiebbar waren. An Ausstattungsstücken, überhaupt an Möbeln, konnte ich Nennenswertes nicht entdecken, und ich will gleich hier erwähnen, dass man sich in der Heimat nicht der Ansicht hingeben darf, alle die reizenden Schränkchen und Etagèren, die Nipptische und Vasen und sonstigen in Unzahl nach Europa gehenden japanischen Schmuck-

gegenstände hier in den Wohnungen zu finden. Alle diese Exportwaren sind europäischem Geschmack angepasst; der Japaner liebt es nicht, sein Zimmer mit unnützen Sachen zu füllen, aber ich muss gestehen, dass mir die Zimmer trotz ihrer Leere stets behaglich und vollständig erschienen sind. Immer glaubte ich mich in dem Salon eines grossen Puppenhauses zu befinden. Nun, die Puppen sollten an diesem Abend auch nicht fehlen. Wir hatten auf den weichen Kissen in hockender Stellung Platz genommen, und ich war gerade beschäftigt, mich durch eine genaue Analyse mit den in verschiedenen kleinen Schalen befindlichen Speisen vertraut zu machen, als einige der Wandschirme zurückgeschoben wurden und fünf junge Mädchen hereintrippelten, die sich mit vielen, vielen ehrerbietigen Verbeugungen näherten und sich schüchtern lächelnd neben uns niederliessen.

Es waren noch wirkliche Kinder, zählte doch die jüngste nur sechs und die älteste 15 Jahre. Aber alle betrugen sie sich wie erwachsene Dämchen; sie wussten gar schicklich das Nationalgetränk, den Sake, in ein winziges Schälchen zu giessen und dieses dann huldvoll zu kredenzen. Auch verstanden sie es schon, die kleine Tabakspfeife zu rauchen, die eigentümlicherweise nur soviel fasst, dass 4—5 Züge genügen, sie zu beenden. Zum Genusse des Sake war erstaunlicherweise nur ein kleines Näpfchen vorhanden, hatte man es geleert, so spülte man es in einem mit Wasser gefüllten Porzellangefässe ab, goss eigenhändig wieder Reiswein hinein und bot es seinem Nächsten dar. So kreiste es wieder und wieder, indessen zog ich den grünen Tee vor, der, ohne Zucker und Milch genossen, nach einiger Uebung trefflich mundete. Von den rohen Fischen und andern geheimnisvollen Speisen liessen wir lieber die Finger. Die Kimonos der fünf Mädchen bestanden aus prachtvollem Seidenkrepp, die Obis waren von feinstem Brokatstoff und hingen fast bis zum Boden herab. Die kleinen Füsschen steckten in weissen, bis über die Knöchel reichenden Socken aus Baumwolle. Das pechschwarze Haar war sorgfältig geglättet und kunstvoll aufgetürmt, indessen liess die erstaunliche Fülle vermuten, dass ein gut Teil fremdes Gut mit eingeflochten war. Durch bunte Schmetterlinge, Papiertroddeln und andere mit japanischem Geschick ausgeführte Zierate war das Haar verschwenderisch geschmückt, nur das jüngste der Mädchen hatte von alledem nichts, gebot ihr Alter doch noch das Beschneiden des Haares. In herrlichem Kranze lief es um das reizende Gesichtchen, und am Wirbel prangte eine talergrosse Tonsur. Schneeiges Reismehl hatte man stark, jedoch nicht im Uebermasse, zum Pudern von Gesicht und Hals verwandt, und auf die Lippen war in ihrem mittleren Teile grelles Rot aufgetragen.

Zwei ältere Geishas hatten sich mit ihren Lauten, den Shamisen, zu uns gesellt und begannen mit den elfenbeinernen Schlägern den Saiten höchst seltsame, eintönige Melodien zu entlocken, denen durchweg etwas Melancholisches anhaftete. Die niedlichste und jüngste der Maiko begann den

Tanz, der indessen nur in Armbewegungen und kunstvollem Manövrieren mit dem Faltfächer bestand. Die Knie sind dabei beständig gebeugt und die Füsse stehen in erschrecklichem Winkel nach einwärts gerichtet. Der Gang der Japanerin ist überhaupt kein anmutsvoller, er ist mehr ein Trippeln und Schlürfen, wobei die Füsse stets einwärts gerichtet sind. Es mag dies übrigens viel mit dem sonderbaren Schuhwerk zusammenhängen.

Nach den Tänzen wurden Spiele arrangiert, genau wie ich sie in der Jugendzeit gespielt, und es zeigte sich, dass weder mein Begleiter noch auch ich verlernt hatten, Kinder im wahren Sinne des Wortes wieder sein zu



Japan. — Das Aussetzen der Reispflanzen.

können. Der Verlierende hatte dem Sieger stets ein Schälchen Sake zu reichen. — Im Rechteck schlossen sich um einen kleinen Garten Zimmer an Zimmer an, aus vielen erschallte ähnliche Musik und Heiterkeit wie aus dem unsrigen. Gegen 11 Uhr brachen wir auf, reichten jedem der Mädchen die Hand und erhielten hierfür unzählige vertiefte Verbeugungen.

Vor vielen der kleinen Häuser hatten die Japaner hohe Bambusstangen aufgesteckt, und an ihnen flatterten bunt gemalte Papierfische, die oft eine Länge von 3—4 m erreichen mochten. Ueberall, wohin ich blickte, spielten sie im Winde über den Dächern und gestalteten das Bild lebhaft und bunt.

Seit etwa Anfang Mai feierte man das Fest der Knaben, und an jedem sonnigen Tage zog man vor denjenigen Wohnungen, in denen Knaben leben,

an hohen Bambusstangen bunte Papierfische auf. Die Anzahl der Fische bezieht sich nicht auf die der Knaben; dort, wo mehr als einer im Winde flatterte, haben Freunde und Bekannte als Gaben weitere Fische gespendet. Ein Japaner erkärte mir, dass der Fisch vielen Gefahren zu begegnen habe, trotzdem aber oft ein hohes Alter erreiche. Er soll darum den Knaben als Vorbild dienen, damit sie sich später einmal im Kampfe ums Dasein wacker halten mögen. — Beim Feste der Mädchen in den Monaten März und April ist es Sitte, dass die Familien, die sich eines Töchterleins erfreuen, grosse Teegesellschaften für Kinder geben.

Während der einstündigen Bahnfahrt nach Osaka sah ich die Landbevölkerung emsig mit dem Umpflügen der Felder und den Vorbereitungen zum Reisbau beschäftigt. Während die Männer nur eine kurze Jacke und ein strickartig gerolltes Lendentuch als Kleidung besassen, trugen die Mädchen und Frauen sonderbarerweise eng anschliessende blaue Hosen. Als allgemeine Kopfbedeckung diente ein schüsselförmiges Strohgeflecht, das mittels eines Reifens auf dem Kopfe ruhte.

Während alles das, was ich während meines kurzen Aufenthaltes in Japan sah, geeignet war, mich aufs höchste zu entzücken, wirkten die Schilderungen, die mir ansässige Europäer über die Japaner in geschäftlicher Hinsicht machten, einstimmig recht ernüchternd. Der japanische Geschäftsmann scheint gerade das Gegenteil von seinem chinesischen Berufsgenossen zu sein, dessen Verlässlichkeit, Konsequenz und ehrenhaften Sinn ich stets habe rühmen hören. Einem Japaner viel Vertrauen zu gewähren, ist tollkühn, und wenn man glaubt, einem mit tausend Beteuerungen gegebenen Versprechen Gewicht beilegen zu können, so ist man verkauft. Zeit ist für den Japaner kein Gegenstand, und da, wo es sich um pünktliche Ausführung grosser Aufträge und Einhaltung wichtiger Kontrakte handelt, entstehen dem europäischen Kaufmann hierdurch ungeahnte Schwierigkeiten, die man zu Hause nicht zu beurteilen vermag. Die englische Redewendung: „He does not care“ soll für den Japaner in jeder Hinsicht bezeichnend sein. Einen wirklich verlässlichen Kommis zu erhalten, soll überaus schwierig sein, und wenn man einen Lehrling tausendmal zurechtgewiesen hat, so erfolgt doch selten eine Besserung. Die grosse Höflichkeit des Japaners, die ihm freilich zur zweiten Natur geworden ist, soll wie ein Hohn der Abwickelung geschäftlicher Obliegenheiten gegenüber stehen. — Dass die seit Anfang 1899 in Kraft getretenen Zollsätze, die bei gewissen Spirituosen auf 250 Prozent erhöht worden sind, nicht dazu beitragen, den Beruf als Kaufmann beneidenswerter zu gestalten, liegt klar auf der Hand.

Mittlerweile hatten wir Osaka, die bedeutende Industriestadt, erreicht. Mit 506 000 Einwohnern ist sie nach der Hauptstadt Tokio die volkreichste Stadt Japans. An heissen Tagen pflegt man grosse Matten zum Schutze gegen die brennenden Sonnenstrahlen über den Strassen auszuziehen. Nach

allen Richtungen durchkreuzen zahlreiche Kanäle und natürliche Wasserläufe die Stadt, und die Hunderte von eigenartigen Sampans gestalten das Bild äusserst malerisch. Von erhöhten Plätzen konnte ich einen Wald von Schornsteinen in den äussersten Stadtteilen erspähen. Bei einem bedeutenden Konkurrenten der heimatlichen Industrie, einem Spielwaren-Grosshändler, sprach ich vor. Neue Ideen konnte ich in den Artikeln, die im allgemeinen in die Kategorie „billiges Zeug" rangierten, nicht entdecken, fast durchweg stellten sie nur Nachbildungen der Sonneberger Spielwaren dar. Auch in der Imitation von Nürnberger und Fürther Blechspielwaren



Osaka, Japan. — Dotom-bori-Strasse.

ist man ziemlich erfolgreich gewesen; nur in der Puppenbranche ist der japanische Geschmack unbeeinflusst geblieben. Was nun den Preis der Dinge anbetrifft, so werden wir nie gleiches erreichen können, wenigstens so lange die Bedürfnisse des japanischen Arbeiters und darum auch die Löhne so minimale sind. Obgleich japanische Spielwaren in grossen Quantitäten nach Europa exportiert werden, so sind sie doch nicht geeignet, erfolgreich mit den deutschen Erzeugnissen zu konkurrieren, um so weniger, als sie in der Hauptsache minderwertige Nachbildungen sind. Ich habe später in Tokio noch sehr hübsche Tiere und Vögel aus Wattestoff angetroffen, aber nirgends sind mir bessere Sachen aufgefallen, 50 Sen war wohl das teuerste, was man für einen Artikel bezahlte.

Ich beauftragte den Besitzer, eine Kiste aller Arten von Mustern zusammenzustellen und er versprach mit den vielen Japanern eigenen Zischlauten und einer Unzahl von „Rumpfbeugen", dass die Muster in drei Tagen in Kobe sein sollten. Als ich nach drei Wochen wieder in Kobe anlangte, war von den Mustern noch nichts zu sehen und man sagte mir, dass sie wohl auch im nächsten Monat noch nicht erscheinen würden. So hatte ich also selbst ein Beispiel japanischer Zuverlässigkeit.

Als Hauptsehenswürdigkeit von Osaka gilt unstreitig das alte Schloss, das der zu hoher Macht gelangte Feldherr Hideyoshi im Jahre 1583 als Hauptbollwerk seiner Herrschaft erbaute. Im Anfang des 17. Jahrhunderts wurde es von den zu weltlichen Herrschern Japans emporgestiegenen Shogunen der Tokugawa-Familie in Besitz genommen, und noch im Jahre 1868 empfing dort der letzte der Shogune die Gesandten der fremden Mächte. Noch heute imponieren die gewaltigen, unter einem leicht geneigten Winkel aufstrebenden Wälle, deren riesenhafte Granitblöcke durch keinen Mörtel zusammen gehalten werden, sondern nur durch die eigene Schwere die Festigkeit des Mauerwerkes bedingen.

In der Nähe der ausgedehnten Kasernen konnte ich sowohl den Uebungen der Artillerie, als auch dem Exerzieren der Infanterie für Augenblicke beiwohnen. Disziplin und Drill schienen nichts zu wünschen übrig zu lassen. Die Uniform gleicht bei Infanterie und Artillerie preussischem Schnitt, bei Kavallerie jedoch wesentlich französischem Muster. Aehnlich wie im deutschen Heere ist jedermann zu dienen verpflichtet, und zwar drei Jahre lang; nach Ablegung einer Prüfung kann man ebenso die Berechtigung zum Einjährig-Freiwilligendienst erreichen.

Von den zahlreichen Tempeln, die wir teils passierten — einmal ging es durch eine regelrechte Tempelstrasse — teils einer genaueren Besichtigung unterzogen, machte der von Tennoji den imposantesten Eindruck. Die Zahl der buntfarbig gekleideten Pilger, das Niederfallen auf die Erde und Berühren derselben mit der Stirne, das Händeklatschen, um die Aufmerksamkeit des Gottes herbeizurufen, das Ziehen an der mächtigen Glocke, das den Schutzheiligen des Tempels daran erinnern soll, die Toten ins Paradies zu geleiten, dies alles war gänzlich neu für mich. Eines Lächelns konnte ich mich nicht erwehren, als mich mein Führer auf einen gespaltenen, aber üppig weiter gedeihenden Bambus aufmerksam machte, an dem eine Unzahl weisser Bändchen flatterte. Hier verrichten die von unglücklicher Liebe gepeinigten Mädchen des Nachts oder zu früher Morgenstunde, wenn sie sich unbeobachtet glauben, ihre Gebete, um eine Verbindung mit dem Heissgeliebten zu erflehen.

Um vier Uhr verliess ich mit dem Zuge Osaka und langte eine halbe Stunde später in der alten Kaiserstadt Nara an, wo ich zum ersten Male mutterseelenallein unter Japanern weilte. Ich bemerkte bald, dass der Euro-

päer hier noch als ein ziemliches Unikum gilt, denn überall sah man neugierig von der Arbeit auf und die Kinder wiesen mit den Fingern unter grösster Heiterkeit auf mich. Im Gasthofe angelangt, empfingen mich etwa vier oder fünf kleine Musumes, die nach vielen ehrerbietigen Verbeugungen wetteiferten, mir über die Schuhe riesengrosse blaue Socken zu stülpen. Dann geleitete man mich in das Innere des geräumigen Puppenhauses und wies mir eines der niedlichen Zimmer an, das ich nach Wunsch durch Zurückschieben der Wandschirme um das Vierfache hätte grösser gestalten können. Aber wo sich nun hinsetzen, wo seine Kleider und den Hut anhängen, und besonders, wo war ein Tisch und gar ein Bett? Nach und nach bekam ich alles, aber wie lange dauerte es, bis ich durch Zeichen meine Wünsche ausgedrückt hatte. Ich glaube, das ganze Hotelpersonal hatte sich allmählich eingefunden, und ab und zu brach die ganze Gesellschaft in Kichern und Lachen aus, in das ich herzlich mit einstimmte.

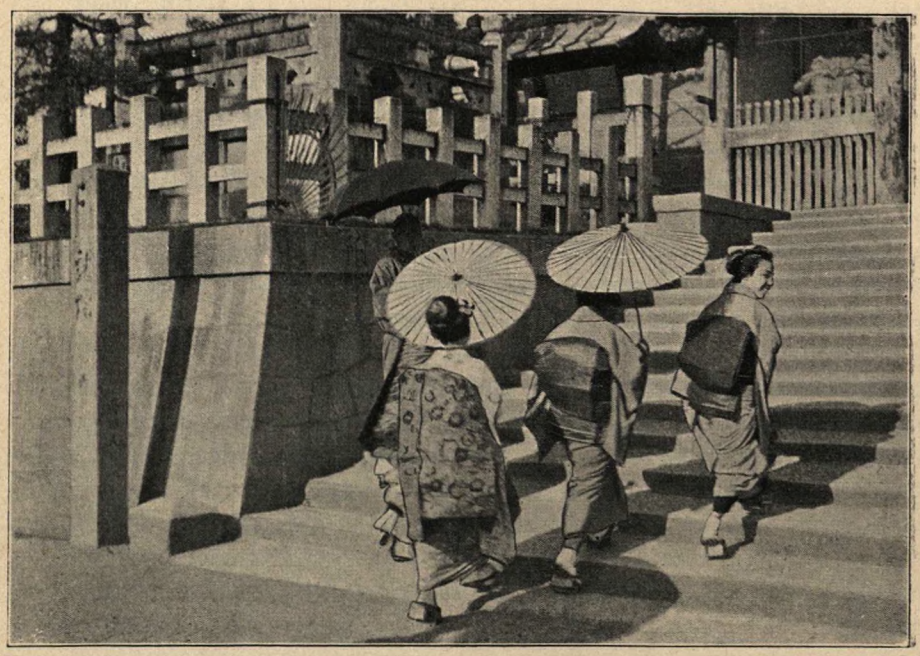
Nach echt japanischer Art war mein Bett in der Mitte des Zimmers am Boden zurecht gemacht, nur die „Makura", der kleine Holzklotz, den sich der Japaner unter das Genick schiebt, war durch ein hartes Strohkopfkissen ersetzt. Ein riesiges, an den vier Ecken des Zimmers mittels Schnüren befestigtes Mosquitonetz verhüllte mein Nachtlager.

Schon um sechs Uhr am folgenden Tage begann ich die Besichtigung der zahlreichen Tempel. Weisen die einzelnen Heiligtümer an und für sich nur wenig bemerkenswerte Kunstwerke auf, so ist doch ihre Anlage in einem riesigen Parke mit gut gehaltenen Wegen, bemoosten Treppengängen, schattigen Alleen finsterer Zedern und frischen Ahornwaldungen vielleicht in ganz Japan von unerreichter Schönheit. Nicht der Tempel, sondern der Natur halber ist es ein Genuss, hierher seine Schritte zu lenken, in den hehren Hallen der tiefgrünen Kryptomerien die würzige Frühlingsluft zu atmen und sich an dem saftigen Grün der Laubbäume und dem blendenden Rot der Azaleenbüsche zu erfreuen. Rehe grasen auf den Weideflächen und kommen ohne Scheu herbei, um das ihnen dargebotene Backwerk in Empfang zu nehmen, Reihen von alten, hoch ragenden Steinlaternen, meistens Opfergaben darstellend, flankieren die schattige Allee. Priester in langen wallenden Gewändern sitzen an den Eingangspforten über Bücher gebeugt oder verrichten den Frühgottesdienst. In einem der Tempel führten drei junge Mädchen für wenig Geld den alt hergebrachten religiösen Tanz Kagura unter sonderbarer gesanglicher Begleitung eines Priesters auf.

Nara darf sich auch des grössten Daibutsu Japans rühmen. Es ist dies eine bronzene Riesenfigur Buddhas, die sich in einer immensen Tempelhalle von 156 Fuss Höhe befindet. Der ursprüngliche Daibutsu war auf die Anregung des Mikado hin etwa im Jahre 750 errichtet worden, wurde jedoch mehrmals durch Feuer und in Bürgerkriegen zerstört. Die jetzige Figur datiert vom Anfange des 18. Jahrhunderts und misst nicht weniger als

53 Fuss in Höhe. Sie ist aus einzelnen Bronzeplatten gefertigt und man hat Anzeichen gefunden, dass sie ehemals vergoldet gewesen ist.

Kurz nach 10 Uhr führte mich der Zug durch eine reiche Gegend von Reisfeldern und Teeplantagen nach Kioto, wo ich um die Mittagszeit anlangte. So hatte ich denn den Platz erreicht, wo bis vor wenigen Jahrzehnten die unnahbaren göttlichen Mikados gelebt, nicht ihres Ansehens, aber ihrer Macht völlig beraubt. Denn obgleich die zu höchster Gewalt emporgestiegenen Adelsfamilien den Mikado als von der Sonne abstammen-



Kioto. — Japanische Tänzerinnen auf der Flucht vor meiner Kamera.
(Aufnahme des Verfassers.)

den Herrscher göttlich verehrten, so hatten sie gleichzeitig verstanden, die weltliche Herrschaft Japans an sich zu reissen. Nach einem vielhundertjährigen Schlummer ist endlich im Jahre 1868 der Mikado erwacht und hat mit kräftigem Arme die goldenen Fesseln abgestreift, mit denen sein Geschlecht in einem prunkvollen Palaste gefangen gehalten wurde. Wie es dieser Herrscher im Verein mit seinen klugen Ministern verstanden hat, innerhalb 30 Jahren ein Regime nach europäischem Muster einzuführen und mit Erfolg zu handhaben, wie ferner in dieser kurzen Spanne Zeit Wissenschaft und Technik des Abendlandes festen Fuss zu fassen wussten, das alles muss einen billig denkenden Menschen mit Staunen erfüllen und ihn

veranlassen, die sich bemerkbar machenden Mängel und Missstände gelinder zu beurteilen.

Der von einer Mauer umschlossene Mikado-Palast mit seiner Unzahl von Gebäuden, die eine immense Bodenfläche bedecken, ist nur auf besondere Gesuchsbewilligung von Tokio dem Besucher geöffnet, indes soll die Einrichtung nicht wesentlich die einzelner den bedeutendsten Tempeln angeschlossener Prunkzimmer übertreffen. Grosse Prachtentfaltung in unserm Sinne kennt der Japaner nicht. Kakemonos (Gemälde auf papierner oder seidener Bildfläche in schlanker Rechteckform und schmaler Umrahmung aus klein gemustertem Buntpapier oder kostbaren Seidengeweben), Malereien an den verschiebbaren Wandschirmen und an den Decken, ausserdem die sogenannten Ramma, kunstvoll geschnitzte Fülltafeln zwischen den Wandschirmen und der Decke, umfassen in der Hauptsache die Ausschmückung eines Zimmers.

Was die Tempel selbst anbetrifft, so ist in den beiden Hauptgebäuden, aus denen sich ein Heiligtum regelmässig zusammensetzt, die Verschwendung von Vergoldung, Lackarbeiten, Metallbeschlägen, Schnitzereien und Gemälden eine ausserordentliche, niemals kam mir indessen eine der grossen, oft über 400 Matten messenden Tempelhallen überfüllt vor; Harmonie waltete überall, nicht allein in den Grössenverhältnissen, sondern auch wesentlich in der Farbenentfaltung. Die reich vergoldeten Altäre mit der edeln Buddhastatue sind von wunderbarer Ausführung, und die Lackwerke sind charakteristisch für saubere japanische Arbeit. Die kunstvollen Schnitzwerke der Ramma, die mit seltenem Geschick ziselierten Metallbeschläge der Tore und anderer Zimmerteile, die Reihen stolzer Säulen aus Zedernholz und endlich das komplizierte, aber wirkungsvolle Balkengefüge der Dachstützen erregen in jedem Tempel von neuem das Erstaunen des Besuchers. Nur in den Heiligtümern bietet sich ein vollendetes Bild japanischen Kunstsinns und japanischen Geschicks.

Chion-in gewinnt noch besonders durch seine malerische Lage in dichtem Grün am Bergabhange, mit reizvoller Aussicht auf die Stadt, und einen niedlichen Tempelgarten voll kleiner Seen und Brücken, Steinlaternen und Felseninseln in schönen Rasenflächen, von denen sich das Orangerot der blütenübersäten Azaleenbäume besonders wirkungsvoll abhebt. — Der Nishi Hongwanji-Tempel ist durch die Zahl und die Kunstschätze seiner Staatszimmer berühmt, ausserdem durch die kostbaren Schnitzwerke seiner Tore. In ihm wohnte ich einem Gottesdienste bei. In wallender Amtskleidung mit grünem Ueberwurfe und kahl geschorenem Kopfe knieten wohl 12—15 Priester unter feierlichen Gesängen um den grossen Goldaltar. In der weiten Halle, durch ein Holzgitter abgetrennt vom Altar, lagen kniend mit demutsvoll gesenkten Häuptern fromme Japaner, leise vor sich hinmurmelnd oder ab und zu in die Hände klatschend.

Der Higashi Hongwanji-Tempel, der erst im Jahre 1895 vollendet wurde, bietet am besten Gelegenheit, sich ein Bild zu machen, wie solche Tempel erscheinen, wenn der Zahn der Zeit noch nicht an ihnen genagt hat. Die edle Pracht des Innern, besonders die blendende Vergoldung der Säulen und des Altars, ist um so wirkungsvoller, als das Aeussere des Tempels nichts weiter bietet als riesige Dimensionen. Beträgt doch die Länge des Bauwerks 69 m, die Tiefe 58½ m, die Höhe 38 m, die Zahl der grossen Säulen 96 und die der Dachziegel 175 967! Es ist vielleicht interessant, zu erwähnen, in welcher Weise die Mittel zur Errichtung eines solchen Riesengebäudes beschafft wurden. Ueber 2 Millionen Mark wurden allein von den umliegenden Distrikten gespendet. Am erstaunlichsten ist aber, dass alle die mächtigen Balken an Seilen herbeigeschafft wurden, die aus dem Haar der Frauen vom Lande geflochten waren. Die seltsamen Seile werden sorgsam bewahrt, um stets ein Zeugnis abzugeben von dem frommen und aufopfernden Sinne der Landbevölkerung.

Eines der seltsamsten Heiligtümer in Kioto ist der Tempel, der 33 333 Statuen von Kwannon, der Göttin der Barmherzigkeit, aufweist. Stufe über Stufe erheben sich in dem schmucklosen Gebäude in langen, wohlgeordneten Reihen die reich vergoldeten Bildnisse der mit elf Gesichtern ausgestatteten tausendhändigen Kwannon, im ganzen 1000 an der Zahl. Durch Einrechnen der kleinen Götzenfiguren auf den Köpfen und in den Händen der 5 Fuss hohen Statuen ergibt sich die Gesamtzahl von 33 333. Es ist beachtenswert, dass keine der eine und dieselbe Gottheit verkörpernden Figuren denselben Gesichtsausdruck besitzt oder in der Gestaltung der Hände oder dessen, was von letzteren als Symbol irgendwelcher Art emporgehalten wird, einer andern ähnelt.

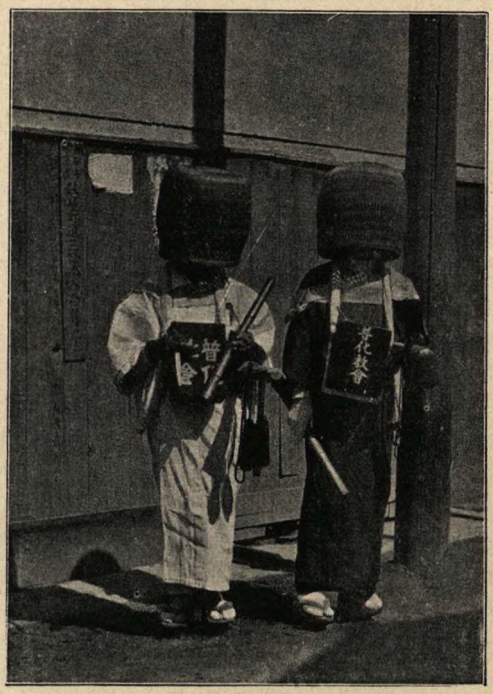
Wenn auch durch ungünstiges Wetter arg beeinträchtigt, so war doch ein Ausflug nach den Stromschnellen des Katsuragawa eine erfrischende Abwechslung nach dem ermüdenden Umherwandern in den zahlreichen Tempelbauten. Um nach Yamamoto, dem Orte, wo man das Boot zum Befahren der Schnellen besteigt, zu gelangen, bedurfte es für mich und meinen Führer je einer Ricksha mit zwei Kulis. Lange währte es, bis wir die weit sich ausbreitende Stadt hinter uns hatten. Die Wege befanden sich infolge des andauernden Regens in einem schauerlichen Zustande. Aber vorwärts ging es in gestrecktem Galopp, umgekehrt durfte nicht werden. Ich glaube, die sehnigen Burschen fühlten sich am Ende weniger ermattet als ich.

Trotz langer Auseinandersetzung gelang es den Bootsleuten von Yamamoto nicht, mich zu überzeugen, dass das ungünstige Wetter eine Erhöhung des tarifmässigen Preises nötig mache. Die mit einem dichten Strohpanzer bekleideten Gesellen sahen endlich ein, dass ich mich nicht übers Ohr hauen liess und schickten sich an, das grosse ,aus starken Brettern gebaute Boot flott zu machen, während unsere Kulis die Räder der Rickshas abnahmen

und beide Teile in den Kahn brachten, so zwar, dass wir in Ermangelung irgendwelcher Bänke die Rickshas als Sitzgelegenheit benutzen konnten. Die Bootsleute, vier an der Zahl, waren mit langen Bambusstäben bewaffnet, mit denen sie den Kahn vom Lande abstiessen. Langsam ging es zunächst stromabwärts, bis wir endlich die erste Stromschnelle erreichten, um nun, von den schäumenden Strudeln erfasst, eilig dahinzuschiessen. Der Boden des Kahnes war aus sehr dünnem, elastischem Holz gezimmert, das sich stetig hob und senkte, je nachdem es die Steine des Flussbettes knarrend berührte oder in tieferem Fahrwasser dahinglitt. Wunderbar war die Geschicklichkeit der Leute, wie sie den grossen Kahn durch die engsten Passagen leiteten und den beständigen Windungen des Flusses zu folgen wussten. Zwischen hohen, bis zum Wassersaume dicht bewaldeten Bergen fuhren wir dahin; überall, wo ein Felsblock aus dem vielfarbigen Grün hervorragte, da prangte auch in leuchtender Pracht ein Riesenstrauss von rosa und rot-gelben Azaleen. Es war eine Lust, von den Strudeln der zahlreichen Stromschnellen ergriffen zu werden und in sausender Eile dahinzutreiben zwischen Felsgruppen phantastischer Formen, über Klippen und Hindernisse schaurigster Art. Einmal trafen wir eine Anzahl von mit Japanern dicht besetzten Booten, die an Seilen von Kulis mühsam stromaufwärts gezogen wurden und die wohl die 3- oder 4-fache Zeit zur Zurücklegung desselben Weges in Anspruch nahmen. Gegen 1 Uhr hatten wir Arashi-yama, den Endpunkt unserer Fahrt erreicht. Der Katsura beginnt hier sich zu weitern und in die Ebene auszutreten. Unweit des Ufers erheben sich mehrere schmucke Teehäuser; in eines derselben traten wir ein, um unser Mittagsmahl einzunehmen. Mein Führer speiste nach japanischer Art im Nebengemach, und staunend beobachtete ich, mit welcher Geschicklichkeit er vermittelst der schmalen Essstäbchen die kleinen Bissen ungekochten Fisches oder roher Gurken, zusammen mit Reis und einer grossen Anzahl anderer Dinge, zum Munde führte. Die Kulis leisteten Wunderbares in der Vertilgung von enormen Mengen gekochten Reises.

Kioto hat nicht nur Berühmtheit als tausendjähriger Sitz der Mikados, sondern auch als Industriestadt, besonders auf dem Gebiete der Kunstgewerbe. Was sah ich nicht für herrliche Sachen in den kleinen Werkstätten der Cloisonné- und Metallarbeiter, bei den Seidenwebern und Seidenstickern, auf dem Gebiete der Porzellan- und der Lackmanufaktur! Die wunderbare Harmonie in den Farbentönen, die Eleganz der Linien und Formen, aber auch die erschrecklich hohen Preise erregten mein Staunen. Kleine Vasen, Bronzearbeiten mit Gold- und Silbereinlagen, bestickte Wandschirme oder Decken und Tischläufer zu 200 bis 300 und mehr Yen waren nichts Seltenes, ja für manche Kunstwerke forderte man sogar viele Tausende. Ein prächtiger Stehschirm mit den herrlichsten Chrysanthemumblüten in feinster Seide war für die Pariser Ausstellung bestimmt.

Ueberall wurde man auf das zuvorkommendste herumgeführt, man durfte stundenlang verweilen, und auch ohne jegliche Einkäufe gemacht zu haben, wurde man mit derselben Liebenswürdigkeit zur Tür geleitet. Bei den Cloisonné-Waren zeigte man mir an kleinen Mustern die zwölf verschiedenen Stufen, die bis zur Fertigstellung zu erklimmen sind. Zunächst wird auf die kupferne Form mit Tusche die Zeichnung aufgemalt und dann auf die so erhaltenen Umrisse ein feiner Silberdraht aufgeklebt. Alsdann beginnt das Auftragen der Emaille, erst in einem gleichfarbigen Grundton,



Buddhistische Bettelmönche in Kioto.
(Aufnahme des Verfassers.)

später, nach dem Brennen, in verschiedenen Farben. Nach jedesmaligem Auftragen einer Farbschicht erfolgt ein neues Brennen, bis endlich die Emaille die Höhe des Silberdrahtes überschritten und letzteren gänzlich überdeckt hat. Durch Abreiben mit einem Stein entsteht dann die herrlich glänzende Fläche, auf der der Silberdraht als feine Umrahmung der Farben erscheint. Grosse Vasen von ½—2 m Höhe und reichen Malereien nehmen viele Monate bis zu ihrer Fertigstellung in Anspruch, obgleich ständig mehr als zwei Hände dabei tätig sind.

Bei demselben Rundgange erregte eine originelle Prozession meine Heiterkeit: Voran schritten uniformierte Musikanten, dann folgten etwa zehn

Kulis, die auf dem Rücken riesengrosse Bierflaschen von weit über 2 m Höhe schleppten. So wollte eine neu gegründete japanische Bierbrauerei die Augen der Oeffentlichkeit auf sich lenken. Ebenso erinnere ich mich, sowohl in Nagasaki, als auch in Moji hoch oben an Bergeshängen in weissen Lettern Anpreisungen für Zigaretten und Mineralwasser gelesen zu haben. In der Nähe der Hauptstationen werden die Bahnlinien von Reklamen aller Art flankiert. In solchen und ähnlichen Nachäffungen abendländischer Unsitten scheinen sich die Neujapaner besonders hervorzutun.

Am 4. Juni verliess ich die alte Mikadostadt und fuhr, mit kurzem Aufenthalt in Otsu, nach Yokohama. Die Fahrpreise sind bei den bequem eingerichteten Wagen und der Schnelligkeit überaus mässige; so bezahlte ich für die etwa 500 Kilometer messende Strecke Kioto—Yokohama rund 22 Mk. in 1. Klasse; meine beiden schweren Koffer wurden frei befördert. Ich erhielt als Bescheinigung für diese zwei Blechmarken ausgehändigt, deren Nummern mit den an den Koffern befestigten Marken übereinstimmten, ein von den Amerikanern entliehenes System. Fast auf jeder grösseren Station wurden die Bahnwagen sorgfältig ausgefegt. Ueberall war frisches Trinkwasser zu haben, und für die Summe von 6 Pfg. erhielt man in einem kleinen tönernen Hängekessel genug Tee, um sich damit zu ersäufen. Behälter wie Trinkschale waren in den Preis eingerechnet. Reis und andere Speisen wurden unter betäubendem Ausschreien in sauberen Holzkästchen feilgeboten, wie überhaupt der Japaner dergleichen Aufmachungen vortrefflich zu arrangieren versteht. An Stelle des Bindfadens benutzt er meist zusammengerolltes Papier von grosser Dauerhaftigkeit.

Wir hatten gerade die östlich von Gotemba sich hinziehenden Bergketten in verschiedenen langen Tunnels durchschnitten, als ich beim Zurückblicken den Wolkenschleier sich zerteilen und den prächtig aus der Ebene emporsteigenden Schneegipfel des Fujiyama hinter den waldigen Höhen himmelwärts streben sah. Die Morgensonne beleuchtete in magischem Glanze das entzückende Bild, und scharf hoben sich die strahlenförmig vom abgeplatteten Gipfel abwärts laufenden Rillen und Eintiefungen ab. Jetzt konnte ich allerdings begreifen, wie die phantasiereichen Japaner dem erhabenen Kegel, der sich zu solcher Riesenhöhe emportürmt, göttliche Verehrung zu zollen geneigt sind. Alljährlich pilgern Scharen frommer Japaner in der Zeit von Mitte Juli bis Mitte September zu dem 3780 Meter hohen Gipfel empor, um dort von den Priestern kleine Heiligenbilder zu erwerben und dem Berge ihre Verehrung darzubringen. — Die letzte Eruption des Fuji-no-yama fand im Winter der Jahre 1707 und 1708 statt und muss furchtbare Verheerungen angerichtet haben. Der Legende nach soll der Fuji bei einem Erdbeben noch vor Beginn unserer Zeitrechnung aus dem Boden emporgewachsen sein, während sich zu gleicher Zeit die Fläche des heutigen Biwasees einsenkte. Sowohl für den Dichter, als für den Maler und Kunst-

handwerker ist der heilige Berg von jeher ein beliebter Gegenstand der Verherrlichung gewesen.

In Yokohama fand ich seit Colombo zum ersten Male wieder einen Gasthof allerersten Ranges vor. Für den von Westen kommenden Reisenden, der sich mit japanischem Leben schon etwas vertraut gemacht hat,



Eine japanische Schönheit.

ist es indessen zwecklos, in Yokohama einen längeren Aufenthalt zu nehmen. Besondere Sehenswürdigkeiten weist die Stadt nicht auf, und das grosse Eingeborenenviertel gleicht Kioto oder Osaka auf ein Haar.

Die Europäersiedelung macht einen ebenso eleganten als geschäftigen Eindruck, malerisch liegen die Privatwohnungen in dem Grün des hügeligen Bluff verstreut. Ich besuchte unsere wenigen Geschäftsfreunde und erhielt

neben der entmutigenden Mitteilung, dass Sonneberger Spielwaren kaum je eine grössere Verbreitung auf dem Weihnachtsmarkt erlangen würden, die schmeichelhafte Versicherung, dass die Verpackung deutscher Waren von keinem Lande übertroffen würde.

Der Besuch einer Werkstätte kunstvoller Lackarbeiten machte mich wenig klüger als vorher. Wahrscheinlich wollte mich der höfliche Meister nicht in die Geheimnisse seines Handwerks einweihen. Der aus einem Baumsafte gewonnene Lack muss vielmals aufgetragen werden und die verschiedenen Schichten dürfen nur ganz allmählich trocknen. Das Polieren vermittelst eines Lappens und der blossen Hand soll bedeutende Zeit in Anspruch nehmen.

Die Geschichte von Yokohama datiert kaum ein halbes Jahrhundert zurück, denn als im Jahre 1854 der amerikanische Admiral Perry vor Anker ging, war Yokohama weiter nichts als ein unbedeutendes Fischerdorf. Seine heutige Wichtigkeit als Handelsplatz ist lediglich dem Fleiss und der Tatkraft der Europäer zu verdanken, deren Zahl gegenwärtig 2042 beträgt.

XII. KAPITEL.

Tokio, die heutige Hauptstadt des japanischen Inselreiches, liegt kaum 30 km von Yokohama entfernt am flachen Nordufer der seichten Bai gleichen Namens. Vor dem Jahre 1590, als der grosse Shogun Jeyasu die Stadt zu seiner Residenz erwählte, war das alte Yedo weiter nichts als eine unbedeutende Festung, um die sich einige verstreute Dörfer lagerten. Trotz verheerender Feuersbrünste, Epidemien, Erdbeben und Taifune wuchs die Stadt rasch empor und übertraf Kioto bald an Grösse und Bedeutung. Heute breitet sich Tokio (d. h. die „östliche Hauptstadt", welche Bezeichnung erst seit 1868 gebräuchlich ist) über einen Raum von etwa 260 Quadratkilometer aus und seine Bevölkerung wird auf 1 339 000 geschätzt. Nach dem Sturze der Shogune besuchte der Mikado im November des Jahres 1868 die Stadt zum ersten Male und am 26. März 1869 wurde sie als Sitz der neuen Regierung erklärt. Seitdem sind grosse Veränderungen vor sich gegangen. Stattliche Regierungsgebäude in europäischem Stile sind emporgewachsen, der bisher gebräuchliche Kago, der Tragstuhl, verschwand von der Bildfläche, Jinrikisha und Pferdebahn traten an seine Stelle. Die Zahl der Rickshas betrug bei meinem Dortsein 38 728, die der Kulis 48 465. Das Waffentragen wurde verboten, europäische Haartracht hielt bei dem männlichen Geschlechte ihren Einzug und auch dem Kimono wurde in Amtskreisen der Laufpass gegeben. Schon 1872 war die Eisenbahn mit Yokohama fertig gestellt, 1885 bildete sich die erste Elektrizitäts-Gesellschaft, 1890 erfreute sich die Stadt eines weit verzweigten Telephonnetzes. Drei bedeutende Ausstellungen wurden bereits abgehalten, es wurden Schulen gegründet und selbst eine Universität eröffnet.

Und bei alledem erschien mir Tokio doch nur als ein riesenhaftes Dorf, das seinem Aeusseren nach nicht den Anspruch machen darf, sich mit dem stolzen Namen Metropole zu schmücken. Sind doch die Holzhäuser des Volkes alle von solcher Kleinheit und Gleichheit und drängen sich so dicht nebeneinander, dass sie trotz der in ihnen herrschenden Geschäftigkeit nicht an eine Stadt erinnern. Die hohen und unmässig dicken Telegraphenstangen,

die sich ohne grosse Zwischenstände in den Hauptstrassen hinziehen und oft bis zu 300 Drähte tragen, verunschönen, wie in allen japanischen Plätzen, das Strassenbild im höchsten Grade. Mein erster Besuch galt dem von ehrwürdigen Kryptomerien überschatteten Shibapark, um hier die zahlreichen Bauten der berühmten Shibatempel in Augenschein zu nehmen. Diese Heiligtümer, welche zum Teile auch die Gräber von sechs Shogunen der Tokugawadynastie enthalten, schliessen sich direkt an die unvergleichlichen Bauten zu Nikko an. Das Grabmal des zweiten Shoguns, Hidetada, der im Jahre 1632 starb, ist mit seinem vergoldeten Lack und den kostbaren Einlagen von Emaille und Kristallen in seiner Art das erhabenste Kunstwerk der Welt.

Unweit der grossen Tempelanlagen erhebt sich Maruyama, ein anmutiger Hügel, von dessen schattigem Gipfel sich eine unbegrenzte Aussicht auf das Häusermeer von Tokio und auf die blaue Meeresbucht darbietet. Die stark befestigten kleinen Inseln weit draussen in der Bai konnte ich deutlich erkennen. Nur kleine Fischerboote belebten das riesige Wasserbecken; grössere Dampfer legen bekanntlich nur in Yokohama, dem tatsächlichen Vorhafen von Tokio, an.

Reizende kleine Teehäuschen schmücken das idyllische Plätzchen und nur zu gerne leistet man dem liebenswürdigen Drängen der Teemädchen Folge und setzt sich nieder auf die weichen Kissen, um unter dem ständigen Geplapper und Kichern der zierlichen Musumes ein Schälchen des grünen Tees nach dem andern zu schlürfen. Diese Teehäuschen rauben einem wenig Geld, aber viel, sehr viel Zeit, weil man sich nur zu gerne verleiten lässt, an jedem derselben Halt zu machen.

Bald darauf sollte ich ein Teehaus allerersten Ranges kennen lernen. Durch eine reizende Gegend, an stillen Weihern vorüber, in denen Lotosblumen und Iris prangten, hie und da auf parkartigen Wegen kleine Heiligtümer und steinerne Götzenfiguren passierend, gelangte ich zu dem grossen japanischen Vergnügungslokale. Wieder gruppierten sich die schmucken Holzgebäude um einen spielerisch angelegten Garten voller Wasserbecken, Felseninselchen, zwerghafter Bäumchen, blühender Azaleenbüsche in reizvoller Regellosigkeit. Die mit weichen Matten ausgelegten und durch viele wertvolle Kakemonos und Rammas geschmückten Säle waren zwar niedrig, aber für japanische Verhältnisse von immenser Ausdehnung. Ein kaum erwachsenes Mädchen brachte mir mit zierlicher Verbeugung auf hübschem Lackbrettchen Tee und allerlei Zuckergebäck und vergass auch nicht, das glühende Kohlenbecken zur Entzündung der kleinen Pfeife vor mich hinzuschieben. Verstohlen beobachtete ich dann einen Tanzunterricht, den ehemalige Primadonnas unerfahrenen Mädchen erteilten.

In den grossen Sälen der Teehäuser halten die Japaner Gastmähler ab, oder sie erfreuen sich dort an den Aufführungen kostbar gekleideter Tän-

zerinnen. Solche Vergnügungen erfordern indessen Ausgaben, die einem Europäer unbegreiflich erscheinen.

Schon in Yokohama hatte man mir geraten, dem Auftreten japanischer Ringkämpfer beizuwohnen. Ich hatte es gerade glücklich getroffen, denn der Tag meiner Ankunft war der letzte der zehn, an denen die nur zweimal im Jahre stattfindenden Ringkämpfe vor sich gingen. Eine Menge bunter Fahnen, in der Form eines lang gestreckten Rechtecks, kündete die Nähe der riesigen, aus leichtem Bretterwerk provisorisch errichteten Halle an. Mein Führer belehrte mich, dass jede dieser Fahnen einem der etwa 300 zählenden



Tokio. — Die Fahnen der Ringkämpfer.
(Aufnahme des Verfassers.)

Ringkämpfer gesetzt ist, für den sich gerade ein oder mehrere Zuschauer eingenommen fühlen. — Bei meinem Eintritt waren die im Rechteck amphitheatralisch aufsteigenden Sitzreihen bereits voll besetzt. Die Zahl der Zuschauer mochte nach Tausenden zählen, und das Bild gewann an Lebhaftigkeit durch die von Männlein und Weiblein in ständiger Tätigkeit gehaltenen Fächer. Der Kampfplatz befand sich erhöht in der Mitte der Halle und wurde durch eine von Strohseilen begrenzte kreisförmige Sandfläche dargestellt. An den vier Eckpfeilern sass mit untergeschlagenen Beinen je ein Kampfrichter, während der entscheidende Richter in der Tracht der alten Daimios innerhalb des Kreises in besonders gewichtiger Pose und mit dem richterlichen Fächer bewaffnet dem Zweikampfe aufmerksam folgte. Die Ringkämpfer, die eine besondere Klasse bilden und gleich fahrenden Sängern

im Lande umherziehen, um ihre Künste zu zeigen, sind wahre Riesen. Ihr hoher Wuchs und ihre Muskulatur überraschen um so mehr, als der Japaner im allgemeinen eher klein und schmächtig ist. Die nackten Körper, die nur um die Hüften eine kleine Schürze tragen, strotzen vor Fett und erinnern lebhaft an die kuriosen Riesendamen auf den Vogelschiessen der Heimat. Innerhalb der 1½ Stunden meines Dortseins fanden etwa 10 Kämpfe statt, von denen indessen das eigentliche Ringen kaum 15 Minuten in Anspruch nahm.

Während des Nachmittags durchstreifte ich die Tempelhöfe von Asakusa Kwannon und den daranstossenden öffentlichen Park, in welchem sich ein lärmendes Jahrmarktstreiben täglich abspielt. Selten habe ich Gottesverehrung und ausgelassenes Feiertagsgetriebe inniger verschmolzen gefunden als in Asakusa. Hier lässt sich das japanische Volk in seiner ganzen Eigenart beobachten, und die Fülle der interessanten Szenen ist unbeschreiblich.

Die Rückfahrt führte an den imposanten Gebäuden einiger Banken und an den die Palastwohnungen des Mikado umschliessenden Steinwällen entlang. Eintritt in die kaiserlichen Wohnungen ist nur schwer zu erlangen, dagegen mag Erwähnung finden, dass Berliner Architekten die Erbauer sind und auch die Möbel von Deutschland bezogen wurden.

Eine einstündige Rickshafahrt brachte mich am Abend nach dem bekannten Yoshiwara, dem Bezirke der Prostituierten. Die Strassen gleichen denen von Asakusa, nur bietet das fröhliche Treiben und Drängen bei dem Lichte Tausender von grossen Papierlaternen ein weit anziehenderes Schauspiel. Am interessantesten erschienen mir die Verkaufsbuden von zwei- und dreigeschwänzten Goldfischen und kleinen mit dunkeln Netzen überzogenen Käfigen, in denen Schwärme von blitzenden Leuchtkäfern umherflogen. In prächtige Gewänder gekleidet, sitzen die meist jugendlichen Mädchen in einem schön ausgestatteten Gemache in langer Reihe auf weichen Kissen, jedes nur von dem einen Gedanken beseelt, dass die mit allen Schikanen weiblicher Gefallsucht erzeugten künstlichen Reize das Auge eines Vorübergehenden fesseln möchten. Man könnte die Strassen mit grossen Menagerien vergleichen, in denen aber die zur Schau gestellten Tiere zur edelsten Familie irdischer Geschöpfe, zur Familie der Menschen, gehören. Ein Haus gleicht dem andern, ich passierte viele Dutzende. Alle sind sie hohen Steuerabgaben unterworfen, stehen aber unter besonderer staatlicher Aufsicht. Fast jeder Platz von einiger Bedeutung hat in Japan einen solchen Distrikt. Der Name Yoshiwara ist dafür im ganzen Lande gebräuchlich.

Der zweite Tag meines Aufenthaltes wurde leider durch heftige Regenschauer stark getrübt. Fusstief wateten die Rickshakulis im Schmutze, und die Bewohner hatten ihre Holzschuhe mit den höchsten Stelzen hervorgeholt. Das Gewirre von Schirmen aus geöltem Papier erzeugte oft fesselnde

Schauspiele. Leider musste ich bemerken, dass auch hier europäisches Fabrikat mehr und mehr Verbreitung findet.

Während der Fahrt nach den Gräbern der 47 Ronins begegnete ich einem Leichenbegängnis. Träger mit duftenden Blumensträussen eröffneten den feierlichen Zug. Es folgten in Rickshas die Angehörigen der Familie und dann nach weiteren Blumen erschien der aus rohem Holze schön geschnitzte Sarg, der eher einer geschlosenen Sänfte glich. Dicht voran schritt ein Japaner mit einem kleinen Kasten, in welchem der Name des Ver-



Eine Szene aus dem Yoshiwara in Tokio.

storbenen enthalten war. Zahlreiche Freunde der Leidtragenden beschlossen den Zug.

Die Geschichte der 47 Ronins, zu deren Gräbern ich an diesem regnerischen Morgen pilgerte, ist für den Japaner etwa das, was die Erzählungen von den Heldentaten eines Roland für den Deutschen sind. Die geschichtliche Wahrheit ist nach und nach mit einem Sagen- und Legendenkreise umwoben worden, der sich von Geschlecht zu Geschlecht überliefert und die Episode auf immer zu einem Nationaleigentum des Volkes machen wird:

Im April des Jahres 1701 war Asano, Fürst von Ako, am Hofe des Shoguns zu Yedo von einem andern Höfling Kira beleidigt worden. In

seinem Zorne vergass sich der wackere Asano dermassen, dass er dem Spötter einen Schwertstreich ins Antlitz versetzte. Der Umstand, dass eine solche Tat innerhalb des fürstlichen Palastes stattgefunden hatte, machte Asano schwer strafbar. Indessen wollte man ihm die einem Edelmanne geziemende Strafe nicht vorenthalten; er durfte das Harakiri an sich vollziehen, das heisst, er durfte sich mit eigener Hand den Leib aufschlitzen. Dieses geschah noch am selben Tage, während das Schloss des Unglücklichen eingezogen und die Familie als erloschen erklärt wurde. Seine Getreuen blieben ohne Herrn und Heim, sie waren zu „Ronins" geworden. — Rache zu nehmen, war durch das Gesetz verboten, durch die Sitte und die Ehrbegriffe aber geboten, der älteste Anhänger des toten Daimio beschloss deshalb, seinen Herrn zu rächen. Mit 46 der vertrauenswürdigsten Genossen beriet er, wie ein Eindringen in die Burg des Kira und dessen Tod ermöglicht werden könnte. Man zerstreute sich über das Land, um jeglichen Verdacht zu verwischen und genaue Erkundigungen über die Zugänge zu Kiras Schlosse einzuholen. Fast zwei Jahre liess man so verstreichen. Plötzlich in einer stürmischen Winternacht am 30. Januar 1793 erzwangen die Tapferen den Eingang zu Kiras Besitzung und zogen den hasenfüssigen Schwächling hinter einem Berge von Feuerholz hervor. Oishi Kuranosuke, der Führer der Ronins, forderte den Kira auf, das Harakiri zu vollziehen und so wenigstens seine Ehre zu retten. Der Feigling besass indessen nicht den Mut zu solcher Tat und musste darum unter den Streichen Oishis fallen. Hierauf wanderten die 47 Getreuen unter den Lobpreisungen der Menge zum Tempel Sengakuji und legten dort das Haupt des Spötters an dem Grabe des geliebten Herrn nieder. Die Aburteilung, der sie sich alsdann freiwillig unterzogen, lautete in Anerkennung ihrer Treue auf Vollstreckung des Harakiri. In der Nähe des Grabes des gerächten Asano fanden auch die Reste der 47 Ronins Ruhe, welche bis zum heutigen Tage begeisterte Bewunderung erfahren.

Japans Reichtum an herrlichen Blumen und Blüten und die grossen Feste, welche das Volk zur Verherrlichung derselben feiert, sind in aller Welt bekannt. Im Frühling ist es die Blüte der Pflaumen- und Kirschenbäume, der Päonien, Azaleen und Wistarien, im Sommer sind es die Iris- und Lotosblumen, und im Herbste die Chrysanthemen und Ahornbäume; die herbstliche Färbung der letzteren lassen sie mit unter den Blumen und Blüten rangieren. — War die Kirschblütenzeit schon vorüber, so hatte ich doch das Glück, neben der prangenden Azalee die edle Irisblume in voller Blüte zu finden. Eine 1½stündige Rickshafahrt galt dem prächtigen Irisgarten zu Horikiri. Die Pracht der Irisblumen, die in einem seichten Weiher wurzelten, war entzückend. Selten habe ich eine gleich wunderbare Farbenentfaltung gesehen. Die schönen grossen Blüten erstrahlten vom blendendsten Weiss bis zum tiefsten Purpur, vom zartesten Blau bis zum samtenen

Violett. Sorgsame Pflege und Düngung des Bodens mit fettester Nahrung, wie z. B. Fischleichen, haben die seltsamsten Mischfarben erzeugt. Am berauschendsten war das Gesamtbild, das sich von einem der kleinen Hügel aus einem niedlichen Gartenhäuschen darbot. — In einem Fährboote kreuzten wir den breiten Sumida-gawa und fuhren dann in die hehren Naturhallen des ausgedehnten Uenoparkes ein. Sechs Shogune der Tokugawadynastie liegen hier beerdigt, und die Grabmale und zugehörigen Tempel



Tokio. — Der Garten von Horikiri zur Zeit der Irisblüte.

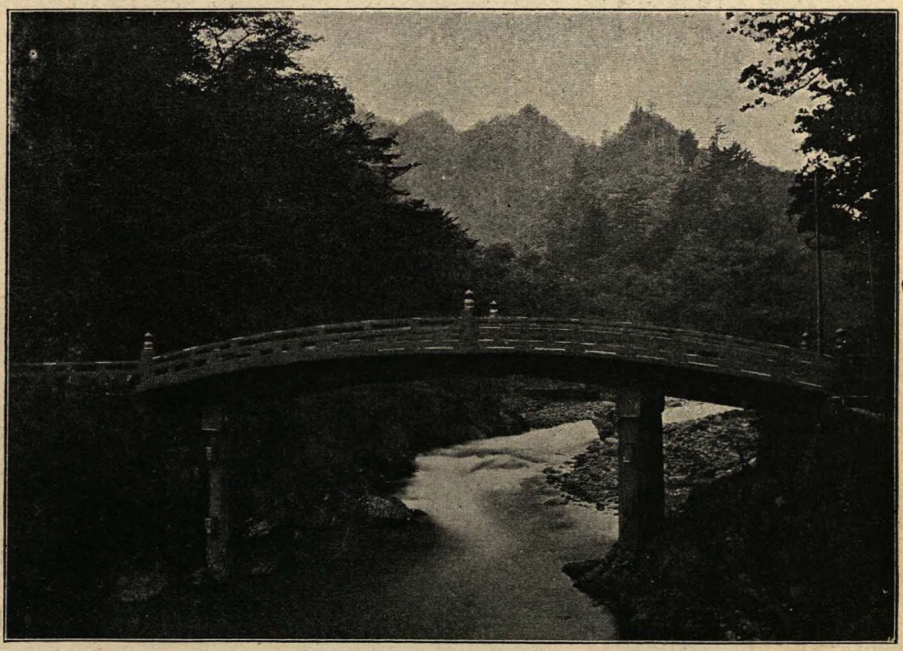
schliessen sich an Pracht und künstlerischer Vollendung ebenbürtig an jene von Shiba an. —

Nikko wo minai uchi wa,
„Kekko" to iu na!

So lautet ein volkstümliches japanisches Sprichwort, das besagen will, man möge das Wort „Wunderbar" nicht eher in den Mund nehmen, als bis man Nikko gesehen habe.

Und in der Tat ist Nikko ein Paradies zu nennen, nicht nur ein Paradies japanischer Naturreize, sondern auch ein solches japanischer Kunst, denn die ausgedehnten Tempelbauten, die zu Ehren der beiden bedeutendsten Shogune, Jeyasu und Jemitsu errichtet worden sind, bedeuten für Japan das, was der Taj Mahal für Indien ist: der Gipfelpunkt nationaler Entfaltung!

Was ist es nicht schon für ein Genuss, von dem schmucken Kanaya-Hotel hinab zu blicken in das prangende Tal, durch welches sich die kristallenen Fluten des Daiya-gawa schäumend wälzen, oder die Augen entlang schweifen zu lassen an den waldigen Berghängen und hinauf zu den saftigen Matten der rundlich geformten, aber hoch empor steigenden Berggipfel. Und wie mehrt sich dieser Genuss, wenn man den Wanderstab ergreift und am steinigen Flussbette entlang schreitet, hin nach Gamman-gafuchi, wo sich das Wasser brausend durch einen engen Felsenpass hindurchzwängt und in treibenden Wirbeln weiter schiesst. — Quellen und Bäche,



Nikko. — Die heilige Brücke „Mi-Nashi".

sprühende Kaskaden und rauschende Wasserfälle gibt es an allen Ecken und Enden der gebirgsreichen Landschaft. Da reihen sich um eine murmelnde Quelle kristallenen Wassers mächtige Akazienbüsche, man hat den Abfluss in andere künstliche Becken geleitet, kleine Brücken und Inselchen gebaut, schmucke Gebetshäuser errichtet und so ein Plätzchen entzückendsten Liebreizes geschaffen. Teestübchen mit munteren Musumes fehlen natürlich nirgends.

Klar stand der Sonnenball am östlichen Himmel und erfrischend strich die milde Gebirgsluft durch das Tal, als ich frühmorgens mich auf den Weg zu den hehren Tempelgründen begab. Auf einer einfachen Brücke musste ich den rauschenden Daiya-gawa überschreiten, denn die von dickem Lack

17*

überzogene, sich sanft über den Fluss wölbende Brücke „Mi-Nashi“ ist nur zweimal im Jahre frommen Pilgern zu betreten erlaubt; einstmals beschritten sie nur die Shogune, wenn sie zu dem Grabe ihres grossen Ahnherrn wallfahrteten. Sie ruht auf mächtigen Granitpfeilern, und ihre rote Farbe hebt sich wirkungsvoll von dem ernsten Grün der alten Kryptomerien ab,



Nikko. — Aufstieg zum Grabe des Jeyasu.

welche den breiten Treppenaufstieg zu den Tempelhöfen flankieren. Eine über 100 Fuss hohe fünfstöckige Pagode, die sich zur Linken in dem Grün der Nadelhölzer erhebt, fesselte durch die Farbenpracht ihrer vielgestalteten Dachkonsolen und der die Balkone zierenden Geländer meinen Blick, indessen sollte ich andere Kunstwerke schauen, als ich die breite Treppenflucht empor stieg und durch das von reichen Schnitzereien in der Form von allerlei Fabeltieren und Ungetümen geschmückte Tor in den ersten der



Nikko. – Das grosse Tor Yomei-mon.

vier Tempelhöfe eintrat. In seltsamer Regellosigkeit, jedoch ohne störend zu wirken, sah ich verschiedene Schatzhäuser, welche zur Aufbewahrung der Kostbarkeiten des Heiligtumes dienen. In einem sauberen Holzstalle hütet man das einer Gottheit geweihte Pferd. Daneben steigt eine majestätische Schirmtanne empor, von der es heisst, dass sie Jeyasu in seiner Sänfte mit auf Reisen zu nehmen pflegte, so lange sie noch in einem Blumentopfe Platz hatte.

Im zweiten Tempelhofe stehen zwei herrliche Bauwerke, von denen das eine die grosse Tempelglocke, das andere eine mächtige Trommel enthält. Reihen steinerner und eherner Laternen, Gaben der Könige von Korea und der Riukiuinseln sowie Kandelaber europäischer Herkunft zieren ausserdem in feinfühliger Verteilung den von ehrwürdigen Koniferen überschatteten Hof. Beim Aufstiege zur dritten Terrasse schwelgt das Auge in den Herrlichkeiten, welche die erhabene Pforte, das Yomei-mon, vereinigt. Die Wirkung der in seltenem Farbenschmuck, besonders aber in Gold und Weiss prangenden Schnitzereien, von denen jede einzelne unter hervorragender Künstlerhand entstanden ist, übertrifft alles vorher Gesehene. Die Erbauer haben es trefflich verstanden, mit jeder neuen Terrasse die Pracht des Einzelnen und des Ganzen zu steigern. In dem Kara-mon, der Eingangspforte zum letzten Tempelhofe, scheint der Höhepunkt erreicht zu sein. Diese Harmonie der Farbenstimmung, diese enorme Mannigfaltigkeit an Schnitzereien, Metall- und Lackarbeiten ist eine Sinfonie der bildenden Künste. Es steht als Wunderwerk über allen japanischen Bauten da.

Das letzte Tempelbauwerk, die grosse Gebetshalle, in deren Allerheiligstem man hinter goldenen Türen die Gedächtnistafel mit dem göttlichen Namen des grossen Jeyasu vermutet, schliesst sich würdig an das Kara-mon an. Die Prachtentfaltung ist so harmonisch, dass sie selbst in ihrer verschwenderischen Mannigfaltigkeit die Tempelgemächer nicht überfüllt erscheinen lässt.

Die Anlage des eigentlichen Grabes des Jeyasu, entfernt vom glanzvollen Getriebe, auf einem einsamen Hügel, überwölbt von einem düsteren Naturdom, spricht von zartsinniger Denkungsweise. Auf einer übermoosten Steingalerie und einer Flucht von etwa 200 Stufen, rings umgeben von ernsten Baumriesen, gelangt man zu dem Plateau, wo innerhalb einer Steinbrüstung sich das schmucklose Grabmal aus Bronze erhebt. Hier ruht der im Jahre 1616 verstorbene grosse Shogun Jeyasu, der erhabenste Herrscher, den Japan je besessen.

Den 11. Juni bestimmte ich für eine Tour nach dem lieblichen, über 1300 Meter hoch gelegenen Chuzenji-See. Der schlechte Weg und die bedeutende Steigung machten ein Dreigespann kräftiger Kulis nötig. Die Szenerie wurde wilder und grossartiger, je weiter wir im Tale vordrangen. Jede neue Windung eröffnete überraschende Ausblicke, sei es hinab in einen

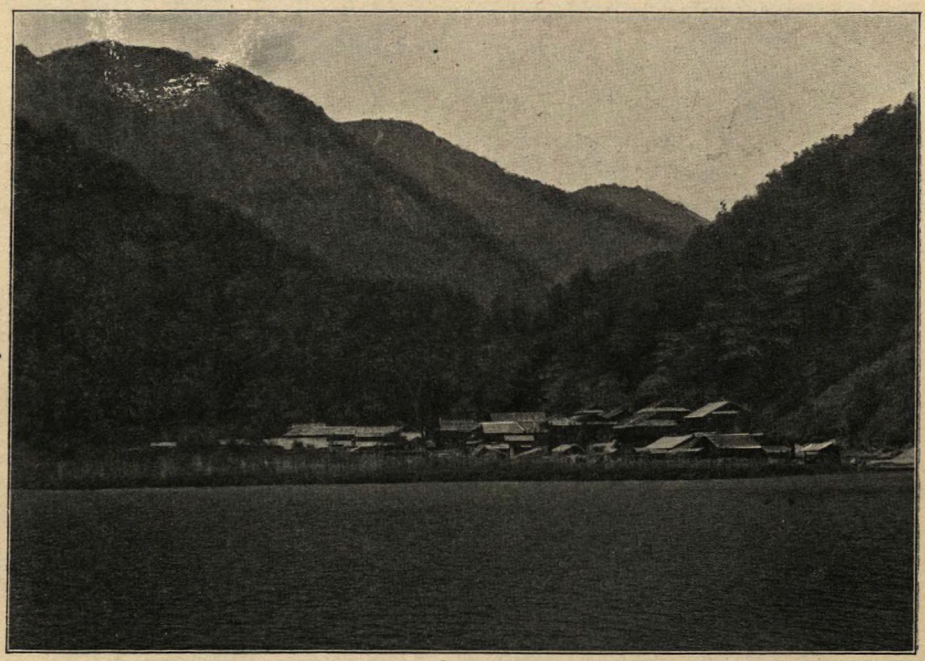
buschigen Talkessel, in den sich von hoher Felsenmauer ein Gebirgsbach stürzte, sei es über die niederen Erhebungen hinweg nach Nikko zu. Mehr und mehr erschienen Azaleenbüsche von zwei und drei Metern Höhe in rosa, orangenem und weissem Blütenflore, denn während in der Ebene die Blütezeit ihrem Ende entgegenging, war sie hier kaum auf ihrer Höhe angelangt. Ich musste daran denken, wie meine Mutter sich freute, wenn ihre mühevolle Pflege kleiner Azaleenstöcke durch ein prangendes Kleid prächtiger Glockenblüten belohnt wurde, hier gediehen die Azaleen als hohe Sträucher zu hunderten in der freien Natur. Nach fast einstündiger Fahrt erreichten wir end-



Chuzenji-See, Japan. — Papierfische als Zeichen des Knabenfestes.
(Aufnahme des Verfassers.)

lich den Chuzenji-See. Die grösste Länge des Sees ist auf etwa 12 km, die grösste Breite auf etwa 4 km geschätzt. Bis zu dem Wasserspiegel sind die schön gewundenen Ufer mit dichtem Wald und Buschwerk bestanden, überall leuchtet der Azaleenstrauch hervor, und das Dorf gleichen Namens zieht sich malerisch am Nordoststrande hin. Erheben sich im Süden verhältnismässig niedrige Hügelketten, so türmt sich an der Nordseite der gewaltige Nantai-zan, der heilige Berg, zu einer Höhe von rund 2450 m empor. In weiterer Ferne liegt der zerrissene Rücken des 200 m höheren und noch tätigen Vulkans Shirane-san, in dessen Furchen ich noch bedeutende Schneelager erkennen konnte.

In richtiger Erkenntnis der entzückenden Reize dieses Erdenwinkels haben sich mehrere der europäischen Diplomaten in Yokohama an den Ufern des stillen Sees freundliche Landhäuser errichtet, in welchen sie einen Teil der heissen Sommermonate verbringen. — Von den zahlreichen Azaleensträuchern brachten mir die Kulis ganze Zweige, und ich glaube, in dem prangenden Blütenflore hätte ich mit meinem Gefährt selbst auf dem Blumenkorso zu Nizza Aufsehen erregt. Eine weitere Fahrt von nahezu 2 Stunden brachte uns zu dem kleinen Yumotosee, dessen Reize diejenigen des Chujenjisees vielleicht noch übertreffen. Seine waldigen Ufer liegen in einer Höhe

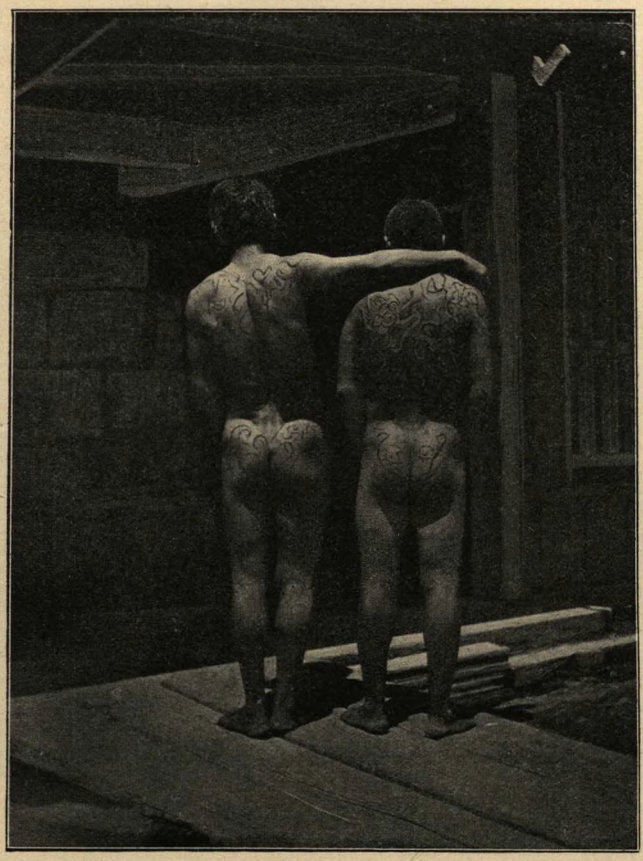


Der Yumoto-See bei Nikko.
(Aufnahme des Verfassers.)

von 1500 m. In der Nähe des gleichnamigen kleinen Dorfes ist der See durch starke Schwefelquellen gelblich getrübt. Im Dorfe selbst hat man unter roh gezimmerten Bedachungen in grossen Holzwannen das der Gesundheit zuträgliche Wasser der zahlreichen heissen Quellen aufgefangen, und bei meinem Spaziergange durch die einzige Strasse konnte ich ganze Familien in allen Altersstufen gemeinschaftlich baden sehen. Es verwunderte mich nicht, meine Kulis bereits darunter zu finden. Die freien Sittenanschauungen der Japaner wurden mir übrigens durch dieses gemeinschaftliche Baden im unverfälschten Kostüm der „ersten Menschen“ wieder klar vor Augen geführt.

Nach 1½stündigem Aufenthalte fuhren wir in einem kleinen Boote über den See zu dessen Ausflusse, wo unsere Rickshas schon bereit standen. Auch den Rückweg über den Chuzenjisee legte ich im Sampan zurück.

Während der Bahnfahrt von Nikko nach Yokohama am 12. Juni hatte ich Gelegenheit, manche interessante Beobachtungen japanischen Lebens zu



Yumoto. — Meine tätowierten Rickshakuli vor einem Schwefelbade.
(Aufnahme des Verfassers.)

machen. Im Wagen zweiter Klasse befand sich unter anderm ein japanischer Offizier mit Familie. Es fiel niemand auf, als seine hübsche jugendliche Gemahlin, die der Kimono mit seidenem Obi schmückte, sich aufs ungezwungenste anschickte, ihrem Kinde die Brust zu reichen. Der grösste Teil der Japaner, einerlei, ob in nationaler oder europäischer Kleidung, entledigt sich im Bahnwagen der Sandalen oder der Schuhe und nimmt auf den Polstern die von Jugend auf gewohnte Sitzlage ein, auf den Unterschenkeln und den nach innen gebogenen Füssen ruhend. Ist ein Japaner auch nur

einiger englischer Brocken mächtig, so versucht er mit dem Europäer eine Unterhaltung anzuknüpfen, und man muss es als besondere Höflichkeit auffassen, wenn man sofort nach der Nationalität, nach dem Beruf, dem Alter, den Zwecken der Reise und andern intimen Dingen befragt wird. Stets begegnet man aber der grössten Zuvorkommenheit, nie habe ich Ueberhebung dem Fremden gegenüber beobachten können. —

Am 14. Juni wallfahrtete ich nach der ehemaligen Hauptstadt des östlichen Japan, Kamakura, unweit der schönen Meeresbucht von Sagami. Heute ist Kamakura weiter nichts als ein kleines Dorf, das infolge seiner reizvollen



Enoshima. — Deutschland und Japan einträchtig beieinander.
(Aufnahme des Verfassers.)

Umgebung von den Bewohnern Yokohamas gern aufgesucht wird. Neben verschiedenen ehrwürdigen Tempelbauten, ist es der bronzene Daibutsu, der sich unter die ersten Kunstwerke des Inselreiches reihen darf. Herrlich ist der Ausdruck des Friedens und der bezwungenen Leidenschaften auf dem wohlgeformten Antlitz, das eine Länge von 2,50 m erreicht. Die Höhe der sitzenden Figur beträgt 15 m, der Umfang fast 30 m. Die einzeln gegossenen Bronzeplatten sind sorgfältig zusammengeschweisst und an der Aussenseite mit dem Meissel zu einem scheinbaren Ganzen verarbeitet. — Am Eingange der schönen Anlagen stehen auf einer grossen Tafel in englischer Sprache folgende ermahnende Worte geschrieben: „Stranger, whoever thou art and

whatever be thy creed, when thou enterest this sanctuary, remember thou treadest ground hallowed by the worship of ages. This is the temple of Buddah and the gate of the Eternal and should therefore be entered with reverence."

Am hohen Strande der brandenden See fuhr ich weiter durch eine Zahl freundlicher Dörfer nach der malerischen, von einem grünen Naturmantel umhüllten Felseninsel Enoshima. Eine seichte Landzunge, die nur zur Flutzeit vom Meere überspült wird, ermöglichte den Bau einer rohen Pfahlbrücke, auf der man das Eiland trockenen Fusses erreichen kann. Von seltenem Reize ist das zum Gipfel sich hinziehende Dorf, dessen Eingang durch ein grosses Torii würdige Ausschmückung findet. Zahlreiche Teehäuser lugen aus dem Grün der Bäume hervor und gewähren eine bezaubernde Rundschau auf die weite blaue Sagami-Bucht. Muscheln und andere dem Meeresgrunde entführte seltsame Dinge, Holzschnitzereien und wertvolle Kristalle werden im Dorf feilgeboten.

An der Südseite ist die Insel überaus klippenreich, und eine Höhle führt tief in den Schoss des Eilandes. Fast kriechend erreicht man am Ende im Scheine einiger Kerzen eine Zahl schmuckloser Götzenfiguren. Ein Priester hat in dieser traurigen Einsamkeit seine Behausung aufgeschlagen.

Am folgenden Tage verliess ich Yokohama, um die Rückfahrt nach Kobe über verschiedene interessante Punkte abseits der Haupteisenbahnlinie zu nehmen. Bis Yumoto benutzt man Bahn und Pferdebahn, von hier ab setzte ich in einem Bambussessel, auf den Schultern von vier kräftigen Kulis thronend, meine Reise fort. In strahlendem Sonnenschein ging es in munterem Tempo bergauf, auf schmalem Pfade an reizenden Tälern und Schluchten hin, durch schattige Wälder und dichte Bambushaine. Hie und da murmelte ein versteckter Quell, oder das Rauschen eines Wildbaches drang zum Ohre. Nur wenige Wanderer kamen des Weges, es herrschte rings umher wohltuender Friede. Meist waren die rundlichen Höhenrücken nur mit einer frischen Grasdecke überzogen, was lebhaft an die Almen der Schweiz erinnert haben würde, hätte nicht das helle Glockengeläute des weidenden Viehes gefehlt. In dem durch seine kräftigen Schwefelquellen bedeutsamen Orte Ashinoyu mochten wir den höchsten Punkt, 860 m, erreicht haben. Von hier aus ging es allmählich abwärts nach dem lieblichen Hakone-See. Sind die Reize dieses von schönen Bergketten umrahmten Wasserbeckens denen des Chuzenji-Sees nicht völlig ebenbürtig, so sind sie doch fesselnd genug, um ihn zum Wallfahrtsorte nicht nur aller Touristen, sondern auch vieler in den Hafenstädten ansässigen Europäer werden zu lassen. Mit Kind und Kegel flüchtet manche Familie vor der sommerlichen Hitze der Niederung nach dem kühlen Gebirgsdorfe und labt sich an der herrlichen Natur, ganz besonders aber an dem berühmten Bilde, dem „Hakone no saka-Fuji", d. i. die Spiegelung des Fujiyama im Hakone-See. Leider wandte ich meine

Blicke vergeblich nach der Richtung des heiligen Berges; schwere Wolkenschleier verhüllten ihn.

Nach kurzer Rast ging es von neuem steil bergan durch Wald und Busch mit bezaubernden Ausblicken auf den See. Allmählich traten endlose Strecken dichten Gebüsches von Zwergbambus an Stelle des schönen Waldes, der Wind nahm zu, und die Luft wurde merklich kühler, Entzückend war oft die Aussicht in weite, vielgegliederte Talgründe, in ausgedehnte Ebenen, aus denen die stehenden Wässer der Reisfelder gleich tausend Spiegeln herauf leuchteten. Bei plötzlichen Windungen um einen



Japan. · Junge Mädchen in Atami.
(Aufnahme des Verfassers.)

kecken Bergvorsprung tat sich ein überraschender Blick auf die weite Meeresfläche auf, nur der Fuji blieb unsichtbar. Erst als ich jenen berühmten Gipfelpunkt, den Zehn-Provinzenpass, erreicht hatte, öffneten sich mählich die Wolkenschleier und die wunderbare Dreieckgestalt wuchs zum Himmel empor, ein Bild erhabenster Majestät. Mein Standpunkt lag rund 1000 m über dem Meere, nur der gewaltige Kegel des Fuji überragte ihn, sonst lag alles frei bis zur nebelhaften Ferne vor meinen Augen. Die Gefilde von zehn Provinzen lassen sich überschauen, herrlich erstrahlt das blaue Meer mit seinen schönen Buchten und Halbinseln. Bergrücken reiht sich an Bergrücken, Tal an Tal, jedes von eigener Gestaltung, Form und Färbung, aber das Gesamtbild ist aus einem Guss und von einer Harmonie, wie nur die Natur sie erzeugt. Nur für Momente jedoch war mir dieses seltene Pa-

einer grossen Drehscheibe, welche ermöglicht, dass während der Aufführung bereits die Szene zum folgenden Akte aufgestellt werden kann. Am Schlusse eines Aktes wird die Scheibe in Bewegung gesetzt und eine neue Szene rollt sich vor den Blicken auf. Kein Vorhang fällt, und das Spiel findet keine Unterbrechung. Die breiten Durchgänge im Parterre dienen häufig als Schauplatz des Spiels, die Personen gehen zumeist auf ihnen ab. Aehnlich wie im chinesischen Theater, wird auch hier die weibliche Rolle von Schauspielern männlichen Geschlechts übernommen. Die Imitation in Haartracht, Kleidung und Gebaren ist täuschend, nur die erzwungene Fistelstimme stört. Soweit ich die Handlung erfassen konnte, schilderte das Stück eine Verschwörung gegen einen alten Priester, mit dessen grausamer Erdrosselung vermittelst einer Obi das Schauspiel sein Ende erreicht. Als nach der ruchlosen Tat das Mörderpaar, es waren Mann und Frau, mit hässlichen Gebärden die Anstrengung kennzeichnete, welche das gemeinschaftliche Ziehen an der Obi gekostet hatte, berührte es abstossend, wie die Zuhörer, selbst Frauen, Mädchen und Kinder, in helles Lachen ausbrachen. Der Kleidung nach gehörten die meisten der Zuschauer zur besseren Klasse. Ich hatte in diesem so höflich und ewig heiter erscheinenden Völkchen ein feineres Empfinden erwartet.

Gegen 5 Uhr fuhr ich nach Gifu weiter, um dort dem nächtlichen Fischen mit Kormoranen auf dem Nagaraflusse beizuwohnen. Die Stadt von 30 000 Einwohnern ist bekannt durch ihre Seidenmanufaktur und ihre Papierlaternen, welche als die besten des ganzen Landes gelten. Doch noch andere Umstände sind es, welche den Namen „Gifu" über die Grenzen des Landes hinausgetragen haben. War es doch hier, wo das furchtbare Erdbeben vom 25. Oktober 1891, das entsetzlichste vielleicht, das Japan je heimgesucht hat, seinen Höhepunkt erreichte. 10 000 Menschen verloren damals ihr Leben, an 20 000 trugen Verletzungen davon, und nicht weniger als 128 000 Häuser wurden zerstört. Die gute Lehre, feste Steinhäuser zu bauen, haben die Japaner nicht aus dem furchtbaren Unglück gezogen, denn Gifu steht genau wieder so zierlich und puppenhausartig da wie zuvor. Das mächtige Schloss zu Nagoya hatte in keiner Weise unter dem Erdbeben zu leiden, es hätte dies zur Bekräftigung jener Lehre dienen sollen, doch der Japaner does not care.

Ich stieg in dem reizenden Tamaya-Gasthofe ab und bekam dort ein Zimmer echt japanischen Stiles angewiesen. Es währte lange, bis ich meine Wünsche verständlich machen konnte, aber um ½10 Uhr abends stand eine Ricksha bereit, um mich nach dem Flusse zu bringen. Ich stieg in ein langes, kielloses Boot, das von einem Kuli mittels einer starken Bambusstange auf dem breiten, aber zumeist seichten Flusse aufwärts getrieben wurde. Dort, wo einige grosse Hausboote auf den Wellen schaukelten, machten wir Halt und warteten, bis die Fischerkähne von oben angekommen waren. Bis dahin beobachtete ich das lustige Treiben in den Hausbooten, aus denen Musik und heitere Menschenstimmen ertönten. Japaner hatten mit einer Anzahl üp-

piger Geishas einen nächtlichen Ausflug unternommen, schlürften Tee und taten sich an andern Leckerbissen ein Gutes. Ausgelassen und übersprudelnd war das freie Sichgeben der Ausflügler, es bot ein echt japanisches Sittenbild dar. Inzwischen waren zwei grosse Fischerboote den Fluss heruntergetrieben, unverzüglich schlossen wir uns ihnen an, und auch die Boote mit den Japanern kamen bald nach. Das Fischen hatte bereits seinen Anfang genommen. Von jedem der beiden Fischerkähne ragte vorn am Bug ein starker Holzbalken schief empor; am äusseren Ende hing ein korbartiger eiserner Rost herab, in dem ein blendendes Holzfeuer prasselte. Der grelle



Ausflügler in Japan.

Schein sollte die Fische anlocken. Die Boote waren mit je drei Leuten bemannt. Dem im Stern befindlichen Manne lag die Leitung des Fahrzeuges ob, der mittlere diente als Lärmmacher, um die Kormorane zu ständiger Arbeit anzuspornen. Der Mann im Buge hatte die etwa entengrossen, braunschwarzen Wasservögel zu überwachen. An acht langen Schnüren hielt er je einen Kormoran gefesselt, und es war wunderbar, mit welcher Geschicklichkeit und Schnelligkeit er die im tollen Eifer tauchenden und fischenden Scharben handhabte, wie er im richtigen Momente einen Vogel aus dem Wasser zog und ihn seiner Beute beraubte. Jeder Kormoran trägt einen metallenen Ring am unteren Ende des Halses, weit genug, um kleine

Fische zum Magen gelangen zu lassen, eng genug aber auch, um grössere Fische in dem weiten Kropfe festzuhalten. Die vollkommene Reinheit des Wassers ermöglicht es, die Vögel bis tief unter die Wasseroberfläche zu verfolgen. Man erblickt die erstaunt zum grellen Lichtscheine schwimmenden Fische, wie sie von den scharfen Schnäbeln der Kormorane gepackt und zur Oberfläche gebracht werden, um hier im Nu im Schlunde der Vögel zu verschwinden. Bemerkt der Fischer am Bug des Kahnes, dass eine der Scharben den Kropf voller Fische hat, so zieht er sie am Stricke empor, öffnet den Schnabel gewaltsam und befördert mit geschicktem Händedruck sämtliche Fische zutage. Selten kam ein Kormoran ohne Beute an die Oberfläche, es waren Fische darunter, die die halbe Länge des Vogels massen. Der rote Schein der knisternden Feuerbrände, das rauschende Gewässer, das an einem bis zum Ufer dicht bewaldeten Bergrücken hinschoss, die Hunderte von schwärmenden Leuchtkäfern, dazu das Kreischen der Vögel, das Klappern des Lärmmachers, das fröhliche Treiben der japanischen „Nachtfalter" in den Hausbooten, und alles dies endlich überwölbt von einem glitzernden Sternenhimmel, erzeugte ein äusserst fesselndes Schauspiel.

Am folgenden Tage, den 19. Juni, langte ich in Kobe an und schiffte mich an Bord des schmucken Dampfers „Futami Maru" ein. Meine Reise durch Japan hätte unmöglich einen schöneren Abschluss finden können, als mit der entzückenden Fahrt durch die weltberühmte Inland Sea. Dieses „Binnenmeer", für welches seltsamerweise die Japaner keine Bezeichnung haben, wird in der Hauptsache durch das Hauptland Nippon und die beiden grossen Inseln Shikoku und Kuishiu gebildet, und die Ausdehnung von Ost nach West beträgt etwa 380 km. Unstreitig setzt es den Schönheiten Japans die Krone auf. Die ganze Fahrt glich einem Traume. Glaubte man sich während Minuten in einem von malerischen Hügelketten umrahmten Bergsee eingeschlossen, so trat im nächsten Momente eine der zahllosen kleinen Inseln zur Seite, es öffnete sich ein weites Wasserbecken, das sich zum Meere erweiterte. Bald aber sprangen neue Halbinseln hervor, es tauchten Eilande in allen Formen und Farben auf. Dörfer und Städte blinkten aus der Ferne am sandigen Uferstrande, und die klare Wasserstrasse war ein Tummelplatz Hunderter von Sampans und Segelbooten, deren Bewohner dem Fischfange oblagen oder Waren von oder zu den grösseren Hafenplätzen beförderten. Das Farbenspiel der verschiedenen Laubtöne, das Weiss des Ufersandes und das Graubraun des verwitterten und zerborstenen Felsgesteins, dazu die mannigfaltige Gestaltung vom rundlichen Hügel und welliger Bergeskette bis zum stolz aufsteigenden Kegel und zur schroff abfallenden Felswand, das alles ist in seiner Gesamtheit unendlich bezaubernd. Ich war in beständiger Aufregung und rannte von einer Seite des Dampfers zur andern, damit mir nichts entginge. Allmählich war die Nacht hereingebrochen, im glühenden Abendrote hatten sich die Schön-

heiten der Farbenstimmung noch gehoben, gleich einem Märchen versank das Schauspiel in tiefer Dunkelheit. — Am Nachmittage des 23. Juni dampften wir aus dem reizenden Hafen von Nagasaki, und ich nahm somit endgültig vom japanischen Inselreiche Abschied.

Zum Abschlusse will ich noch einige interessante statistische Daten über Japans Handel mit dem Auslande folgen lassen. Die Angaben verstehen sich sämtlich auf Yen (1 Yen = ca. 2,10 Mark). Nachstehende Tabelle wird das Verhältnis von Export und Import und das Wachsen derselben innerhalb 10 Jahren klar veranschaulichen.

Jahr	Export	Import
1889	69 306 893	66 041 584
1890	55 791 846	81 670 354
1891	78 738 053	62 880 670
1892	90 404 735	71 276 942
1893	88 950 014	88 187 628
1894	112 171 175	117 371 361
1895	134 991 629	129 083 297
1896	116 575 578	171 459 555
1897	161 459 311	219 155 356
1898	162 903 212	277 270 728
1900	204 429 994	287 261 845
1901	252 349 543	255 816 644
1902	258 303 064	271 731 258

Was die bedeutendsten Hafenstädte anbetrifft, so nahmen sie in folgender Weise am Handel von 1898 teil:

	Export	Import
Yokohama . . .	79 774 982	110 889 463
Kobe	59 041 654	138 072 812
Osaka	2 966 873	3 542 350
Nagasaki . . .	5 705 023	19 684 588

Kobe ist demnach im Gesamthandel um rund 7 000 000 Yokohama voraus.

Besonderes Interesse bieten die Zahlen über die Stellungnahme der einzelnen Länder zum japanischen Handelsumsatze. Ich will sie gleich nach ihrer Bedeutung ordnen:

Länder	Export v. Japan	Import n. Japan	Gesamthandel
1. V. St. v. Amerika .	47 311 154	40 001 097	87 312 252
2. Grossbritannien. .	7 783 643	62 707 572	70 491 216
3. China	29 193 175	30 523 860	59 717 035
4. Hongkong . . .	30 473 895	15 904 466	47 378 362

Länder	Export v. Japan	Import n. Japan	Gesamthandel
5. Britisch-Indien . .	6 134 449	40 764 244	46 898 694
6. Frankreich . . .	20 496 406	6 979 982	27 476 389
7. Französisch-Indien .	111 420	26 668 444	26 779 865
8. Korea	5 844 331	4 796 032	10 640 363
9. Belgien	101 164	4 316 703	4 417 867
10. Siam	41 720	4 173 609	4 215 329
11. Russisch-Asien . .	2 181 971	1 694 169	3 876 141
12. Schweiz	236 686	3 498 309	3 734 996
13. Philippinen . . .	115 433	3 294 182	3 409 615
14. Australien . . .	1 995 679	1 403 436	3 399 115

England hat bei weitem den Löwenanteil bei der Beförderung der Waren von und nach Japan. Der Wert beläuft sich auf 204 548 778 Yen, an zweiter Stelle sind es japanische Dampfer, welche Waren im Betrage von 103 394 408 Yen verschiffen. Frankreich kommt mit 27 378 663 Yen in vierter Reihe. Eine Statistik über den Warenaustausch zwischen Deutschland und Japan lasse ich gesondert folgen:

	Einfuhr aus Japan mit Edelmetallverkehr		ohne Edelmetallverkehr	
1896	11,4	Millionen Mark	9,1	Millionen Mark
1897	12,2	„ „	11,5	„ „
1898	10,3	„ „	10,1	„ „
1899	16,5	„ „	16,5	„ „
1900	16,4	„ „	14,7	„ „
1901	19,8	„ „	16,5	„ „
1902	17,8	„ „	17,6	„ „
1903	21,6	„ „	21,6	„ „
1904	21	„ „	20,7	„ „
1905	20,4	„ „	20,4	„ „

Deutschland bezieht aber weit mehr Waren, als hier angegeben ist; der Ueberschuss geht nach andern Ländern und von da nach Deutschland, namentlich Seide.

Nach der Statistik stehen als Einfuhrwaren obenan: Kampfer (Formosa 5,8 Mill Mk.) und Gewebe aus Seide (3,7 Mill. Mk.).

	Ausfuhr nach Japan		
1896	35,6	Millionen Mark	
1897	39,2	„ „	
1898	43	„ „	
1899	40,9	„ „	
1900	70,4	„ „	
1901	45,5	„ „	(ungünstige Marktlage in Japan, keine Ausfuhr v. Schiffen

Ausfuhr nach Japan

1902	49,8	Millionen	Mark
1903	45,6	„	„
1904	57,8	„	„
1905	64,2	„	„

Obenan stehen wollene Tuch- und Zeugwaren (6,1 Mill. Mk.), Lokomotiven, Lokomobilen (6,0 Mill. Mk.), Wollengarn (5,1 Mill. Mk.), Indigo (4,6 Mill. Mk.), Anilin und andere Teerfarbstoffe (4,3 Mill. Mk.).

Die Anteilnahme von Segelschiffen ist nur unbedeutend. England steht wieder an der Spitze, dann folgen der Reihe nach Japan, die Vereinigten Staaten und Deutschland.

Die Hauptausfuhr Japans besteht in

Seide und Seidenwaren	61	Millionen	Yen
Baumwolle und Baumwollenwaren . . .	23	„	„
Kohlen	12	„	„
Kupfer	7	„	„

Die Haupteinfuhrartikel Japans sind:

Baumwolle und Baumwollenerzeugnisse	65 1/2	Millionen	Yen
Reis	48	„	„
Zucker	28	„	„
Metalle und Metallwaren	23 1/2	„	„
Waffen, Maschinen und Instrumente	20 1/2	„	„
Wolle und Wollenerzeugnisse	13	„	„
Tabak und Zigarren usw.	6	„	„

XIII. KAPITEL.

Die 3½tägige Seefahrt von Nagasaki nach Hongkong war von günstigstem Wetter begleitet. Frühmorgens am 27. Juni fuhren wir in den prächtigen Hafen von Victoria ein.

Ein Ausflug nach der ältesten europäischen Niederlassung an Chinas Küste, der kleinen portugiesischen Kolonie Macao, gestaltete sich um so interessanter, als er mir einen Vergleich zwischen portugiesischen und britischen Kolonisationserfolgen anzustellen erlaubte.

Macao wurde im Jahre 1557 durch ein kaiserlich chinesisches Dekret an Portugal abgetreten. Trotzdem pflegten die Portugiesen einen jährlichen Tribut von 500 Taels an die chinesische Regierung zu entrichten, bis endlich im Jahre 1848 der Gouverneur Ferreira dieser Abgabe ein Ende machte und die chinesischen Beamten aus Macao verwies. Die kleine Besitzung erfreute sich lange Zeit eines blühenden Handels, der indessen ebenso rasch zurücksank, als Hongkong in die Höhe stieg. Gegen die liberale Handelspolitik Englands konnten die in der Zeit stehen gebliebenen ehemaligen Pioniere von Handel und Verkehr nicht standhalten. Heute fristet die Kolonie ihr Leben mit hohen Opium- und andern Zöllen, mit dem Handel von Tee und Seide und mit der Erzeugung von Tabak und Zement. Ausserdem tragen die bekannten Spielhöllen durch hohe Abgaben dazu bei, die Verwaltungskassen zu füllen.

Ein weisser Leuchtturm, der älteste an der chinesischen Küste, zeigte uns Macao schon aus der Ferne an. Bald grüssten uns die bunt gestrichenen Häuser echt portugiesischen Stiles freundlich entgegen, und wir bogen in den versandeten Hafen ein, der mit Hunderten chinesischer Dschunken und Sampans angefüllt war. Die erste Erfahrung, die wir machen sollten, sprach wenig für den Kredit der Portugiesen: der Pestdoktor liess eine volle halbe Stunde auf sich warten und musste erst durch mehrmaliges Ertönenlassen der schrillen Bootspfeife zur Pflicht gerufen werden. Als er endlich erschien, war von einer Inspektion nichts zu bemerken.

Die volkreiche Chinesenstadt strotzte von Schmutz und dunstete Gerüche aus, die nur denen im gelben Winkel von Shanghai zu vergleichen waren. Die Quartiere der Portugiesen dagegen machten einen überaus sauberen Eindruck. Die festen, zweistöckigen Häuser mit den schweren, stets geschlossenen Türen und den vergitterten Fenstern des Untergeschosses leuchteten in vielfarbigem Anstrich: gelb, braun, rosa, blau. Die Strassen waren eng, aber sorgfältig gepflastert. Kirchen trifft man im Uebermass. Von einer Anhöhe blickt die selbst als Ruine noch imposante Fassade der von Jesuiten in den Jahren 1594—1602 erbauten Kathedrale San Paulo herab. Eine Feuersbrunst hat 1835 das stolze Bauwerk verwüstet und ein Taifun vollendete später die Zerstörung. Anmutig zieht sich die schattige Praia Grande mit dem Gouverneurspalaste und andern schmucken Gebäuden am reizvollen Meerbusen hin. Eine bronzene Büste des portugiesischen Dichters Camoens erinnert daran, dass er in Macao die berühmten Lusiaden vollendete. — Abends besuchte ich mit einem chinesischen Führer eine der 16 Spielhöllen. Der Spieltisch befand sich im ersten Stock und war umringt von Chinesen, die nicht den Mandarinstitel zu führen schienen. Wir begaben uns in das Obergeschoss, von wo wir durch eine mit einer Galerie umrahmte offene Stelle direkt auf den Spieltisch sehen konnten. Auch hier oben sassen spielende Chinesen, welche ihre Einsätze mittels eines kleinen Körbchens zur Kasse gelangen liessen. Das Spiel selbst ist ebenso einfach als langweilig: ein Chinese hat einige hundert „cash"-Münzen vor sich liegen, von welchen er, nachdem die Einsätze gruppiert sind, eine grosse Handvoll weg nimmt und nun mit einem Stäbchen beginnt, die Münzen zu je vier abzuzählen. Je nachdem nun am Ende ein, zwei, drei oder vier Stück zurück bleiben, fällt der Gewinn auf die entsprechenden Nummern der Einsätze. Mehr wie 500 Dollars dürfen nicht gesetzt werden. Man erhält als Gewinne ausser dem Einsatze den dreifachen Betrag desselben unter Abzug von 8 Prozent Bankgebühr. Allem Anscheine nach schien man ehrlich vorzugehen. —

Ueber die anfangs ziemlich stürmische, später jedoch von schönerem Wetter begünstigte 16tägige Fahrt von Hongkong nach Brisbane will ich kurz hinweggehen. Unterwegs liefen wir Thursday Island an, eine kleine Insel in der Torrestrasse am Nordkap des australischen Festlandes. Thursday Island hat nicht nur Bedeutung wegen seiner einträglichen Perlenfischerei, sondern in höherem Masse als Militärstation, auch besitzt es den Vorzug guten Trinkwassers und sicheren Ankergrundes. Von nahezu 4000 Menschen wird es heute bewohnt, darunter sind an 1000 Weisse. Japaner haben sich in Scharen niedergelassen, ebenso Chinesen und Singhalesen, überhaupt ist das Rassengemisch auf dem kleinen Fleckchen ein ganz erstaunliches. Der Jahresbericht vom 30. Juni 1899 gibt den Umsatz vom letzten Jahre auf rund 2 635 000 Mk. an, den Import auf rund 1 149 000 Mk. An Perlmuscheln wurden 1087 Tonnen im Werte von ca. 1 347 000 Mk. aus-

geführt, an Bêche-de-mer*) 14 Tonnen im Werte von 47 000 Mk. An Schildkrötenpanzern gingen aus: 4095 engl. Pfund im Werte von 45 000 Mk.

Mehrere Wracks von Segelschiffen zeugten von den gefahrvollen Korallenriffen, die hier wie Pilze unter der Wasseroberfläche gedeihen. Von 10° südl. Breite bis fast hinab zum Wendekreis des Steinbocks zieht sich mit wechselndem Abstande von der Küste das grosse Barrieren-Riff hin, eine Kette von Korallenbänken, die zumeist ganz von der Meeresfläche bedeckt sind; die gefährlichsten werden in der Nacht durch Leuchtschiffe gekennzeichnet. Nur erfahrene Lotsen, denen die Gestaltung der Inseln und Riffe genau bekannt ist, können Schiffe ohne Gefahr hindurchführen.

Unser Dampfer gehörte einer japanischen Linie an, und die Bemannung und Bedienung war ausser dem Kapitän, dem ersten Offizier, dem Obermaschinisten und einer Stewardess lediglich aus Japanern zusammengesetzt, indessen litt die Bequemlichkeit der Reisenden in keiner Weise darunter. Wohl mochte man sich eine etwas straffere Disziplin wünschen und Schauspiele, wie das Stiefelputzen vor den Salontüren oder das Annähen eines Hosenknopfes im Treppenhause gemieden sehen, doch trugen dergleichen Dinge mit der Zeit eher zum Amüsement bei, da sie den unbewussten Grundsatz des Japaners: „I don't care" in schönster Weise kennzeichneten. Die Schnelligkeit und Geräuschlosigkeit der chinesischen und indischen „boys" besitzt der japanische Diener in keiner Weise. Seine Miene sagt stets: „Ich bin doch ebenso viel als du, ich werde dir deine Wünsche schon erfüllen, aber — gemach!" — Zahlmeister, Obersteward und Doktor waren nette Leute, die sich europäischen Takt in gewisser Weise angeeignet hatten, indessen waren diese drei Oberen nur selten am Tage sichtbar. — Alles in allem genommen, fühlte ich mich auf dem japanischen Boote ebenso wohl und sicher als auf irgendeinem der europäischen Dampfer, die ich bisher benutzte. Es tat mir fast leid, Abschied nehmen zu müssen, denn die angenehme Gesellschaft, die ich in unserm kleinen Passagierkreise gefunden, hatte die Reise zu einer sehr genussreichen gestaltet. —

Von seltsamer Erscheinung war die australische Küste, als wir uns im weiten Bogen der grossen Moreton-Bai näherten. Aus der flachen Hügelkette, die sich entfernt vom Ufer hinzieht, ragten in unregelmässigen Zwischenständen steil aufsteigende und höchst grotesk geformte, völlig kahle Felsenberge empor. Manche hatten die Gestalt von wohlgeschnittenen Kegeln, andere waren wie Kuppeln und Riesendome geformt, wieder andere schossen schlank und spitz auf wie ein Kirchturm.

Von neuem mussten wir einen Lotsen an Bord nehmen, denn die Einfahrt in den Brisbane-Fluss ist eine schwierige. Wenige Fuss nur ragte das Land über der Wasserfläche empor, es war bestanden mit Mangrovenbüschen und jenem für Australien so charakteristischen Baum, dem häss-

*) Eine Fischart.

lichen Eukalyptus, der mit seinem weissen Stamme und den schlaff herabhängenden grau-grünen Blättern die Landschaft eintönig und anmutslos gestaltet. Die kleinen Wohnhäuser waren alle aus Holz erbaut und mit Zinkblech gedeckt; sie standen auf schweren, schwarz gestrichenen Pfählen mit grossen blechernen Kappen. Nur auf diese Weise kann man sich vor den furchtbaren Verheerungen der nimmersatten weissen Ameisen schützen.

Mit einigen Reisegenossen stieg ich zusammen im Imperial-Hotel in Brisbane ab. Was war das für ein gewaltiger Unterschied gegen die luftigen Räume der Hotels in Japan und der tropischen Städte, und wie stach



Queensland. — Ansicht von Brisbane.
(Aufnahme des Verfassers.)

die „weisse" Bedienung ungünstig ab von den farbigen „boys", die mir seit dem Verlassen Europas fast ständig aufgewartet hatten! Aber das Hotel war auch das einzige, das mir missfiel. Ich muss gestehen, dass mir von Brisbane weiter nichts bekannt war als der Name und die Tatsache, dass es die Hauptstadt der australischen Kolonie Queensland ist. Wie musste es mich da mit Verwunderung erfüllen, als ich nun eine trefflich angelegte Stadt von 110 000 Einwohnern betrat, deren Regierungs- und Geschäftsgebäude wahre Paläste waren, und deren zahllose Läden alles boten, was man in einer europäischen Grossstadt zu finden erwartet! Ueberall, wohin meine Augen fielen, das Abbild von London; und das heimelte mich an. Die ausgedehnten botanischen Gärten ziehen sich am hohen Ufer des viel gewundenen Bris-

baneflusses entlang, unweit des Gouverneurgebäudes; sie bieten einen seltenen Genuss für den Naturliebhaber, um so mehr, als die Umgegend von Brisbane herzlich wenig an natürlichen Reizen besitzt: Gummibäume und immer wieder Gummibäume und enorme Weideflächen, die zur Sommerszeit das Auge erfrischen mögen, im Winter aber eine gelbe, tote Farbe aufweisen.

Ich war erstaunt über die grosse Anzahl der bedeutenden Geschäftshäuser, die bis zu fünf Stock emporstiegen und in prächtiger Ordnung ganz nach Londoner Muster in einzelnen „Departments" und unter einzelnen „Managers" ihre Artikel, von den wertvollsten Schmucksachen bis zu den billigsten Sonneberger Spielwaren, aufgestapelt haben. — Aus allem konnte ich ersehen, dass man sich eines gewissen Wohlstandes erfreute. Und Queensland hat wahrlich Chancen, besonders wenn die Bevölkerungszahl höher gewachsen ist, einmal als die reichste der australischen Kolonien zu gelten. Nicht allein der Boden bietet reiche Schätze an Kohlen, Gold und andern Mineralien, auch die Schaf- und Rinderzucht ist schon heute von weittragendem Erfolge und der Boden eignet sich zur Kultur aller Gewächse der tropischen oder gemässigten Zone. „Die arbeitsamen, ausdauernden deutschen Bauern fehlen hier noch in grosser Zahl," meinte einer unserer Geschäftsfreunde, „viele sind im Innern ansässig und bringen sich und dem Lande Wohlstand, aber wir könnten noch eine vielfache Zahl von ihnen gebrauchen." Derselbe Herr war auch des Lobes über die deutschen Dienstmädchen und Köchinnen voll und bedauerte lebhaft, dass so grosser Mangel an ihnen sei. Er bezahlt seiner allerdings vorzüglichen Küchenfee die erkleckliche Summe von 800 Mark pro Jahr als Lohn, und er meinte, dass, wenn heute 50 deutsche, geübte Mädchen in Brisbane Dienste suchten, kein Tag vergehen würde, ehe sie eine Herrschaft gefunden hätten, die gerne einen gleich hohen Lohn bezahlen würde.

Queensland hat eine Länge von ca. 2000 km und eine Breite von ca. 1500 km, seine Bevölkerung beträgt wenig mehr als 500 000, und doch ist sein Handel schon ein enormer. Ich will hier nur kurz eine Statistik der im Jahre 1894 von Brisbane ausgeführten Artikel folgen lassen:

Gold in Staub und Barren . . .	£	258 702
Häute und Felle	„	438 211
Fleisch, konserviert und gefroren .	„	1 002 696
Zucker, roh und raffiniert . . .	„	681 038
Talg	„	272 528
Zinn in Erz und geschmolzen . .	„	36 670
Wolle	„	2 509 342
Perlmuscheln und bêche-de-mer .	„	133 394
Andere Artikel	„	1 448 976
	£	6 781 557

Der Import belief sich in jenem Jahre auf 5 429 191 Pfd. Sterl. Die Goldfelder von Queensland haben seit ihrer Entdeckung bis zum Jahre 1897 den enormen Ertrag von rund 835 Millionen Mark ergeben, und stetig ist dieser weiter im Wachsen begriffen. An Kohlen wurden 1897 über 358 000 Tonnen zutage befördert.

Vor dem hohen Telegraphenturm, der sich auf einer Anhöhe erhebt, bot sich mir ein unbegrenzter Rundblick auf die Stadt mit ihrem belebten Strassennetz und den kolossalen Warenhäusern und auf den Kranz der Vorstädte, die sich weit über die nahen Hügel hinziehen. In der Nähe verlor der Eindruck letzterer freilich viel, denn die Häuser waren durchweg von winzigem Umfange und ohne jegliche architektonische Schönheit: vier Holzwände und ein Zinkdach, dazu kam noch als unvorteilhafte Verzierung das Pfahlwerk mit den Blechtellern, auf denen die kleinen Häuschen sich erhoben, und die grossen Zinkbottiche zum Auffangen des Regenwassers. Augenscheinlich wohnten hier nur wenig bemittelte Leute.

So gut auch das Netz der Strassenbahnen sein mag, so vermisste ich doch ungeheuer die bequemen Rickshas, die ich seit Colombo fast ohne Ausnahme zur Verfügung hatte. Hier gab es nur „Cabs", deren Preis für die Stunde 3 und 4 Schilling ist, während ein Ricksha-Kuli für dieselbe Zeit mit 40 bis 50 Pfg. zufrieden war.

Am 19. Juli verliess ich Brisbane, um nach 28stündiger Eisenbahnfahrt Sydney zu erreichen. Die Landschaft bot dem Auge nicht die geringsten Reize: öde Weideflächen mit winterlich-fahlem Gras und unendliche Wälder von hässlichen Gummibäumen. Es ging stetig bergan, wir erreichten eine Höhe von etwa 4000 Fuss, und nach Sonnenuntergang fror man in den ungeheizten Bahnwagen schmählich. Zum Glück fanden wir an der Grenze von New South Wales bequeme Schlafwagen mit guten Betten vor. — Ich kann mich nicht erinnern, je in einem Zuge gefahren zu sein, der mit solcher Ruhe, ohne jegliches Stossen und Schütteln dahinjagte. Zur passenden Zeit fand man auf den Bahnhöfen trefflich bereitete Mahlzeiten zu mässigen Preisen vor. Die Züge führen sonderbarerweise keine Wagen dritter Klasse, man ist darum gezwungen, bei grösseren Strecken erster Klasse zu fahren.

Zwischen Newcastle und Sydney nahm die Landschaft an natürlichen Reizen beträchtlich zu. Bald kreuzten wir die als einzelne Wasserbecken erscheinenden Ausläufer des viel gewundenen Macquarie-Sees auf einer grossen Brücke, bald fuhren wir an den hügeligen und reich bewaldeten Ufern entlang, blühende Büsche und seltsame Grasbäume liessen das Meer der öden Gummibäume weniger trostlos erscheinen. Später fuhren wir zwischen ausgedehnten Obstplantagen hin, und mit Erstaunen nahm ich wahr, dass trotz der frostigen Nächte die zahlreichen Orangenbäume über und über mit prangenden Früchten bedeckt waren.

Ehe wir den unansehnlichen Bahnhof von Sydney erreichten, führte die Bahn lange Zeit zwischen freundlichen Vorstädten hin, die mich in vieler Hinsicht an Londons wirren Kranz von Vororten erinnerten. In der Tat ist Sydney das London der südlichen Hemisphäre zu nennen.

Sydney, 112 Jahre blicken erst auf dich zurück, eine Niederlassung von Deportierten bildete deinen Anfang, und wie stolz stehst du heute da, mehr als 400 000 Menschen in dich schliessend, mit einem jährlichen Warenumsatz von über 750 Millionen Mark! Wie spricht dies herrlich für die Tatkraft und Energie jener wackeren britischen Siedler, welche bald nach der Entdeckung des prächtigen Hafenbeckens, des „Port Jackson", hinausströmten nach den Gestaden eines noch so unbekannten Weltteiles! Freilich eignete sich zur Gründung eines Handelsplatzes nichts besser als Port Jackson, gilt er doch als schönster und sicherster Hafen der ganzen Erde. Und sonderbar, dass der berühmte und verdienstvolle Weltumsegler Kapitän Cook auf seinen Entdeckungsfahrten in den australischen Gewässern dieses kostbare Hafenbecken verfehlte! Am 28. April 1770 landete Cook in Botany Bay südlich von Port Jackson und hisste dort die englische Flagge als formelles Zeichen der Besitzergreifung für die britische Krone. Er segelte dann nordwärts, sah den schmalen Eingang zu dem lang gestreckten Wasserbecken, an dem sich heute Sydney stolz erhebt, trug den Namen „Port Jackson", in sein Logbuch ein und setzte seine Fahrt fort, ohne den Hafen weiter zu ergründen. Fast 18 Jahre noch sollte Port Jackson der Menschheit verhüllt bleiben, denn erst im Januar 1788 langte die Flotte von Kapitän Philipp in Botany Bay an; die sechs Transportschiffe hatten 757 Gefangene an Bord, die hier an den fernen Ufern des pacifischen Ozeans zur Niederlassung verdammt waren. Kapitän Philipp fand indessen den von Cook so günstig geschilderten Hafen wenig für seine Ansiedelung geeignet, da besonders die Versorgung mit Trinkwasser eine schwierige war, und er entschloss sich deshalb, auf die Suche nach einem besseren Platze auszusegeln. Seine Ueberraschung lässt sich leicht begreifen, als er bereits in einer Entfernung von neun englischen Meilen in jenen Hafen einfuhr, der sich demjenigen von Rio de Janeiro ebenbürtig an die Seite stellen darf und jetzt als der schönste Hafen der Welt gilt. — Man wurde bald gewahr, welche Vorzüge das Land für die Vieh- und ganz besonders für die Schafzucht bot; und wie man diese Vorteile auszunutzen gewusst hat, beweist der Umstand, dass heute das australische Festland an 85 Millionen Schafe besitzt. New South Wales beansprucht hiervon allein die Hälfte. Diese Kolonie, mit Sydney als Hauptausfuhrort, steigerte den Wollexport von 80 000 Pfund engl. im Jahre 1819 auf 306 824 358 Pfund engl. im Jahre 1896, und die Wollprodukte der Kolonie verkörpern jetzt jährlich einen Wert von 200 Milionen Mark.

Diese Zahlen sind schon geeignet, den Reichtum des Landes zu kennzeichnen, und es erscheint darum die grosse Zahl der Warenhäuser in Sydney nicht so erstaunlich. Haben sie doch auch die vielen Städte und Ortschaften des Inlandes mit denjenigen Erzeugnissen Europas und Amerikas zu versorgen, welche in Australien noch nicht hergestellt werden können. Victoria ist in den eigenen Fabrikaten übrigens weiter vorgeschritten als New South Wales, freilich hat jene Kolonie sich mit einer hohen Zollmauer umschlossen, welche zu eigener Produktion zwingt. Dass indessen die Freihandelspolitik von New South Wales eine gesündere ist, zeigt die den Handel betreffende Statistik.

Mein achttägiger Aufenthalt in Sydney war hauptsächlich geschäftlichen Zwecken gewidmet. In der breiten Yorkstreet reiht sich ein Warenhaus an das andere, alle von riesiger Ausdehnung und Höhe mit hydraulischen Aufzügen für Personen und Waren. Man empfing mich aufs freundlichste und gewährte mir einen Rundgang durch die ausgedehnten Stockwerke, wo Millionen an Waren aufgestapelt lagen. Viele der Häuser haben auf dem flachen Dache eine turmartige Erhöhung, und jedesmal machte man mich mit Stolz von dort oben auf den wunderbaren Rundblick auf die Stadt aufmerksam. Die Zahl und Bedeutung der Detaillisten erschien mir womöglich noch erstaunlicher als die der Grossisten. Allein dastehend auf der südlichen Erdkugel und auch nur von wenigen überragt in Europa oder Amerika, ist das Riesengeschäft „Horderns", das nicht nur ein, sondern viele Warenhäuser und Fabriken umfasst. 3000 Angestellte werden insgesamt beschäftigt, davon speisen die in den Verkaufsräumen beschäftigten 1800 Personen täglich in besonders dazu eingerichteten Speisehallen, und zwar in Abteilungen, damit das Geschäft über Mittag nie in Stockung gerät. Fünf Köche haben die Riesenarbeit der Speisenbereitung zu bewältigen. In der Schneiderei, in der wöchentlich an 3500 Hosen und an 2000 Jacketts und Ueberröcke angefertigt werden, sah ich in einer Halle allein 350 Mädchen beschäftigt. Die Stoffe kommen zum grössten Teile aus England, da die Erzeugnisse in der Kolonie von grober und minderwertiger Qualität sind. Niemals kann genügend erzeugt werden, denn der Absatz der Waren ist verblüffend. Am 24. Dezember sollen an 250 000 Rechnungen ausgestellt werden, und der Anblick der mit kauflustigen Menschen angefüllten und im Weihnachtsschmucke prangenden Hallen soll einzig in seiner Art sein. — Eigene Dampfmaschinen treiben die vielen Aufzüge und die Dynamos für das elektrische Licht, ein Buchdrucker ist ständig mit der Anfertigung von Katalogen, Reklamen usw. beschäftigt, und trotz dieser Vielseitigkeit geht alles wie am Schnürchen. — Vor einigen Jahren erst feierte die Firma ihr fünfzigjähriges Jubiläum. Heute beträgt der jährliche Umsatz 27 Millionen Mark.

Sydney hat von allen bedeutenden australischen Städten ein abweichendes Gepräge dadurch, dass die Stadt nie planmässig angelegt worden ist.



Sydney-Hafen.

Die Strassen sind darum eng und winklig, was den Europäer vielleicht mehr anheimelt, jedoch den Nachteil hat, dass die vielen prächtigen Gebäude in dem dichten Häusermeere durch ihre unvorteilhafte Lage an Wirkung verlieren. Das Postgebäude mit seiner Monumentalfront von granitenen Säulen und seinem schlanken Turm ist ein wahrhaft majestätischer Bau, ebenso das immense Rathaus, die von prächtigen Kuppeln überwölbten Markthallen. Hier möchte ich übrigens gleich erwähnen, dass sich in der Townhall die grösste Orgel der Welt befindet. Sie zählt nicht weniger als 8756 Pfeifen und kostete die enorme Summe von 340 000 Mk.

Das Parlamentsgebäude dagegen ist eine Schmach für Sydney, ebenso ist der Bahnhof ein höchst unzeitgemässer Bau. Museum und Bildergalerie waren zu meinem Staunen am Sonntage geöffnet, am Sonntage! wo jeder echte Engländer, besonders aber jeder Australier jegliche Zerstreuung meidet. Die übertriebene Snontagsheiligung des britischen Volkes ist allenthalben bekannt, in Australien scheint sie ins Lächerliche auszuarten. So wurde ich mit entrüsteten Blicken gemessen, als ich mich erdreistete, in einem befreundeten Hause am Sonntag eine Markensammlung ansehen zu wollen. Seltsamerweise hielt man es nicht für sonntagswidrig, als ich in dem reizvollen Garten meiner liebenswürdigen Gastgeber meine Kamera für einige Gruppenaufnahmen zurechtrichtete. Jener Sonntag war ein idealer australischer Wintertag, wie ihn vielleicht Süditalien nicht in dieser Milde kennt. Von der hoch gelegenen Vorstadt Woolahra hatten wir einen entzückenden Blick auf die ungeheure Fläche des noch jungen Centennial-Parks und weiter auf die ausgedehnte Rennbahn von Randwick, wo alljährlich jene bedeutenden Pferderennen abgehalten werden, die für Sydney dieselbe Anziehung bieten wie Epsom für London und Longchamps für Paris. Auch die blauen Fluten von Botany Bai, jenes für Australien ewig historischen Punktes, strahlten herüber, und an verschiedenen Stellen lugten reizvolle Teile des vielgewundenen Hafens aus einem Kranz prächtiger Villen hervor.

Alle, die Sydney Harbour mit eigenen Augen geschaut haben, werden mir beistimmen, dass unter den Reizen, mit denen Mutter Natur unsern Erdball ausgestattet hat, Port Jackson in erster Reihe genannt werden muss. Man stelle sich vor, dass dieses unvergleichliche Hafenbecken sich etwa 27 km landeinwärts erstreckt (hier ist allerdings ein Teil des Paramatta-Flusses mit eingerechnet), dass seine Küstenlänge an 300 km beträgt, und dass es in nahezu allen Teilen schiffbar ist. Hunderte von Einbuchtungen und Halbinseln, viele Meilen lang, verleihen ihm eine Mannigfaltigkeit, wie sie selbst Japans Inland Sea nicht grossartiger bietet. Etwa 6 km von der Hafeneinfahrt erhebt sich am Südufer die prächtige Stadt, und im weiten Umkreise, auch sich über das Nordufer ausdehnend, schliessen sich Vororte in endloser Folge an. Den anmutigsten Schmuck freilich bieten die zahllosen Villen, welche an den Buchten oder oben auf den hügeligen Landvor-

sprüngen aus prächtig gehaltenen Gärten hervorschimmern. Nach Norden zu flacht sich das Felsenufer bis zu einer Höhe von 30 und 25 m ab, dort befinden sich starke Festungswerke. South Head und North Head, die beiden äussersten Punkte der den Hafeneingang bildenden Uferseiten, sind etwa 1,50 km voneinander entfernt; es ist dies ein schmaler Eingang zu einem so riesigen Wasserbecken. Nun vergesse man nicht, dass die blaue Flut belebt ist von Dampfern und Seglern aller Art und Grösse, dass an den Reihen von Werften und Ankerplätzen stets Dutzende von grossen Postdampfern der europäischen, amerikanischen, asiatischen und australischen Linien liegen, Waren löschend oder einnehmend und dies sozusagen im Mittelpunkte der Stadt, denn die Hauptstrassen treffen sich am Circular Quay, der bedeutendsten Werft. Doch man muss dieses Bild mit eigenen Augen gesehen, muss sich im wirren Treiben befunden, muss selbst auf einem Schiffe das Hafenbecken durchkreuzt haben, um die Schönheiten von Port Jackson völlig würdigen zu können. Allerdings übertreiben die Bewohner von Sydney ihren Stolz auf dieses Naturgeschenk ein wenig, und der Fremde bekommt wohl zehnmal am Tage die Frage zu hören: What do you think of our harbour? Diese Phrase ist denn auch von den Melbourneleuten aufgegriffen worden, um die Sydneyleute damit aufzuziehen, und es ist die Hauptwaffe der Melbourneleute, dass sie denen von Sydney vorwerfen können: „You did not make your harbour, but we made our town."

Ich unternahm unter anderm auf dem entzückenden Hafen einen Ausflug nach dem sehr beliebten Vergnügungs- und Badeort Manly Beach. Der Dampfer passierte Watsons Bai, sowie die Hafeneinfahrt und fuhr in den tief einschneidenden North Harbour ein, wo wir am sandigen Ufer von Manly anlegten. Nach wenigen Schritten erreichte man das seichte Meeresufer, wo eine muntere Kinderschar im Sande spielte und junge Damen sich in heiterer Unterhaltung ergingen oder auf malerisch vorspringenden Felsen fischten oder malten. Die australischen Mädchen zeichnen sich durch besondere Frische und entwickelte Formen aus. So frühzeitig sie sich entwickeln, so bald sollen sie freilich auch verblühen.

Bei einem zweiten Ausfluge, der auch kaum mehr als drei Stunden in Anspruch nahm, lernte ich vielleicht den schönsten, gewiss lieblichsten Teil des Hafens kennen. Ich fuhr mit einem kleinen Dampfer bei herrlichstem Sonnenwetter von der langen Einbuchtung des Darling Harbour, an dem sich eine Schiffswerft an die andere reiht, etwa 18 km den Paramatta-River hinauf. Die Siedelungen an den hügelreichen Ufern sind hier nicht in dem Masse anziehend wie die Villenviertel des eigentlichen Hafens; dagegen weisen die unzähligen Einbuchtungen und die waldigen Halbinseln eine grössere Mannigfaltigkeit auf, und der Umstand, dass sich alles noch mehr im Urzustande befindet, trägt viel zur Erhöhung der Reize bei. Von Para-

matta, einer Stadt fast ebenso alt als Sydney, fuhr ich per Bahn in einer Stunde nach meinem Ausgangsorte zurück.

Neben seinem Hafen hat Sydney noch einen andern Vorzug vor allen australischen Grossstädten: es ist dies der Umstand, dass man schon nach dreistündiger Eisenbahnfahrt sich auf einem Hochplateau von über 1000 m Seehöhe befinden kann. In den heissen Sommermonaten ist dies von ungeheuerm Vorteile. Ausserdem bieten die Blue mountains einige hübsche



In den Blue Mountains, N.-S.-Wales. Ein Eukaliptuswald.
(Aufnahme des Verfassers.)

Naturreize, die indessen den Vergleich mit deutschen Wäldern und den Gebirgen der Schweiz nicht aushalten.

Mount Victoria, das bereits 3429 Fuss hoch gelegen ist, liegt in nordwestlicher Richtung von Sidney. Dorthin fuhr ich, um die etwa 56 km entfernten berühmten Tropfsteinhöhlen, die Jenolan Caves, zu besuchen. Es war ein herrlicher Wintermorgen, die Luft war von wohltuender Reinheit, trocken, aber kalt. Aber was war das für eine trostlose Gegend, für ein ödes Einerlei. Immer und immer ging es durch Eukalyptuswälder, die aber fast alle schon dem Tode geweiht waren, denn man will das Land für Viehzucht und Ackerbau gewinnen, und um dem kostspieligen Ausroden der Wälder zu entgehen, hat man einfach am unteren Ende der Baumstämme

die Rinde völlig abgeschält, wodurch natürlich das Absterben der Bäume bedingt ist. So werden jährlich tausende und abertausende Klafter Holz verwüstet.

Bevölkerung zeigte sich noch kaum, ab und zu stand am Wege eine kleine Holzhütte, in deren Nähe einige Schafe weideten. Nur ein einziges Mal entdeckten wir ein kleines Känguruh — hier gewöhnlich Wallaby genannt — in langen, seltsamen Sprüngen dahinsetzen, oder ein laughing jackass (eine Vogelart) liess seine lachende Stimme ertönen, oder eine schwarzweiss gefiederte Elster flog von Ast zu Ast. Ein einziges Bächlein



Eine der Tropfsteinhöhlen in Jenolan, Blue Mountains, N.-S.-Wales.

kreuzten wir auf der fünfstündigen Fahrt. Die Berge waren meist nur Höhenrücken von wenig eindrucksvoller Form, nur dicht hinter Mount Victoria öffnete sich den Augen eine riesige kesselartige Tallandschaft, aus der die felsigen Bergwände ziemlich senkrecht aufwärts strebten. Die Tropfsteinhöhlen, von denen man bis jetzt an 30 aufgefunden hat, sind meiner Meinung nach einen derartigen Ausflug nicht wert. Wir besuchten nur eine von ihnen, die „Right Imperial", deren Tropfsteingebilde als die schönsten gelten und die völlig mit elektrischem Licht erleuchtet ist. Meinem Dafürhalten nach bietet sie jedoch nicht mehr als die „Rosenmüller Höhle" in der fränkischen Schweiz.

Am Sonntag, den 30. Juli, fuhr ich mit dem Nachtexpresszuge nach Melbourne ab, wo ich nach 17stündiger Fahrt anlangte. Melbourne ist um volle 50 Jahre jünger als Sidney, und doch ist es eine so viel glänzendere, elegantere Stadt. Sie ist planmässig angelegt worden, alle Strassen kreuzen sich im rechten Winkel, sind gleich lang und breit. Die eigentliche Stadt, das Geschäftsviertel, gleicht einem Rechteck mit einer Seitenlänge von 1 bezüglich ½ Meile. Die Hauptstrassen, die sich in gewissen Abständen kreuzen, messen 99 Fuss an Breite, die ihnen parallel laufenden Gassen 33 Fuss. Die zahlreichen Banken und die Häuser der Versicherungsanstalten, die grossen



Melbourne. — Collins Street.

Warengebäude und öffentlichen Bauten gleichen stolzen Palästen, wie sie London oder New York, Paris oder Berlin nur zur Ehre gereichen könnten. Was sind das Postgebäude und das Rathaus für wunderbare Bauwerke; wie steht das Parlamentsgebäude so stolz am Kopfe der sanft ansteigenden Bourke Street und ebenso das massive Schatzamt hoch oben am Ende von Collins Street! Und dieses herrliche Tramsystem, das sich durch alle Strassen zieht, das die weiten Vorstädte bis auf Meilen im Umkreise und mit der Stadt verbindet. Es ist nicht Pferdebahn und nicht Dampfbahn, nicht elektrischer und nicht Luftbetrieb, es ist Drahtseilbahn. Ein endloses Drahtseil befindet sich unterirdisch in stetiger Rotation. Ein schmaler Einschnitt in der Mitte des Gleises erlaubt, dass der führende Tramwagen vermittelst

einer Riesenzange an dieses Seil angeklammert und so mit fortgerissen wird. Durch Bewegen eines Hebels kann diese Klammer nach Belieben geöffnet werden, wohingegen eine Bremse das sofortige Stillstehen der Wagen bewirkt. Für 25 Pfg. kann man viele Meilen weit befördert werden. Welcher Beliebtheit sich dieses System erfreut, zeigen folgende Zahlen, die ich zufällig in einer Melbourner Zeitung entdeckte: Es wurden im Monat Juli 1899 in Melbourne 3 055 848 Passagiere befördert, während die Einnahme für denselben Zeitraum 30 482 Pf. Sterl. betrug, also mehr als 600 000 Mk. 693 356 englische Meilen wurden zurückgelegt. Selten muss man länger als 2 oder 3 Minuten auf einen Tramwagen warten, das Kabelsystem vermeidet den Russ und das Fauchen der Lokomotive, ebenso das unschöne Drahtnetz der elektrischen Bahnen, welches das Strassenbild so sehr beeinträchtigt.

Melbourne hat sich heute so ziemlich wieder von jenem bösen Zusammenbruche erholt, der Anfang der neunziger Jahre auf die höchst ungesunde Spekulationsmanie im Landerwerb gefolgt war. Man erzählte mir oft, wie damals die Töchter ruinierter Väter energisch begannen, ihren eigenen Unterhalt zu verdienen, wie sie Teestuben gründeten und Stellen annahmen, wie die feinen Wohnungen mit kleinen und billigen Behausungen vertauscht werden mussten usw. In kurzer Zeit verlor damals die Bevölkerungszahl von 491 000 an 50 000 Menschen, doch ist dieser Verlust zum Glück heute wieder ausgeglichen, und die Umsätze beweisen, dass die Geschäfte sich wieder in voller Blüte befinden. Im Jahre 1898 betrug die Einfuhr von Victoria an 310 Millionen Mark, während sich die Ausfuhr auf nahezu 340 Millionen Mark belief. Durch die hohen Schutzzölle wird die Fabrikation von Tuchen, Schuhen, Maschinen usw. usw. stark begünstigt. An Weinen liefert Victoria nahezu an 3 Mill. Gallonen, an Gold im Werte von rund 65 Millionen Mark und der Bestand von Schafen beträgt 13 180 000 Stück. — Was A. Hordern & Sons in Sidney, das sind Foy & Gibson in Melbourne. Die Fabrikanlagen und Produktionsfähigkeit dieser Firma übertreffen sogar jene von Horderns, während der ganze Warenumsatz der letzteren noch stark obenan steht. Alles erdenkliche wird hier gemacht und zu machen versucht; denn die Zollmauer erschwert die Importation ungemein. So erklärt es sich auch, dass die Einfuhr nach Victoria um volle 120 Millionen Mark hinter der von Neu-Süd-Wales zurücksteht, obgleich die Einwohnerzahl nur um 146 000 Köpfe differiert.

Im Jahre 1897 verheerte eine furchtbare Feuersbrunst einen grossen Teil der bedeutendsten Warenhäuser in Elizabeth- und Flinders-Street. An 20 Millionen Mark soll der Schaden gewesen sein. Heute freilich erheben sich dort um so schönere Paläste, und ich hatte Gelegenheit, zu sehen, mit welcher Vorsicht und Umsicht man bei dem Neubau der Häuser vorgegangen ist. Die Gebäude sind alle in zwei Teile geteilt, durch schwere

Steinmauern getrennt und nur vermittelst dicker Eisentüren verbunden, die allabendlich geschlossen werden. An den Decken jedes Stockwerkes zieht sich ein Netz von Wasserleitungsröhren hin. In gewissen Abständen sind Vorrichtungen angebracht, welche durch Wachs verschlossen sind, das bei einer gewissen Hitze schmilzt und dann dem Wasserstrahle freien Lauf lässt.

Eine andere, jetzt auch im Kaufhaus des Westens in Berlin eingeführte Einrichtung besteht darin, die Rechnung mit dem zu wechselnden Gelde vermittelst komprimierter Luft in Röhren nach dem Sitz des Kassierers zu senden. Dort werden die Rechnungen geprüft und dann mit dem Rest des Geldes auf demselben Wege nach dem betreffenden Ladentische zurückbefördert. Nach diesem System, das in jeder Beziehung der bekannten Kugel- und Drahtseilmethode vorzuziehen ist, erfolgte die Zahlung vor meinen Augen innerhalb 18 Sekunden. Es ist ein amerikanisches Patent und darum ziemlich kostspielig.

Als Wein erzeugendes Land hat sich Victoria bereits einen Namen erworben, nicht minder aber auch infolge seiner Erzeugung vortrefflichen Branntweins. In allen australischen Städten, gross oder klein, findet man die Riesenreklame, einen Bumerang werfenden Australneger, der berühmten Melbourner Whisky- und Branntweinfirma von Joshua Brothers. Die ausgedehnten Anlagen, die als die grössten der Welt gelten, befinden sich draussen in Port Melbourne, unweit der Schiffswerften, wo die grossen Postdampfer anlegen. In den weiten Lagerräumen sah ich in mächtigen Fässern aufgestapelt nicht weniger als zwei Millionen Liter an Whisky und Branntwein.

Was geistige, besonders musikalische Genüsse anbetrifft, so ist man in Melbourne ziemlich up to date. Die beiden Orchester, eines davon unter Leitung eines Deutschen, sind vorzüglicher Güte und wissen Wagner und Beethoven wohl zu erfassen und wiederzugeben. Sowohl in Gesang und Klavier, als auch Violine sah ich Kräfte auftreten, die in Deutschland als Künstler höheren, ja teilweise ersten Ranges gelten würden. Die Theater bieten weniger Gutes. Kommt nicht einmal eine berühmte Truppe von Europa, um Gastspiele zu geben, so sind die Stücke gewöhnlich unbedeutend oder sensationell.

In Melbourne hatte ich Gelegenheit, einem der grössten Pferdewettrennen des Jahres beiwohnen zu können. Die übergrosse Vorliebe der englischen Rasse für Sport und Wettrennen ist bekannt. In Melbourne erreicht sie ihren Höhepunkt, besonders, was Pferdewettrennen anbetrifft. Jeden Sonnabend und an zwei andern Wochentagen finden jahraus, jahrein Rennen statt, indessen soll es auch Wochen gegeben haben, in denen jeder Tag ein Rennen sah. Einige von ihnen sind von besonderer Bedeutung, und wenn man die Melbourner davon sprechen hört, meint man, es handle sich um ein welterschütterndes, epochemachendes Ereignis. Die Gouverneure aller

Kolonien, sowie die Menschheit aus nah und fern strömt an diesem Festtage, an dem Geschäfte und Banken schliessen, nach Melbourne. In der Tat waren dies Rennen, wie man sie auch in Europa wohl kaum grossartiger antreffen kann: Zunächst die riesige Rennbahn, dann die massiven Tribünen und herrlichen Gartenanlagen, in denen sich die Hautevolee von Melbourne, von ganz Victoria zu Tausenden erging. Dann vor jedem Rennen das Gedränge auf dem Platze, wo die Buchmacher mit fürchterlichem Geschrei ihren niedrigen Beruf ausübten, wo sich Herren wie Damen um die pfiffigen Gesellen scharten, um durch Wetten ihr Glück zu versuchen. Mein Begleiter meinte, dass bei den fünf oder sechs Rennen in den wenigen Stunden wenigstens zwei Millionen Mark umgesetzt worden seien. Die Aufregung der Damen war, wenn möglich, noch grösser als die der Herren.

Adelaide, die Hauptstadt von Süd-Australien, sollte die Endstation meiner Reise in westlicher Richtung sein. Den Frühzug benutzend, langte ich bereits um elf Uhr in der berühmten Goldstadt Ballarat an. Während der Fahrt überzogen sich die saftigen Weideflächen, welche im Flachlande ein frisches Grün zeigten, allmählich mit einer dicken Schneedecke, je weiter wir auf die Höhe des Hochplateaus gelangten. In dichten Flocken fiel der Schnee herab, und selten habe ich in so kurzer Zeit eine sommerliche Landschaft in eine winterliche sich verwandeln sehen, am allerwenigsten im Monat August. Der Besuch der Goldminen kostete mich mehrere Stunden und mein Mittagsmahl. Ich musste mich meiner Kleider entledigen und in ein grobes Bergwerksgewand schlüpfen, denn die Minengänge sind eng und niedrig und oft mit Wasser bedeckt, ausserdem erfreut man sich in ihnen nicht elektrischen Glühlichts, und das Klettern von einem Stockwerk zum andern auf kotbeschwemmten Leitern verlangte wahrhafte Gauklerkünste. Die Goldgewinnung aus dem Gestein ist eine sehr primitive. Wohl wird das goldhaltige Quarz durch Stampfhämmer zu Staub zermalmt und letzterer mit Wasser über amalgamierte Kupferplatten geleitet, aber das ist auch alles. In Retorten scheidet man durch Erhitzen das Gold aus, vom Cyan- oder Chlorverfahren macht man keinen Gebrauch. Manche Unze Gold entgeht darum ungesehen den Händen der Kompagnie. Berechnende Leute haben sich in jüngster Zeit die Aufgabe gestellt, die alten, als „débris“ bekannten Schutthaufen neu zu bearbeiten und durch sogenanntes „sluicing“, das ist Auswaschen mittels eines gewaltigen Wasserstrahles, den noch vorhandenen Goldbestand zu gewinnen. Der Erfolg soll bisher sehr befriedigend gewesen sein.

Die Goldausbeute in Ballarat ist arg zurückgegangen und steht in keinem Verhältnis zu der von Johannesburg. Seine Berühmtheit wird jedoch nicht so schnell in Vergessenheit geraten, ist doch in Ballarat eine grosse Zahl von Goldklumpen zu Tage befördert worden, deren Grösse und Gewicht in den Reihen der bedeutendsten Funde der Welt rangieren. Der grösste

Goldklumpen von Ballarat wurde im Jahre 1858 in einer Tiefe von 180 Fuss gefunden; er wog 2217 Unzen und wurde auf 180 000 Mk. geschätzt. Der grösste Fund der Welt wurde im Jahre 1869 gemacht und wog 2280 Unzen.

Aehnlich wie San Francisco, Johannesburg und andere Goldstädte, ist auch Ballarat durch seinen Goldreichtum zu einer stolzen Stadt emporgewachsen. Mit einer Einwohnerzahl von 45 000 ist es die grösste Stadt des australischen Inlandes. Die Strassen sind breit und durch schöne Läden geziert. Auf den botanischen Garten mit einer Sammlung prächtiger Marmorstatuen, die es reichen Bürgern verdankt, darf es mit Recht stolz sein, ebenso auf den liebreizenden Wendouree-See, der sich unweit der Stadt erstreckt.

Um acht Uhr abends bestieg ich den Postzug, der mich am nächsten Morgen in Adelaide landete. Hier in der Niederung hatte der Winter sein Lager nicht aufzuschlagen vermocht, die Weidegründe erfrischten das Auge mit saftigem Grün, und die mit Blüten übersäten zahllosen Mandelbäume boten einen selten schönen Anblick. Adelaide wird gewöhnlich als die schönste der australischen Städte genannt; gewiss ist sie die anmutigste und freundlichste, um so mehr, als ihr das Hetzen und Jagen der Grossstadt noch fehlt. Trotzdem ist es erstaunlich, in welch hoher Blüte der Handel steht und wie eine ganze Anzahl von Riesenhäusern bei der nur 360 000 zählenden Einwohnerschaft der ganzen Kolonie Südaustralien bestehen können. Adelaide ist nur ein einziges Jahr älter als Melbourne, seine Bevölkerung erreicht aber nur den dritten Teil der Metropolis, denn Südaustralien ist nicht mit Gold- und Silberfeldern durchsetzt wie Victoria. Golddürstige Einwanderer haben darum nie das Land überflutet und grosse Niederlassungen gegründet. Wolle, Getreide und Kupfer sind die Hauptausfuhrartikel. Der Gesamtexport betrug im Jahre 1897 ca. 150 000 000 Mk., der Import kaum 1 500 000 Mark mehr. Die Steuern sind niedrig, und was den Reichtum per Kopf anbetrifft, so hörte ich von glaubwürdiger Seite, dass Südaustralien allen andern Kolonien vorangehen soll. Nirgends haben sich in Australien die Deutschen mehr zusammengeschart als in dieser Kolonie. In Adelaide selbst sollen einige Tausend sesshaft sein, aber auch in den Dörfern des Inlandes wiegt oft das deutsche Element vor. Aehnlich wie in Südafrika, vernahm ich häufig von Engländern, dass es keinen besseren Bauern gäbe als den Deutschen, stets freilich fügte man hinzu, „ausgenommen in den deutschen Kolonien“; wer die Schuld daran trägt, braucht nicht erörtert zu werden, der deutsche Bauer sicherlich nicht.

Bei der Anlage von Adelaide haben dieselben Prinzipien gewaltet, wie in Melbourne. King Williams Street, die Hauptverkehrsader, misst volle 132 Fuss und erweitert sich im Zentrum der Stadt zu einem stolzen, mit Bäumen und Statuen geschmückten, offenen Platz. Die eigentliche Stadt wird auf allen vier Seiten von „Parkland“, duftenden Wiesen mit Baum-



Süd-Australien. — Flamingos im Zoologischen Garten von Adelaide.

pflanzungen und Spazierwegen in einer Breite von ½ engl. Meile umgrenzt. Nie sollen diese Flächen zu Bauplätzen verwandt werden, damit der Stadt stets das frische und schmucke Aussehen gewahrt wird. An das Parkland, welches auch die immense Rennbahn, sowie den zoologischen und botanischen Garten einschliesst, reihen sich in grosser Zahl die Vorstädte mit ihren lachenden Gärten. Im Norden und Osten ziehen sie sich nach den hochgewölbten Mount Lofty-Rücken hin, an denen Wein und Oliven gedeihen, während sie sich nach Westen hin bis zum flachen Meeresufer, dem St. Vincent-Golf, verstreuen. In Port Adelaide, das in nordwestlicher Rich-



Süd-Australien. — Känguruhs im Zoologischen Garten von Adelaide.

tung von der Stadt an einem schmalen Meereseinschnitte gelegen ist, durfte ich die bedeutenden Silberschmelzwerke besichtigen. In Brokenhill, Neu-Süd-Wales, befinden sich bekanntlich die reichsten Silberbergwerke der Erde. Adelaide ist der natürliche Hafenort jener Bergwerksstadt und darum durch eine einige 100 Meilen lange Eisenbahnlinie damit verbunden. Die zu Tage geförderten silber- und bleihaltigen Erze werden von Brokenhill teils nach Port Adelaide, teils nach einem andern Platze zum Einschmelzen gesandt. In mächtigen Oefen sah ich das rötlich-braune Erz rösten, die Atmosphäre war erfüllt von entweichendem Schwefel. Das von seinem Schwefelgehalt befreite Erz wird alsdann in Schmelzöfen zusammen mit Eisenstein, Kalkstein und Koks einer hohen Glut ausgesetzt und geschmol-

zen. Am Fusse der Hochöfen konnte ich auf der einen Seite die unbrauchbaren Schlacken, auf der andern das weisse Gemisch von Silber, Blei und wenig Gold abfliessen sehen. In länglichen Barren wird das erkaltete Metall nach Europa versandt und erst dort in seine einzelnen Bestandteile geschieden.

Bevor ich zum Schlusse komme, möchte ich noch erwähnen, dass ich im Gresham-Hotel als besondere Delikatesse Känguruhschwanz auf der



Eine Familie von Australnegern in Coranderrk bei Healesville.
(Aufnahme des Verfassers.)

Speisekarte angegeben fand. Das mir bis dahin unbekannte Gericht mundete mir vortrefflich.

Wenn ich noch angebe, dass man sich in Adelaide, wie in allen andern australischen Städten, nicht überarbeitet, indem die allgemeinen Geschäftsstunden von acht Uhr morgens bis 5 Uhr nachmittags dauern, so kann ich damit höchstens Unzufriedenheit im „old country" anrichten. Indessen scheint man auch bei der achtstündigen Arbeitszeit Reichtümer machen zu können, obgleich die Arbeitslöhne in Australien per Tag nahezu denen in Deutschland per Woche gleichkommen.

Am Morgen des 12. August langte ich wieder in Melbourne an. —

In keiner der australischen Städte und auch nicht während meines Ausflugs nach den Blue Mountains hatte ich auch nur ein einziges Mal einen der schwarzen Ureingeborenen, der Australneger, zu Gesicht bekommen. In ihrem Urzustande mag man sie überhaupt nur noch in den nördlichen und wenig erforschten Teilen des Festlandes vorfinden, und auch dort nur vereinzelt, denn bekanntlich steht dieser niedrigste aller Völkerstämme schon lange auf dem Aussterbeetat. Etwa 45 Meilen von Melbourne, in der Nähe der kleinen Ortschaft Healesville, hat man Gelegenheit, einen kleinen Restbestand in einem halb zivilisierten Zustande anzutreffen. Da die dortige Gegend gleichzeitig eine der schönsten Waldpartien in Victoria aufweisen sollte, beschloss ich, einen Ausflug dorthin zu unternehmen. Nach mehrstündiger Eisenbahnfahrt durch uninteressante Gegend langte ich am Morgen des 15. August in Healesville an, von wo ich alsbald in einem leichten Wagen nach der wenige Meilen entfernten Negerstation von Coranderrk fuhr. Aehnlich wie die letzten europäischen Bisons und Elche im kaiserlichen Walde zu Grodno, so geniessen auch hier die Reste der Australneger den Schutz der Regierung. Es sind Abkömmlinge von zahlreichen Stämmen, und auch ein einstiger Häuptling fristet hier noch sein Dasein und erfreut jeweilige Besucher trotz seiner 76 Jahre mit der Vorführung des Feuermachens ohne Streichholz oder Kieselsteine, lediglich durch rasches Quirlen eines spitzen Stabes einer gewissen Holzart auf einem trockenen, dünnen Brettchen, unter welchem leicht entzündliche Baumrindenfasern angehäuft liegen. Wie mir der weisse Aufseher mitteilte, besteht die Arbeit der Neger in Holzhauen und ein wenig Hopfenbau. Jede Familie besitzt ein zwar schmuckloses, aber doch geräumiges Holzhäuschen als Wohnung; die meisten haben eine Schule besucht, können lesen und schreiben und sprechen ein leidliches Englisch. Die Frauen sind hässlich wie die Nacht, die Männer haben sehr gedrungene Gestalt und zeichnen sich durch einen unbändigen Haar- und Bartwuchs aus, welch letzterer über-



Negerstation Coranderrk.
Bumerang werfende Australneger.
(Aufnahme des Verfassers.)

haupt wenig von ihren Gesichtszügen erkennen lässt. Die Nase ist sehr flach, und aus den dunkeln Augen spricht wahrhaftig keine Intelligenz.

Am meisten interessierte es mich, das Werfen der australischen Kriegswaffe, des zauberhaften Bumerangs, zu beobachten. Wohl brachte man auf meinen Wunsch einige der seltsam gekrümmten Holzwaffen und liess sie auch mit kraftvollem Schwunge durch die Luft sausen, aber völlig zurück zu den Füssen oder gar in die Hand des Werfenden kamen sie nie; die guten Neger hatten in ihrem zivilisierten Zustande die Kunst ihrer Vorfahren verlernt. Immerhin war es für mich interessant, den Bumerang mit eigenartigem Zischen im Bogen durch die Luft jagen und dann in den seltsamsten Kurven etwa auf 5—10 m zum Ausgangspunkte zurückkehren zu sehen.

Am Nachmittage desselben Tages fuhr ich nach Fernshaw und nach dem Black Spur, welche wegen ihrer Fülle an Baumfarnen von den Melbournebewohnern während der heissen Sommermonate aufgesucht werden. Die Anzahl von Baumfarnen, die bis zu einer Höhe von 3 bis 5 m emporwachsen, erinnert zwar etwas an tropische Flora, doch wiegen im grossen und ganzen die öden Eukalyptusbäume vor. Die Gattung, welche in dieser Gegend gedeiht, mag vielleicht zu den höchsten Bäumen der Welt zählen; die meisten von ihnen mochten eine Höhe von 200 Fuss erreichen. Schnurgerade steigen sie auf, und ihr Umfang am Fusse übertraf alles, was ich in dieser Art bis dahin gesehen.



Bumerang.

XIV. KAPITEL.

Am 18. August schiffte ich mich nach Tasmanien ein, um von Hobart aus die direkte Dampferverbindung nach Neuseeland zu benutzen.

Hobart zählt mit seinen Vorstädten nahezu 40 000 Einwohner und erfreut sich einer selten schönen Lage am Ufer des sich zum herrlichen Meeresarm erweiternden Derwent. Im Rücken ist es gänzlich von Bergen eingeschlossen, von denen der imposante Mount Wellington Schnee in reichlicher Fülle zeigte. In dem kleinen Museum fand ich das Porträt des letzten Eingeborenen vor. Er starb im Jahre 1876. Tasmanien ist im Jahre 1642 von dem holländischen Seefahrer Abel Jansen Tasman entdeckt worden, der von dem Gouverneur von Batavia, Van Diemen, auf eine Forschungsreise nach dem Süden ausgesandt worden war; darum führte auch die Insel früher den Namen Van Diemens-Land. Erst im Jahre 1803 tat man die ersten Schritte, das Land zu besiedeln, indem einige Sträflinge von Neu-Süd-Wales nach der Insel transportiert wurden. Ein Jahr später wurde Hobart gegründet.

Infolge seines milden Klimas wird es alljährlich von unzähligen Touristen, besonders vom australischen Kontinente aus, überflutet. Ich war erstaunt, in dieser Jahreszeit Hobart nicht kühler zu finden als Melbourne, obgleich es doch an vier Breitengrade südlicher gelegen ist. — In welch hoher Blüte die Obstkultur in Tasmanien steht, ist bekannt; selten habe ich schmackhaftere Aepfel genossen als hier.

Die Abfahrt der „Talune“ für Neu-Seeland war auf den 21. August festgesetzt.

Das waren drei böse Tage, die ich auf den sturmgepeitschten Wogen des pacifischen Ozeans verbrachte. Hu! wie das Schiff stampfte und rollte und in allen Fugen krachte, wie der Wind um die Masten pfiff und das Fahrzeug wie einen Federball umherwarf. Grossartig, ja überwältigend wirkte das Schauspiel der brausenden Meeresflut, die in wildem Ungestüm einher



Tasmanien. — Ansicht von Hobart.

rollte und ein endloses Chaos von schaumgekrönten Wellenbergen und finsteren Tälern bot. Doch musste ich leider mit den meisten andern Passagieren die Erfahrung machen, dass bei solchen Prüfungen sich der Geist zwar willig, das Fleisch aber schwach zeigt. In warme Decken eingehüllt — es pfiff ein eisiger Westwind —, lag ich fast während der ganzen Zeit in meinem Stuhle ausgestreckt; Energie, Lebenslust, alles war dahin!

Als wir früh am Morgen des 25. August am Bluff, ungefähr dem südlichsten Punkte der grossen Mittelinsel von Neuseeland, an Land gingen, erinnerte mich ein scharfer Südwest lebhaft an das nordische Klima der Heimat, von der ich — das sei hier gleich erwähnt — damals am weitesten während meiner ganzen Reisen entfernt war. Schnee lag nirgends in der Ebene. Da-



König Billi,
der letzte der Tasmanier.



Trucanini,
die Frau von König Billi.

gegen fielen die nach Westen gerichteten Augen auf einen erhabenen, schneegekrönten Gebirgszug der südlichen Alpen. Er erschien zu dieser Jahreszeit vielleicht am eindrucksvollsten, da die Schneegrenze, die übrigens auch im Sommer viel tiefer hinabreicht als in den Schweizer Alpen, durch frischen Winterschnee fast bis zum Fusse herabging. Die unmittelbare Umgebung bot sehr wenig. Scharen von Schafen, jenem grössten Reichtum dieser fernen englischen Kolonie, weideten auf den noch winterlich dürftigen und steppenartigen Länderstrecken; ab und zu wurde eine einsame Farm, deren Wohnhäuser Schuppen glichen, passiert, manchmal ein kleines Dorf, zusammengesetzt aus mehreren solcher Schuppen, selten grüsste uns ein freundliches Städtchen, dessen Einwohnerzahl nach Tausenden berechnet werden konnte. Das hübsche, rasch emporblühende Invercargill (10 000 Einwohner),

bereits eine Stunde hinter dem Bluff, machte wohl die einzige Ausnahme. Um 5 Uhr nachmittags langten wir in Dunedin an, der schönen und bedeutenden Handelsstadt am Otagohafen. Auf drei Seiten ist Dunedin von Bergen eingeschlossen, von denen die höheren noch eine dichte Schneekappe trugen; die vierte Seite nimmt der hübsche, aber nicht allzu brauchbare Otagohafen ein, der durch eine lange Halbinsel vom Meere abgeschlossen ist, trotzdem aber bei stürmischem Wetter recht hohen Wellengang entwickelt. Der geringen Tiefe wegen können grosse Postdampfer nicht einlaufen, sie legen in dem sicheren und tieferen Hafenbecken von Port Chalmers, dem Vorhafen von Dunedin, an. — In Anbetracht der Grösse der



Neu-Seeland. — Zwanzigtausend Schafe.

Stadt — sie zählt rund 50 000 Einwohner — besitzt sie eine grosse Reihe schöner und stattlicher Gebäude, allerdings nur in der eigentlichen Geschäftsstadt, während die Häuser in den Vorstädten, also die Privatwohnungen, fast ausschliesslich wenig Schmuck aufweisen; sie sind zumeist aus Holz errichtet, aber gewähren Raum und Bequemlichkeit in Fülle. — Bereits hier erfuhr ich, welch erstaunlich schnellen Absatz Waren aller Art fanden, wahrhaft erstaunlich im Verhältnis zur Zahl der Bevölkerung. Ein Bewohner des alten Europa, wo der Unterschied zwischen reich und arm ein so krasser ist, vermag sich nur langsam an den Gedanken zu gewöhnen, dass es ein Land geben kann, in dem extreme Armut nahezu unbekannt ist, ebenso unbekannt wie übergrosser Reichtum. Dem Umstande, dass sich auch die niedere Bevölkerung eines verhältnismässigen Wohlstandes erfreut, ist die

Möglichkeit zuzuschreiben, dass sich bei einer Gesamt-Einwohnerschaft Neu-Seelands von 780 000 in den vier Grossstädten eine solche Zahl von bedeutenden Warenhäusern aufrecht erhalten kann.

Der 27. August, ein Sonntag, zeichnete sich durch besonders mildes Frühlingswetter aus, ich war bei Freunden zu Tisch geladen. Selten schön war der Blick von dem schmucken Holzhäuschen am hohen Bergeshange, hinab auf die sonntäglich stille Stadt und das in malerischen Windungen sich hinziehende lange Hafenbecken. Im Rücken, zur Rechten und zur Linken, überall steil gewölbte Höhenrücken, deren immergrünes Buschwerk, wo es vorhanden, den frühen Lenz zum Sommer gestaltete. Eine Wagenfahrt am Nachmittage durch dieses ewig grüne Buschwerk, das in seiner Dichtigkeit tropischen Urwäldern gleichkommt, gestaltete sich hoch erfrischend. Hierbei machte ich auch die Bekanntschaft mit dem Cabbagebaum. Sein schlanker, palmenartiger Stamm wächst oft zu beträchtlicher Höhe empor und trägt auf den meist gleichförmig nach oben verzweigten Armen dichte Büschel schilfähnlicher Blätter, die aus einem einzigen Punkte zu sprossen scheinen. Der Baum, der meist einzelstehend vorkommt, ist besonders charakteristisch für Neu-Seeländische Landschaft. Am Meeresufer, wo die vielfach gebrochenen Wellenberge sich donnernd dem Ufer zuwälzten, erging sich auf dem meilenlangen sandigen Saume in ausgelassenstem Frohsinn die Bevölkerung von Dunedin.

Die Zahl der Deutschen in Dunedin ist nur unbedeutend, indessen sollen sie alle angesehene Stellen im sozialen Leben bekleiden. Deutschland hat ein gut Teil des Einfuhrhandes nach Neu-Seeland in Händen, rangiert aber doch erst weit nach den Vereinigten Staaten, welche direkt hinter Grossbritannien folgen und jährlich mehr vom Handel an sich reissen. Aus dem offiziellen Jahrbuche entnehme ich folgende Zahlen: Die Einfuhr von 1898 nach Neu-Seeland betrug rund 165 Millionen Mark. Grossbritannien allein hatte mit mehr als 100 Millionen Mark Anteil an diesem Handel, die Vereinigten Staaten mit 16 Millionen, Deutschland mit nur wenig mehr als 3 Millionen. Die Ausfuhr von Neu-Seeland belief sich im selben Jahre auf ca. 210 Millionen Mark. Wolle rangierte hierbei allein mit 90 Millionen, gefrorenes Fleisch mit fast 3½ Millionen, Gold mit 20 Millionen und das Harz der Kaurifichte mit 11½ Millionen Mark. Der Ueberschuss von Ausfuhr über Einfuhr bietet jedermann leicht einen Schluss auf die Wohlhabenheit der Bevölkerung. — Neu-Seeland war von jeher ein reiches Feld für Goldgräber; Ende März 1899 hatte der Gesamtertrag an Gold in Neu-Seeland die respektable Summe von 1100 Millionen Mark erreicht. Die Ausbeute, die im letzten Jahrzehnt und auch zu Anfang dieses bemerklich zurückgegangen war, hat in den letzten wenigen Jahren einen erstaunlichen Aufschwung genommen infolge einer neuen Gewinnungsmethode, der Anwendung von besonderen Baggermaschinen in

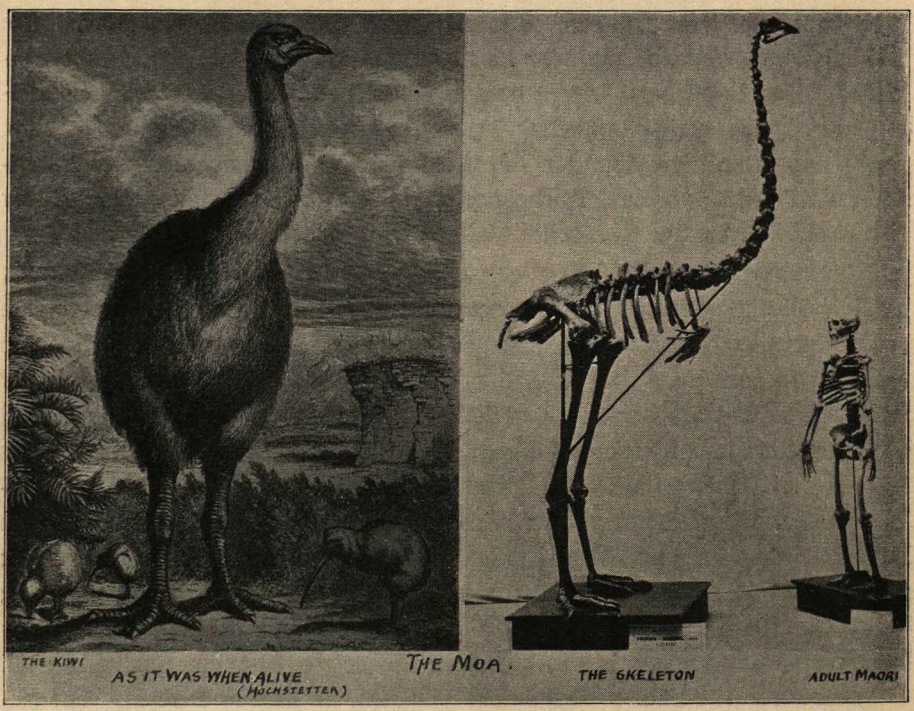
Flüssen und Bächen. Der einzelne Goldgräber, der mit Picke und Schaufel hantiert und mit der Schüssel das Gold aus dem Sand und Gestein auswäscht, muss so mehr und mehr dem Dienste der Technik und den Unternehmungen grosser Gesellschaften weichen. Immerhin hatte ich während meiner späteren Fahrten durch die Berge noch oft Gelegenheit, solche Goldgräber vom alten Schrot und Korn anzutreffen.

Am 29. August wurde die Reise fortgesetzt. Das blühende Christchurch in der weiten Ebene von Canterbury, dessen Gründung nur zwei Jahre nach der von Dunedin erfolgte, war mein Bestimmungsort. Die Eisenbahnfahrt, obgleich sie sehr langsam von statten ging, war höchst anziehend. Das Land zur Linken, dessen Hügel und Höhenzüge mählich kleiner wurden und endlich gänzlich in eine grosse Ebene übergingen, zeigte überall das tatkräftige Schaffen der Ackerleute, besonders aber der Schaf- und Viehzüchter. Dichte Dornenhecken im Schmucke tausender gelber Blüten markierten die Grenzen zwischen den einzelnen Besitztümern.

Christchurch ist mit 54 500 Seelen die zweite Stadt der ganzen Kolonie, obgleich die jüngste der vier Grossstädte. Ihre Einwohnerschaft setzt sich in der Hauptsache aus rein englischen Elementen zusammen. Es ist eine grosse Ebene, die man zur Anlage von Christchurch gewählt hat, eine der fruchtbarsten und am besten entwickelten der Inselgruppe. Schafzucht wird in ausgedehntestem Masse betrieben; ich will dabei gleich erwähnen, dass die Zahl der Schafe in Neu-Seeland nahezu an 20 Millionen beträgt. Christchurch ist auch die einzige der vier bedeutenden Städte, welche keinen direkten Hafen besitzt. Von Lyttleton, seinem Hafenplatze, ist es durch einen Höhenrücken getrennt, den man indessen nunmehr durchbohrt hat; eine etwa 13 km lange Eisenbahnlinie stellt die Verbindung der beiden Plätze her, von denen beide in gleichem Masse voneinander abhängig sind.

Seinen Hauptschmuck besitzt Christchurch in seinem Museum, auf das es mit Recht stolz sein kann. Es gilt nicht nur als bestes in ganz Australien, sondern auf der ganzen südlichen Halbkugel. Mein Nationalgefühl berührte es mit inniger Freude, zu hören, dass ein Deutscher, Julius von Haase, der Gründer und Organisator des reichhaltigen Museums gewesen ist. Die Sammlung von Gegenständen aus dem Leben der Eingeborenen, der Maoris, an Waffen, Handwerkszeug, kunstvollen Decken, Schnitzereien usw. bietet des Interessanten in Fülle. Den grössten Anziehungspunkt stellen allerdings die Gerippe jener Neu-Seeländer Riesenvögel, der Moa, dar, die ein bereits seit 250 Jahren ausgestorbenes Geschlecht vertreten. Das grösste Gerippe war von erstaunlicher Höhe; das Skelett einer ausgewachsenen Giraffe erschien klein dagegen. Das grösste Ei eines solchen Moa ist naturgemäss von riesigem Umfange, indessen steht es zurück hinter demjenigen der ebenfalls ausgestorbenen Dodo auf Madagaskar.

Am Abend hatte ich das Vergnügen, einem Hausballe beiwohnen zu dürfen, wobei ich beobachten konnte, wie die klare reine Luft Neu-Seelands einen schönen frischen Menschenschlag entwickelt. Unter den etwa 20—25 jungen Damen war kein Gesicht, das sich nicht durch besonders rosige Farben auszeichnete, das nicht hübsch genannt werden konnte. Ich fand die Gesellschaft bei weitem weniger steif und formell, als dies im „old country" der Fall ist. —



Der Neu-Seeländer Riesenvogel Moa;
rechts das Gerippe im Museum zu Christchurch.

Die folgenden Seiten werden nunmehr den lieben Leser in die romantischen Teile der Mittelinsel versetzen; hier tritt die Zivilisation in den Hintergrund und die Natur dominiert. Ich hatte in Neuseeland Anschluss an einige Mitreisende gefunden und führte die meisten folgenden Fahrten in ihrer Gesellschaft aus.

Eine dreistündige Bahnfahrt brachte mich am Morgen des 1. September nach dem kleinen Orte Springfield. — In unmittelbarer Nähe türmte sich ein herrlicher Gebirgsstock auf, der noch ganz im Schmucke winterlichen Schnees stand. Kurz nach Mittag fuhren wir bereits in einer offenen Postkutsche diesen Bergen zu, nach wenigen Stunden umgaben sie uns auf allen

Seiten. Fast ohne Ausnahme waren die oft grotesk gestalteten Berge bis nahe zur Talsohle in Weiss gehüllt, und wir kamen zu der Ueberzeugung, dass wir für unsern Besuch keineswegs eine falsche Jahreszeit gewählt hatten, denn im Hochsommer, wenn jene Bergpartien bis auf die höchsten Spitzen ihres schönen Winterkleides beraubt waren, konnten sie unmöglich in dem Masse anziehend wirken.

Weidende Schafe passierten wir in bedeutender Zahl; mir war es unverständlich, wie sich diese Tiere von dem spärlichen Wintergrase, das sie zum Teile an den höheren Hängen unter der Schneedecke hervorscharren mussten, ernähren konnten. Ab und zu kam ein kleines Holzhaus, die Wohnung eines Schäfers vielleicht, in Sicht, sonst war alles Stille und Ver-



Neu-Seeland. — Die „Südlichen Alpen" bei Springfield.
(Aufnahme des Verfassers.)

lassenheit, so recht der Charakter einer wilden Gebirgslandschaft. Keiner der Berge zählte über 2000 m Höhe, aber da ich mich am Morgen noch dicht am Meere befunden hatte, taten diese verhältnismässig niederen Bergzüge ebenso grosse Wirkung wie bedeutend höhere Riesen der Schweizer Alpen. Die Nacht war hereingebrochen, und wir hatten wiederholt Gelegenheit, die hell auflodernden Flammen brennender Grasflächen zu bewundern. Sie hatten meist ihren guten Grund; man wollte dem jungen Frühlingsgrase Luft und Raum zur Entfaltung gewähren. — Die Station Bealey, die sich wenig über 600 m über dem Meere erhebt, besteht aus einem leidlichen Unterkunftshause und einigen unansehnlichen Baracken. Ich möchte es hier schon erwähnen, dass man sich höchster Anerkennung nicht enthalten kann, auch in den entlegensten Teilen der jungen Kolonie gute und bequeme Unter-

kunftshäuser und Hotels anzutreffen. In allen Hotels findet man in jedem Zimmer einen Anschlag vor, welcher den Fremden darauf aufmerksam macht, dass die Fenster des Oberstockes mit guten und genügend langen Seilen versehen seien, um im Falle dringender Feuersgefahr ein Entkommen zu ermöglichen; ausserdem gibt dieser Anschlag die genaue Lage und Zahl der verschiedenen Notausgänge, sowie der Wasserschläuche und Feuerglocken an. Der Umstand, dass die Mehrzahl der Gebäude aus Holz erbaut



Neu-Seeland. — Die Otira-Schlucht.

ist, hat das Parlament dazu bewogen, diese Anordnung zum Gesetze zu erheben.

Der nächste Tag brachte uns zunächst die langwierige Durchquerung des endlosen Weimakaririflussbettes. Es enthielt nur wenig Wasser, aber die ungeheuren Mengen von Schutt und Geröll bewiesen, zu welch wildem Gebirgsstrome dieser Bach während der Regenzeit anschwellen kann. Zu solchen Zeiten ist der regelmässige Postdienst dann oft für Tage unterbrochen. Der hohe Gebirgszug, der uns zur Linken die Aussicht versperrte, aber in sich selbst ein Bild bot, wie ich es nur selten grossartiger geschaut habe, nahm unsere Aufmerksamkeit für lange Zeit gefangen. Die Gletscher, die von seinen Schneegefilden zu Tale führten, bewiesen, dass seine Höhe eine beträchtliche war. Der Weg führte stetig bergan, je höher wir anstiegen, desto tiefer wurde der Schnee, oft reichte er den Pferden bis zu den

Knien. Auf dem Arthurs Pass hatten wir den höchsten Punkt der Strasse, rund 1000 m, erreicht. Von hier aus ging es rasch talabwärts, wir befanden uns in der grossartigen Otira-Schlucht. Die Formation der Berge war wild und zerrissen, steil ansteigend auf beiden Seiten. Es war eine gefährliche Fahrt, und nicht selten pochte einem das Herz, wenn die Postkutsche nur fussbreit am steilen Abgrunde dahinrasselte. Indessen, die Pferde kannten den Weg und der Kutscher kannte die Pferde, mit bewundernswertem Geschick nahm er die scharfen Biegungen. Die Regierung hat viel getan in der Konstruktion dieser schwierigen Gebirgsstrasse, trotzdem sind die schlechtesten Strassen, die ich in den Alpen kenne, Musterwege gegen diese, wenigstens was die Sicherheit anbetrifft. — Je mehr wir uns dem Tale näherten, desto mehr verwandelte sich die Grossartigkeit in herrlichen Liebreiz, die grünende, sprossende Natur erhielt die Oberhand. Die Ueberfülle an Farnbäumen und Farnkräutern, das dichte Unterholz, das zwischen den hochstämmigen Birken und Fichten (beide haben nicht die geringste Aehnlichkeit mit unsern heimischen Bäumen dieses Namens) aufschoss, die wirr durcheinander geschlungenen Lianen, die in tödlicher Umarmung ein Netzwerk um die mächtigen Stämme spannten, kurzum der ganze Charakter der ewig grünen Flora erinnerte mich lebhaft an die Urwälder Javas und Indiens. — Die kalte, scharfe Luft, die uns noch am Morgen umweht hatte, war einer milden Frühlingsbrise gewichen, und ich vernahm, dass der Winter an der Westküste der Insel ein ausnehmend milder gewesen war, während ich von der Ostküste genau das entgegengesetzte erfahren hatte; dermassen beeinflusst der mächtige Gebirgszug der südlichen Alpen das Klima der Insel.

Bis nach Kumara, der alten Goldgräberstadt, führte unser Weg durch herrlichsten Wald. Das langgezogene Kumara, das, man möchte sagen, aus ebenso vielen Schenken und Gasthäusern als Gebäuden besteht, bietet mit seiner geringen Einwohnerzahl weder die Freuden der Zivilisation noch sonst irgend etwas. Die Umgebung gleicht einem wüsten Gebiete, das durch heftige Erdbeben oder sonstige Umwälzungen gänzlich seine ursprüngliche Gestaltung verloren hat. Nichts als Berge von Steinen und tiefe ausgewaschene Erdfurchen erblickt das Auge rings umher. Der Goldgehalt dieses Bezirkes ist alluvial; um ihn aus den tieferen Erdschichten zu gewinnen, genügen nicht mehr Picke und Schaufel, es muss der ungeheure Druck künstlich geleiteten Wassers herhalten. Von fern aus den Bergen, wo man grosse Behälter und Dämme errichtet hat, kommt das Wasser in mächtigen Röhren. Vermittelst grosser Mundstücke, die in Gestalt und Umfang Kanonenrohren gleichen, wird der Wasserstrahl gegen das Erdreich gerichtet, welches er mit unglaublicher Kraft aufwühlt und zerkleinert. Das mit dem Wasser abfliessende Gerölle wird in Rinnen aufgefangen, dort setzen sich die schweren Bestandteile mit dem Golde zwischen eingelegte Holz-

blöcke fest. Dieser Absatz wird alsdann von den Goldgräbern in Blechschüsseln mit grossem Geschick ausgewaschen, bis das Gold allein zurückbleibt. Jeder ist hier sein eigener Herr, Kompagnien mit Kapital gibt es nicht, nur wenige der Gräber tun sich zur gemeinschaftlichen Arbeit zusammen. Die Wasserkraft kann der Regierung abgemietet werden. Leider konnten wir die mächtigen Spritzen nicht arbeiten sehen. Das Gewerbe lag schon seit Wochen brach, da es infolge Regenmangels an dem nötigen Wasser fehlte. Dagegen überzeugte uns ein liebenswürdiger Goldgräber von dem immer noch beträchtlichen Goldgehalte der Gegend, indem er mehrere Hand-



Neu-Seeland. — In der Postkutsche über den Otirafluss.

voll aus einer der eben erwähnten Holzrinnen in eine Schüssel füllte und durch minutenlanges Waschen und Aussondern des Sandes, Gold im Werte von einigen Mark uns vor Augen legte.

Die Fahrt von Kumara nach dem am Meere gelegenen Städtchen Hokitika nimmt etwa 2½ Stunden in Anspruch. Die Gegend bot eine Fülle herrlicher Waldbilder, die jedoch infolge ewigen Einerleis nach und nach ermüdeten. Ueberhaupt gelangte ich im Laufe meiner Fahrten durch die Insel zu der Ansicht, dass der Neu-Seeländische Wald durch seine wunderbare Ueppigkeit wohl anfangs fesselt, dass ihm jedoch ein Tannen- oder Laubwald unserer nordischen Breiten in vielen Dingen vorzuziehen ist. Statt einen freien wohltuenden Rundblick zu gewinnen, fühlt man sich beengt und eingeschlossen, da man das wilde Chaos von Farnen, Lianen und

Buschholz mit den Augen kaum auf Armlänge zu durchdringen vermag. Anderseits fährt man wieder meilenweit durch Strecken, in denen die Axt und Fackel des bahnbrechenden Siedlers gewütet hat. Das herrliche Buschholz ist ausgebrannt und die prächtigen Baumriesen der schwarzen, weissen und roten Fichten liegen gefällt und halb verkohlt durcheinander oder streben rindenlos und abgestorben empor, ein Bild unglaublichster Verwüstung. Oft drückten wir unsere Entrüstung über diese grausame Verschwendung aus. Die Antwort war indessen stets ebenso einfach als natürlich: Man brauchte das Land für den Ackerbau und die Viehzucht, welche bessere Einkünfte bringen als ein Holzbestand, besonders in einem Lande, wo Wälder in solch endloser Fülle vorhanden, und wo noch so sehr die Mittel und Wege fehlen, die mächtigen Baumstämme zur Verarbeitung in die Städte zu schaffen, oder einen bedeutenden Exporthandel damit zu betreiben. So wird ein Berg nach dem andern abgeholzt; an die Frage: Wann wird die Zeit kommen, wo wir gezwungen sein werden, Holz zu importieren? scheint man in Neu-Seeland noch wenig gedacht zu haben.

Zwei wahrhaft idyllische Wasserbecken in der Umgegend von Hokitika lassen den Besuch der Mühe wert erscheinen. Zum Kanieri-See gelangten wir nach einer mehrstündigen Wagenfahrt durch dichtesten Urwald, in dem wir nur ab und zu die einsame Hütte eines Goldgräbers an einem kleinen Wasserlaufe entdecken konnten; die fast gänzliche Abwesenheit irgendwelcher Tierwelt, wodurch sich ja Neu-Seeland besonders auszeichnet, ruft ein eigentümliches Gefühl der Verlassenheit hervor. Lake Mahinapua, der von kleinerem Umfange ist als der erstgenannte See, erreichten wir am folgenden Tage per Boot, welches uns auf einem etwa 12 km langen stillen Wasserlaufe hinaufbrachte. Der Umstand, dass dieser Mündungsarm sich seinen Weg in den gewagtesten Windungen durch den Urwald bahnt und von einer Fülle von hohem, schilfähnlichem Neu-Seeländer Flachs und prächtiger Wasserflora eingesäumt wird, ausserdem eine makellose Spiegelung der umliegenden Natur aufweist, gestaltete die Tour zu wahrem Genusse. Der Glanzpunkt allerdings, die sich im See wiederspiegelnden Bergriesen Mount Cook und Mount Tasman, war uns infolge schwerer Wolkenmassen leider nicht zu schauen vergönnt. Bei klarem Wetter soll das Panorama, trotz der riesigen Entfernung (etwa 140 km von Hokitika), den schönsten Berglandschaften der Schweiz nicht nachstehen. Mount Cook ist mit 12 349 Fuss, also rund 3700 m, die höchste Erhebung der Inselgruppe. Sein bedeutendster Gletscher übertrifft sowohl in Länge als Breite den Aletschgletscher der Schweiz; er ist ca. 29 km lang und seine grösste Breite beträgt etwas mehr als 3 km.

Nach einem Ruhetage in Greymouth setzten wir die Fahrt über Reefton durch die romantische Bullerschlucht nach Westport fort. Zunächst bildeten ein Chaos bunt durcheinander liegender und halb-

verkohlter Baumstämme, Mengen weidender Schafe und einige am Wege stehende Farmhäuser, deren Bewohnern Briefe und Zeitungen vom Kutscher im Fluge zugeworfen wurden, die ganze Mannigfaltigkeit der Szenerie. Kurz vor Mittag erreichten wir den tiefen und reissenden Inangahua-Fluss, über welchen wir samt Postkutsche und Pferden auf einem starken Fährboote, das an einem hochgespannten Drahtseile entlang rollte, transportiert wurden. Nicht fern von dem kleinen Gasthofe, in dem wir unser Mittagsmahl einnahmen, vereinigt sich der Inangahua mit dem Buller, letzterer behält seinen Namen bei. Sobald wir in das Tal dieses überaus wasserreichen



Neu-Seeland. — Die Buller-Schlucht.

Flusses einlenkten, begannen jene Reize, in denen die Neu-Seeländer Flusslandschaft vielleicht ihren Höhepunkt erreicht. Die zu beiden Seiten emporstrebenden Berge sind nicht von alpiner Grossartigkeit, aber von undurchdringlichen Urwald überwuchert und von lieblicher Gestaltung, wirken sie ungemein eindrucksvoll. An vielen Stellen war man gezwungen, den Weg in die vorstehenden Felsenwände einzusprengen oder einen Torweg durch einen mächtigen Felsblock zu hauen. Hierbei scheint man mehr das Romantische als das Vernünftige im Auge gehabt zu haben, denn bei Passieren dieser Stellen muss der Kutscher jedesmal den Personen des obersten Bockes „Vorsicht" zurufen. Eine Missachtung dieser Warnung kann unter

Umständen den Wagehals um einen Kopf kürzer machen oder ihn doch für ewig verstümmeln.

Die mangelhafte Postverbindung zwischen Westport und Nelson an der Cook Strait zwang mich, einen vollen Tag in Westport Aufenthalt zu nehmen; ich bereute es indessen nicht, da der Ozean in der Nähe der Stadt, besonders bei den Steinbrüchen von Cape Foulwind von so erhabener Schönheit ist, dass ein Ausflug dorthin wahrlich lohnenswert erscheint. Das Ufer ist dermassen zerklüftet und klippenreich, dass der anbrausende Wogenschwall eine überwältigend wilde Brandung gewährt. Das ganze Gebiet ist goldhaltig und mancher Goldsucher hat sich dort schon seinen Tagelohn aus dem vom Meere angespülten Goldsande gewaschen.

Westport ist das Zentrum eines reichen Kohlendistrikts. Die Ausbeute an Kohlen betrug im Jahre 1898 in der ganzen Kolonie 907 033 Tonnen, davon entfielen 340 321, also mehr als ein Drittel, auf den Distrikt von Westport. Die Kohlen sollen denen anderer Länder vollständig an Güte gleichkommen. Um den Kohlenverbrauch Neu-Seelands zu decken, müssen noch etwa 100 000 Tonnen von Australien importiert werden. Die Bevölkerung beträgt etwa 3000. Trotz des mächtigen Bullerflusses und kostspieliger Steinwälle ist der Hafen nicht der besten einer. Auch hier sind wechselnde Sandbänke das stetige Hindernis.

Auf dem Weg nach Nelson hatten wir mit Ausnahme des letzten Teiles unserer zweitägigen Fahrt den herrlichen Bullerfluss zum stetigen Begleiter. Das Tal war von gleichem Reiz wie das des unteren Flusslaufes. Der gut gepflegte Fahrweg lief hoch oben am Berghange in üppigstem Waldesgrün entlang; der Reichtum an Farnen und Moosen war entzückend. Eine kleine Goldgräbersiedelung war das einzige Dorf, das wir berührten. Sonst waren es nur ärmliche Holzhütten, von chinesischen Goldsuchern bewohnt, die uns ab und zu zu Gesicht kamen. In Ermangelung der Brücken haben diese Leute ein starkes Drahtseil über das tiefe Flusstal ausgespannt, an dem sie in kleinen, mit einem Rade versehenen Kasten das Kreuzen bewerkstelligen.

Die Fahrt am folgenden Tage brachte insofern wieder eine höchst angenehme Abwechslung, als sie von den höher gelegenen Teilen des Weges, besonders von dem erhabenen Hope-Pass, berückende Ausblicke auf ein endloses Panorama vielgestaltiger Schneeberge gewährte. Reich bebautes Land und saftige Weideplätze mit Tausenden von Schafen traten an Stelle der undurchdringlichen Wälder, sobald wir uns der Niederung näherten. In Montupiko durfte ich die schaukelnde Postkutsche mit der kaum schnelleren Eisenbahn vertauschen, welche mich in mehrstündiger Fahrt durch fruchtbares Weideland nach der Nordküste der Insel, nach dem malerisch gelegenen Städtchen Nelson brachte. Dieser auf drei Seiten von Bergen umrahmte Ort wird viel von Lungenkranken aufgesucht, um so mehr, als er

mit einer Einwohnerschaft von nur 7000 des lärmenden Treibens der Grossstadt entbehrt.

Blenheim, das Endziel meiner Wanderfahrten in der grossen Mittelinsel, ist ein hübsches und augenscheinlich blühendes Städtchen von einigen Tausend Einwohnern. Eine Flachsmühle, die ich am Morgen nach meiner Ankunft besuchte, bot einiges Interesse. Warum jene unserm Schilfe ähnelnde Blattpflanze, die im Ueberflusse auf der Inselgruppe gedeiht und oft eine Höhe von mehr als 4 m erreicht, den Namen Flachs erhalten hat, konnte ich nicht erfahren; jedenfalls ist sie alles andere, nur kein Flachs. Schon die Eingeborenen haben es verstanden, mit einem scharfen Gegenstande die überaus zähen Fasern der langen grünen Blätter abzusondern und daraus Decken, Seile und Matten zu flechten. Der Europäer betreibt dies maschinenmässig und erhält dadurch die Fasern, wenn auch nicht in demselben reinen Zustande, doch in einer gegebenen Zeit in weit grösseren Mengen. Die Ausfuhr nach Europa, wo die getrockneten gelben Fasern zur Herstellung von Flechtwerken und Stoffen verwandt werden, ist keine sehr bedeutende. Betrug sie im Jahre 1890 noch 21 158 Tonnen, so ist sie im letzten Jahre auf 4850 Tonnen zurückgegangen. Der Preis einer Tonne solcher präparierten Fasern wechselt zwischen 400 und 450 Mark.



Blenheim, Neu-Seeland. — Eine Flachsmühle.
(Aufnahme des Verfassers.)

XV. KAPITEL.

Picton, den Hafenplatz am Ende des wunderbaren Queen Charlotte-Sunds, erreichte ich nach kurzer Bahnfahrt, und noch in der Nacht schiffte ich mich nach Wellington ein. Im klaren Scheine des Mondes war die zweistündige Fahrt den malerisch von Bergen eingesäumten Fjord hinunter von zauberhaftem Reize. Nach weiteren drei Stunden hatten wir Cook Strait passiert und waren eine Stunde nach Mitternacht in das sichere Hafenbecken von Wellington, der Hauptstadt Neu-Seelands, eingelaufen. Ich hatte die grosse Mittelinsel hinter mir, sowohl die Städte, als auch die Natur hatten mich in jeder Hinsicht befriedigt, sogar entzückt, indessen bin ich doch der Ansicht, dass die Reklamen, welche das bekannte Reisebureau von Thomas Cook & Son in die Welt setzt, nach vielen Seiten übertrieben sind. Der Reisende kommt leicht in Gefahr, das, was er viele tausend Meilen entfernt vom Vaterlande schaut, zu hoch zu schätzen. Bei ernster Ueberlegung wird er oft zu der Ueberzeugung kommen, dass er, um ähnliche Naturschönheiten zu schauen, im Heimatlande die beste Gelegenheit findet. —

Der kühne holländische Seefahrer Abel Jansen Tasman, den ich bereits als Entdecker der Insel Tasmanien erwähnt habe, war auch berufen, das Vorhandensein der schmalen, langgestreckten Inselgruppe im Südosten des australischen Kontinents zur Kenntnis der alten Welt zu bringen. Es war im Dezember 1642, als die westliche Gebirgskette der Mittelinsel dem Holländer zu Gesicht kam. Er versuchte an einigen günstigen Stellen zu landen, doch wurde er energisch durch die Wildheit der kriegerischen Eingeborenen daran gehindert. Ein volles Jahrhundert und mehr blieb die Inselgruppe in Vergessenheit; erst 1769 entdeckte der berühmte Seefahrer James Cook Neu-Seeland zum zweitenmal. Er fand es für die Ansiedelungen von Europäern vortrefflich geeignet; es bleibt darum um so mehr zu verwundern, dass immerhin noch weit mehr als ein halbes Jahrhundert verstrich, ehe eine planmässige Besiedelung der Inseln in Angriff genommen wurde, ja ehe sich

überhaupt die britische Regierung als Eigentümer erklärte. Walfischfänger, Holz- und Flachshändler usw. besuchten wohl das Land regelmässig am Anfang des vergangenen Jahrhunderts von Sydney aus, setzten sich vielleicht auch teilweise fest und heirateten Maorimädchen, ausserdem begannen 1814 englische Missionare ihr Bekehrungswerk, aber es war erst am 22. Januar 1840, als das erste Schiff mit britischen Ansiedlern vor Anker ging. Am herrlich geschützten und tiefen Port Nickolson gründeten sie Wellington, die heutige Hauptstadt. Wenige Tage späer fasste auch der erste englische Vizegouverneur, Kapitän Hobson, im äussersten Nordosten Fuss. Seine Siedelung Aukland war während der ersten 24 Jahre die Hauptstadt der



Neu-Seeland. — Der Hafen von Wellington.
(Aufnahme des Verfassers.)

Kolonie. Später verlegte man dieselbe nach Wellington, das sich seiner zentralen Lage wegen besser dazu eignete.

An Schönheit steht Wellington allerdings weit hinter den drei andern Grossstädten zurück und ist auch mit einer Einwohnerschaft von 47 000 die am wenigsten bevölkerte. Die fast unmittelbar am Ufer des rundlichen Hafenbeckens aufstrebenden Höhenzüge haben eine weite Entfaltung der Stadt arg beeinträchtigt, ja sogar die Bewohner gezwungen, durch Abtragen verschiedener Rücken und teilweises Ausfüllen des Hafens neue Bauplätze zu gewinnen. In der Tat erheben sich heute die schönsten und grössten Gebäude, besonders die Warenhäuser, auf diesem dem Meere entrissenen Gebiete. Die grosse Zahl der Handelsfirmen deutet darauf hin, dass der Warenaustausch in eben solcher Blüte steht wie in Dunedin oder Christchurch, überdies fand ich an den Firmenschildern meist dieselben Namen wie dort. Abends wohnte ich einer Sitzung in dem

geschmackvoll ausgestatteten Parlamentsgebäude bei. An Eingeborenen, also Maoris, sitzen vier im Unterhaus. Es wird vielleicht noch nicht jedem bekannt sein, dass in Neu-Seeland die Frauen das Wahlrecht besitzen, und dies bereits seit Anfang dieses Jahrzehnts. Man nahm bei der Einführung dieser wichtigen Neuerung mit Recht an, dass in den Familien die wahlberechtigten Frauen und Töchter naturgemäss auf der Seite des Familienoberhauptes stehen würden und glaubte dadurch den Stimmen der Landeskinder grösseres Gewicht zu verschaffen, den zur Wahl berechtigten Fremden gegenüber, welche in der Hauptsache unverheiratet sind. Die Gegner der Einrichtung glaubten damals, dass mit ihrer Einführung der Untergang der Kolonie gewiss sei, indessen schreibt der einstige Parlamentarier und jetzige Generalagent von Neu-Seeland in London, William Pember Reeves, in seinem erst 1898 veröffentlichten herrlichen Buche über Neu-Seeland, dass man bis heute eher Anlass hat, darüber zu staunen, was die Wahlberechtigung der Frauen n i c h t herbeigeführt hat, als was sie in der Tat bewirkte. Sie habe weder bestehende Parteien aufgelöst, noch die Frauen ihrer Weiblichkeit beraubt, Familienstreitigkeiten veranlasst, oder die Vernachlässigung des Haushaltes herbeigeführt, auch habe sie weder die Heirat, noch die Gesellschaft, noch die Mode beeinflusst.

Für den Naturfreund bietet Wellingtons Umgebung eine Fülle genussreicher Ausflüge. Ich benutzte einen der Nachmittage, um einen der hohen, vielgeklüfteten Höhenrücken zu erklimmen, und langte endlich nach mühseligem Steigen auf dem Kamme an, der mir am Anfang viel näher und niedriger vorgekommen war. Die Belohnung war dafür eine um so erquicklichere, denn hatte ich schon während des Kletterns von den verschiedenen Haltepunkten wahrhaft entzückende Ausblicke auf den herrlichen Hafen und die im Halbkreise sich anschmiegende Stadt genossen, so bot sich mir nun von diesem höchsten Standorte eine Fernsicht auf den prächtigen Ozean im Osten. Der grosse rundliche Hafen mit einer kleinen Felseninsel glich einem Binnensee. Die freundlichen Vorstädte zogen sich malerisch bis hoch an den Berghängen hinan, die Abwesenheit von Wäldern wurde durch die grünen Weideflächen, welche sich bis zu den höchsten Höhen erstrecken, ausgeglichen. Dass der Frühling in Wellington bedeutend weiter vorgeschritten war als in Christchurch oder Dunedin, konnte ich in einem grossen Lustgarten unweit der Stadt erkennen. Rhododendron- und Kamelienbüsche waren überfüllt mit prächtigen Blüten und Knospen in den zartesten Tönen und mannigfaltigsten Abstufungen.

Ein junger „Gärtner", so nannte sich der bessere Tagelöhner, der in jenem Parke beschäftigt war und mit mir ein Gespräch begann, verriet mir auf mein Befragen, dass sein Wochenlohn 36 Mk. betrug, der seines älteren Genossen sogar 40 Mk. Seine Arbeitszeit währte von 8 Uhr morgens bis 5 Uhr nachmittags mit einer Stunde

Mittagspause. Und diese Löhne sind noch nicht die höchsten, in andern Bezirken bezahlt man bis zu 50 Mk. pro Woche und gewährt Verköstigung obendrein. Neu-Seeland steht in der abnormen Höhe seiner Löhne neben Nordamerika einzig da. Ueberhaupt scheint in diesem Lande, das in so vielen Dingen vom Mutterlande abweicht, das Verhältnis zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer umgekehrt zu sein wie in irgendeinem Teile der Welt. Es ist gewiss anzuerkennen, dass man in so energischer Weise für das Wohlergehen der Arbeiterklasse eingeschritten ist, ob indessen bei der Uebertreibung ein beständiger Vorteil für das Land bedingt ist, das ist die Frage. Denn hohe Löhne gestalten den Preis einer Ware höher, und in dem heutigen Wettbewerb der Handel treibenden Völker spielt doch der Preis die erste Rolle. Das mehrmalige Fehlschlagen begonnenen Holzexportes aus Neu-Seeland ist auf die übermässig hohen Preise, bezüglich Löhne, zurückzuführen. — Unter den Handwerkern erreichen die Löhne eine besondere Höhe. Ein Maurer erhält z. B. zwischen acht und zwölf Mark per Tag, ein Zimmermann, Schmied, Tüncher, Maler usw. ebensoviel. Gesuchte Mechaniker in Maschinenwerkstätten erhalten bis zu 15 Mk. per Tag. Selbst ein Steinklopfer wird selten unter sechs Mark per Tag arbeiten. Einige kurze Auszüge aus den Arbeitergesetzen dürften nicht uninteressant sein:

Unter 14 Jahren ist niemandem erlaubt, als Fabrikarbeiter tätig zu sein. Kinder unter 16 Jahren müssen ein Zeugnis beibringen, dass ihre körperliche Fähigkeit das Arbeiten in einer Fabrik zulässt. Kinder und Frauen unter 18 Jahren dürfen nicht vor 7 Uhr 45 Minuten morgens und nicht nach 6 Uhr abends, überhaupt für nicht mehr als 48 Stunden in der Woche zur Arbeit herangezogen werden. Sie sind dabei zu einem halben Feiertag während der Woche, entweder Mittwoch- oder Sonnabendnachmittag, berechtigt. An 28 Tagen des Jahres nur ist Arbeit über die gesetzlich festgesetzte Zeit gestattet, dagegen muss jede Stunde mit wenigstens 50 Pfg. bezahlt werden. Das Gesetz für die Ladenbesitzer verlangt einen wöchentlichen halbtägigen Feiertag und ausserdem für Frauen und jugendliche Angestellte nicht mehr als 54stündige Arbeitszeit. Die Geschäftszimmer der Warenhäuser sind während zwei Dritteln des Monats um 5 Uhr nachmittags zu schliessen.

Am 16. September verliess ich Wellington per Bahn, um mich nach dem fruchtbaren Gebiete von Taranaki zu begeben, aus dessen Mitte sich der herrliche Kegel des Mount Egmont stolz erhebt. Die Fahrt währte von frühmorgens bis spät abends; die Szenerie war durch den Wechsel von Meer, Fluss- und Waldlandschaft überaus unterhaltend, ausserdem bot sich mir auch Gelegenheit, zum ersten Male Maoris zu schauen. Weder die dicken, plumpen Weiber, deren Hässlichkeit durch Tätowierung der Lippen und des Kinns noch erhöht wird, noch die nachlässig gekleideten Männer und schmutzigen Kinder entsprachen irgendwie meiner Vorstellung von

dieser stolzen und intelligenten Rasse. Auch später, im Innern der Insel, wo ich täglich mit ihnen zusammentraf und durch ihre Dörfer fuhr, imponierten sie mir nicht viel mehr.

Taranaki gilt als eines der fruchtbarsten Gebiete der Kolonie; hier ist die Rinderzucht zu grösserer Blüte gelangt als die Schafzucht. Von den 222 Butter- und Käsewirtschaften der Kolonie befindet sich nahezu die Hälfte im Taranakidistrikt. Einige Zahlen über den Butter- und Käseexport sind bezeichnend für den Reichtum Neu-Seelands. Ersterer betrug im letzten Jahre 102 481 Zentner im Werte von rund 8 660 000 Mk., letztere 50 490 Zentner im Werte von rund 2 000 000 Mk. Es war ein Vergnügen, durch die



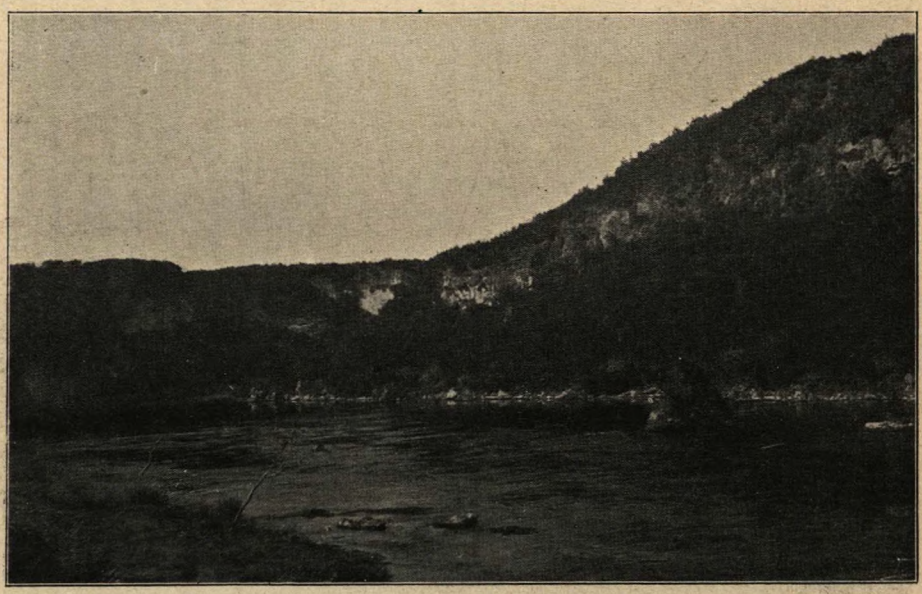
Neu-Seeland. — Mount Egmont oder Taranaki.

saftigen Weideflächen zu fahren, die, mit Tausenden von fetten Rindern belebt, ein malerisches Bild gewährten; Mount Egmont blieb leider verhüllt.

Am 19. September begann ich mit meiner früheren Reisegesellschaft von neuem Touren durch unzivilisiertes Gebiet, durch das Land der Maoris, auf das diese heute zurückgedrängt sind. Der Wanganui-Fluss gehört zu den wenigen Wasserläufen Neu-Seelands, welche in ihrem unteren Laufe schiffbar sind. Unser kleiner, aber immerhin geräumiger Raddampfer begann bereits um 7 Uhr morgens seine Fahrt.

Der Wanganui-River wird gern als der Rhein Neu-Seelands bezeichnet, nicht nur wegen seiner natürlichen Reize, sondern auch wegen der historischen Erinnerungen, die sich an seinen viel gewundenen Lauf knüpfen.

Ist er doch häufig das Kampfesfeld zwischen den kriegslustigen Maoris untereinander und auch einige Male zwischen diesen und den englischen Ansiedlern und Truppen gewesen. Während der ersten Stunden unserer Fahrt hatte die Szenerie noch wenig fesselndes. Später allerdings begannen die Höhen näher an die Ufer zu rücken, sie fielen oft als senkrechte Felswände zum Fluss herab und waren mit der üppigsten, tropenähnlichen Flora überwuchert. An Stellen, wo die Stromschnellen von besonderer Kraft waren, kamen wir nur sehr langsam vorwärts, ja einmal sahen wir uns plötzlich flussabwärts treiben. Von ärmlichen Maoridörfern wurden verschiedene der niederen Hügel gekrönt, sie bestanden meist nur aus erbärmlichen Holz-

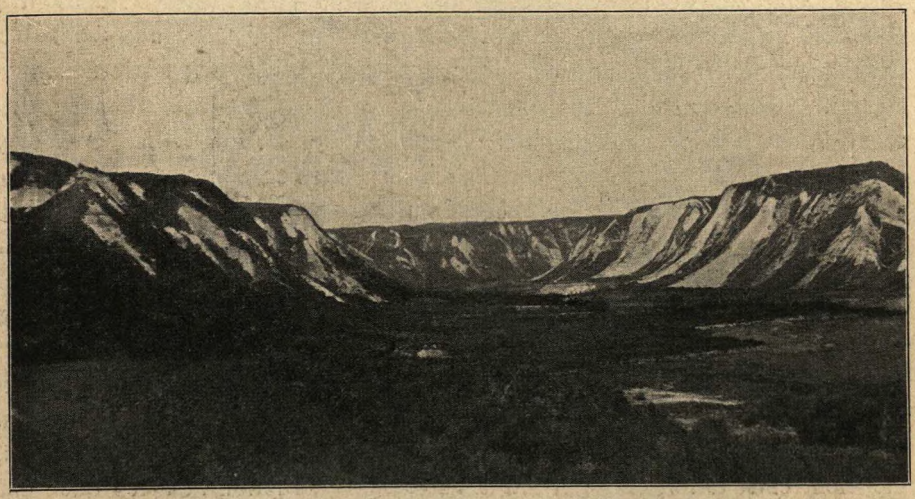


Neu-Seeland. — Der Wanganui-Fluss.
(Aufnahme des Verfassers.)

baracken im europäischen Stile; von den schönen, kunstvoll verzierten Häusern mit den weit überhängenden Dächern waren wenige zu entdecken. Wurden die Dorfbewohner unseres Dampfers ansichtig, dann strömten sie mit ihren Hunden herab zum Ufer, um die für sie bestimmte Ladung, meist Mehl und Bauholz, in Empfang zu nehmen. Ab und zu stiegen einige der Eingeborenenpassagiere aus, meist Frauen und Kinder, und es war für uns stets possierlich anzusehen, wenn bei der Begrüssungszeremonie die Frauen gegenseitig die Nasenrücken in Berührung brachten und in dieser Stellung nicht sekunden-, sondern minutenlang verharrten. Unter den jüngeren Mädchen, die ihr pechschwarzes Haar gleich einer Löwenmähne um den Kopf flattern liessen, waren selten wirklich hübsche Typen zu schauen, nur die grossen Augen hatten einen lebendigen Ausdruck. Die Hautfarbe wechselte

in allen Abstufungen des Brauns. — In seinem Oberlaufe soll der Wanganui bedeutend romantischer sein. Indessen kann man nur in schmalen Kanus hinauf gelangen und ist auch gänzlich auf die Gastfreundschaft der Eingeborenen angewiesen.

Am folgenden Tage begann von neuem das Postkutschenfahren. Der Weg war in einem erbärmlichen Zustande; knietief wateten die armen Pferde im Moraste, und die Postkutsche schwankte hinterdrein wie ein Schiff auf hoher See, dabei ging es meistens bergauf. Die Gegend gewährte freilich ein genussreiches Bild. Tief in Felsen eingewaschene Flussläufe, reizende Wasserfälle, liebliche Bergpartien wechselten miteinander ab,



Ein ödes Vulkantal auf der Nordinsel von Neu-Seeland.
(Aufnahme des Verfassers.)

alles gehoben durch ein prangendes Kleid üppigster Flora. Der scheidende Tag bot uns durch einen heftigen Hagelfall einen kalten Abschiedsgruss. Von dem naheliegenden Bergriesen, dem trotz seiner ewigen Schneedecke noch recht warmen Vulkan Ruapehu, konnten wir infolge schwerer Wolkenmassen nichts schauen; in der Nacht jedoch, nachdem der Vollmond am Firmamente erstrahlte und wie mit einem Schlage das Wolkenmeer sich verzogen hatte, ragte der herrliche, 2700 m messende Berg klar aus dem Plateau empor, ein Bild ungeahnter Schönheit darbietend.

So klar der Himmel in dieser Nacht gewesen war, so trübe und finster erschien er am nächsten Morgen. Es war eine trostlose, wüste Gegend, durch die wir nunmehr gelangten, fast gänzlich aus Bimsstein bestehend und

nur spärlich überwuchert von einer harten, steifen Grasart (hierzulande als „tussock grass“ bekannt); alles deutete darauf hin, dass wir uns auf vulkanischem Gebiete befanden. Um Mittag erst klärte sich der Himmel auf, wir hatten auf einmal den erhabenen Ruapehu unmittelbar zur Linken. In weiterer Ferne lagen die beiden stattlichen Vulkane Ngauruhoe und Tongariro, zum Teil noch mit Schnee bedeckt. Beide erreichen nicht die Höhe des Ruapehu, wirken jedoch infolge ihrer vollkommenen Kegelgestalt und der ihnen entsteigenden dicken Dampf- und Rauchmassen gleich eindrucksvoll. Das Wetter hatte sich dermassen aufgehellt, dass wir im Norden den etwa 30 km entfernten grossen Taupo-See deutlich erkennen konnten. So hatte sich innerhalb kurzer Zeit die trostlose Wüste in ein prächtiges Panorama verwandelt. Als wir uns der Endstation Tokaanu, einem kleinen Maoridorfe, näherten, bemerkten wir an verschiedenen Stellen der Ebene und der nahen Berghänge Säulen aufsteigenden Dampfes, ein Zeichen, dass wir uns nunmehr im Gebiete der heissen Quellen befanden. Dicht vor der kleinen Ortschaft konnten wir die dampfenden Wasserlöcher zu beiden Seiten des Weges erkennen. Die Maori pflegen hier täglich ihre warmen Bäder zu nehmen und sich der heisseren Stellen als Kochöfen zu bedienen. In dem sauberen Gasthofe fanden wir in den Zimmern alle Bilder und zerbrechlichen Sachen am Boden aufgestellt. Heftige Erdbeben, welche während der letzten Wochen diese Gegend heimgesucht hatten, machten diese Vorsichtsmassregeln nötig.

Unsere Fahrt am 22. September ging in der Hauptsache an den Ufern des tiefblauen Taupo-Sees entlang. Der See hat eine Länge von etwa 38 km, seine durchschnittliche Breite beträgt ca. 22 km. Später passierten wir das trostlose, gänzlich aus Bimsstein sich zusammensetzende Erdbebental, das vielleicht einst durch eine gewaltige vulkanische Eruption in den Boden eingerissen wurde. Abends kehrten wir sodann in dem idyllisch gelegenen Spa-Hotel ein. Hinter den zahlreichen Gebäulichkeiten hat man einen kleinen Bach, dessen leicht weiss gefärbtem Wasser heisse Dämpfe entstiegen, zum Schwimmbassin erweitert. Eine besondere Sehenswürdigkeit ist das Speisehaus, welches ein herrliches Muster einer grossen Moarihütte darstellt. Die Schnitzereien der Türpfosten sowie der mächtigen Wandbretter im Innern und die fein geflochtenen Flachsmatten beweisen den Kunstsinn und das Geschick der Eingeborenen. Die Schnitzereien stellen zwar meist fratzenhafte und oft sogar höchst obszöne Figuren dar, sind indessen mit bewundernswerter Genauigkeit und Feinheit ausgeführt.

Der nächste Morgen war für die Besichtigung des berühmten Geysirgebietes ausersehen. Dicht am Ufer des Taupo-Sees trafen wir auf eine grosse Erdöffnung, die einem versteinerten Riesenneste nicht unähnlich sah, — in der Tat ist sie auch unter dem Namen „Crows Nest“ bekannt. Der Führer gebot uns Halt, als wir uns auf etwa 20 Schritte genähert hatten, be-

gab sich indessen selbst zu der Oeffnung, welcher leichte Dampfwolken entstiegen, und nachdem er vorsichtig einen Blick hineingeworfen, verkündete er uns mit freudiger Miene, dass der Geysir in etwa fünf Minuten springen werde. Wir konnten uns gratulieren, denn im allgemeinen soll er nur zweimal täglich und nicht immer regelmässig seine Wassersäule emporsenden. Wir hatten uns nicht einmal fünf Minuten zu gedulden, heftige Dampfwolken



Wairakei, Neu-Seeland. — Der grosse Wairakeigeysir in Tätigkeit.
(Aufnahme des Verfassers.)

stiegen plötzlich auf, wir konnten das kochende Wasser im mächtigen Behälter sprudeln hören und — da, mit riesiger Gewalt jagte ein dicker Wasserstrahl in die Lüfte, zwischen 10 und 15 m hoch, ein prächtiges Bild gewährend, das leider nur 30 Sekunden dauerte. In seltenen Fällen soll der Geysir bis zu einer Höhe von 25 m gesprungen sein. — Eine Reihe anderer Erscheinungen, welche die innere Glut und Eruptionskraft unseres Erdballs in helles Licht stellten, wurde uns im weiteren Laufe noch gezeigt: Im Milkpool brodelte

kochendes Wasser unter plötzlichen heftigen Aufwallungen; der Alaungehalt verlieh ihm eine milchige Färbung, darum dieser Name. Dann gab es geheimnisvolle Erdlöcher, denen unter furchtbarem Pfeifen und Brausen dichte Dampfsäulen entstiegen; grauenhafte Schlammquellen, welche den Unglücklichen, der in sie hineingeriete, mit ihren zähen, lehmigen und glühend heissen Massen langsam in die Tiefe ziehen und verbrühen würden! Aus einem



Whakarewarewa. — Der Pohutu-Geysir in Tätigkeit.

schwarzen, Dampf ausströmenden Wasserbehälter tief unten im Felsenschachte klang es wie das Arbeiten einer machtvollen Dampfmaschine, kurzum, man mochte sich drehen wie man wollte, das ganze weite Gebiet war erfüllt von diesen geheimnisvollen Erdöffnungen, aus denen die inneren Kräfte der Erde entströmen.

Aehnliche Erscheinungen bieten die grossen Geysirtäler von Wairakei und Rotorua, die wir an den beiden folgenden Tagen besichtigten. Wollte

ich indessen auf alle die seltsamen Erscheinungen hier eingehen, so müsste ich in der Hauptsache das früher Gesagte wiederholen, denn naturgemäss gleichen sich die Thermen überall, beruhen sie doch auf demselben Prinzipe. Den berühmtesten Geysir, den Pohutu, dessen Wasserstrahl bis zu 30 und 40 m stundenlang emporsteigen soll, bekam ich leider nicht zu sehen, er war gerade kurz vor meiner Ankunft tätig gewesen, und seine Spielzeit ist eine sehr unbeständige. Der mächtige Waikitegeysir, der im Laufe der Jahre eine gewaltige beckenreiche Terrasse aufgebaut hatte, ist



Neu-Seeland. — Die berühmte weisse Terrasse von Rotomahana; zerstört durch die Eruption des Tarawera 1886.

nicht mehr tätig, und die einstmals mit glänzender Emaille überzogenen Mulden und Becken sind im Verfall begriffen. Dagegen gab es immerhin zu schauen die Fülle, besonders an blasentreibenden Schlammpfützen und wallenden Wassertümpeln, deren Ausbruch kleinen Geysirs nicht unähnlich war. Die Regierung hat leider verboten, Seifenstücke in die Geysirquellen zu werfen, den Grund hierfür konnte man uns nicht angeben. Die Seife soll stets ein sofortiges Emporsteigen der Wassersäule bewirkt haben.

Rotorua wird nicht nur von Touristen, sondern in der Hauptsache von Kranken aufgesucht. Die heissen Mineralbäder des Sanatoriums sollen besonders heilkräftig für Gichtbrüchige und Hautkranke sein. Ein geübter Arzt leitet das Ganze. Die Erfolge sollen höchst befriedigend sein.

Von Rotorua aus unternahm ich einen Ausflug in einer kleinen Dampfpinasse auf dem wenig anziehenden Rotorua-See. Wir passierten die waldige Insel Mokoia, welche in der Mythologie der Eingeborenen eine bedeutende Rolle spielt, und landeten nach etwa einstündiger Fahrt am entgegengesetzten Ufer, wo unweit in waldigem Gebiet eine mächtige eiskalte Quelle dem felsigen Boden entspringt. Die Kraft des ausströmenden Wassers ist so gross, dass hineingeworfene Kupferstücke nicht versinken. Per Wagen ging es später durch vulkanisches und nur spärlich bewachsenes Land nach Tikitere, vielleicht dem wildesten Ausbruchsgebiet von Schlamm- und



Neu-Seeland. — Eine Maorihütte in Whakarewarewa.
(Aufnahme des Verfassers.)

Schwefelquellen der ganzen Insel. Schon die Namen „Tore des Hades" und „Höllenreich" deuteten darauf hin. Auf dem Rückwege machte uns der Kutscher darauf aufmerksam, dass der Boden, auf dem wir entlang fuhren, gänzlich aus den während der furchtbaren Eruption des Tarawera im Juni 1886 meilenweit über das Land verstreuten Lavamassen bestand. Dieser grässliche Ausbruch hat Neu-Seeland seiner herrlichsten Naturwunder beraubt: der berühmten weissen und rosa Terrassen von Rotomahana.

Während meines mehrtägigen Aufenthaltes in Whakarewarewa verbrachte ich manche Stunde in dem hübschen Maoridorfe, das sich unfern vom Gasthofe und unmittelbar im Gebiete der heissen Quellen am Hügel hinaufzieht. In den grossen dampfenden Wassertümpeln sah ich Mädchen

und Jungen jeden Alters sich ergötzen; ich beobachtete, wie man in Löchern, wo das Wasser kochend war, Kartoffeln und Fleisch aller Art in kleinen Flachssäckchen gar werden liess, wie man Tee zubereitete, indem man die Kanne einfach auf ein kleines Dampfloch setzte, usw. Unter den Kindern und erwachsenen Mädchen befanden sich ab und zu hübsche Typen; sie waren ebenso üppig in Form und Erscheinung als frech im Gebaren. Zu einem Haka-Haka, dem Nationaltanz, waren sie gleich bereit, indessen war er nur ein Kinderspiel und nicht der wahre Tanz, wie er einst unter den Kriegern vor einem Kampfe aufgeführt wurde. Die erwachsenen Männer befanden sich meist auf Arbeit in Rotorua. Ich trat in manche der Hütten



Neu-Seeland. — Ein tätowierter Maorihäuptling.

ein, um mir einige Kuriositäten, besonders einige der hübschen Flachsgewebe zu erwerben; überall herrschte die äusserste Unordnung und Liederlichkeit. In den Preisen ihrer Schmuckgegenstände waren sie unverschämt. Die Flachsdecken, die mit der Hand geflochten sind und viele Monate zur Fertigung in Anspruch nehmen, sind nicht nur äusserst dauerhaft, sondern auch höchst schmuckvoll. Häuptlingsdecken, gänzlich aus Kiwifedern gearbeitet, erreichen fabelhafte Preise, ebenso jegliche Schnitzereien und Grünsteinwaffen.

Leider verringern sich die Maoris, die als eine überaus intelligente Rasse gelten, von Jahr zu Jahr. Die Zahl 150 000 sollen sie allerdings nie überschritten haben. Heute aber zählen sie kaum mehr als 37 000. Lungenschwindsucht räumt am grausamsten unter ihnen auf; in Anbetracht ihrer schlechten Lebensweise in schmutzigen und dumpfen Hütten, ist dies indessen wenig zu verwundern.

Obgleich man von dem Herkunftsorte der Maoris keine Gewissheit hat, so lassen doch sowohl Typus als Sprache und andere Eigentümlichkeiten vermuten, dass sie von den vielen Gruppen der Südseeinseln vermittelst

ihrer langen Doppelboote nach Neu-Seeland gelangten. Nach der Ueberlieferung sollen die ersten Maori-Auswanderer ihre Heimatsinsel „Hawaiki" etwa am Anfange des 15. Jahrhunderts verlassen haben. — Sie waren ein kriegliebendes Volk, und die einzelnen Stämme lagen in beständiger Fehde. Menschenfresserei war bei ihnen gang und gäbe; indessen nur verbunden mit einem vorhergegangenen Kampfe. Der letzte Fall von Kannibalismus soll im Jahre 1843 vorgekommen sein. — Die Sprache der Maoris ist überaus klangreich und poesievoll; sie ist nur aus 14 Buchstaben zusammengesetzt: A, C, E, H, J, K, M, N, O, P, R, T, U, W. Ihr eigenes Land nennen sie Ao tea roa, die lange weisse Wolke, Mount Cook heisst Aorangi, die Himmelswolke. Pakeha ist das Maoriwort für Weisse, Europäer. An Legenden ist die Sprache überreich.

Die letzte Stadt, die ich in Neu-Seeland berührte, sollte auch die schönste und grösste sein. Ich erreichte Auckland am Abend des 27. September. 63 000 Einwohner zählt der herrliche Handelsplatz mit seinen vielen Vorstädten, die sich in malerischer Gruppierung an den entzückenden Waitemata-Hafen, einem Arme des grossen Hauraki-Golfes, anschliessen. Auf diesen Hafen können die Bewohner mit Recht stolz sein. Erreicht er auch nicht die Ausdehnung von Sydney Harbour, so steht er ihm an natürlichem Reiz und an Brauchbarkeit nur wenig nach. Ich überzeugte mich davon, als ich auf einem der hübschen Dampfboote nach dem Nordufer des Wasserbeckens fuhr, um dort die bedeutende Zuckerraffinerie zu besichtigen. Das Zuckerrohr wird bereits auf den Fiji-Inseln in Rohzucker verarbeitet und dann nach Auckland verschifft, wo es den Prozess des Raffinierens durchzumachen hat. An 15 000 Tonnen Rohzucker sah ich in dem grossen Stapelraume aufgehäuft, 90 Tonnen davon werden in je 24 Stunden verarbeitet.

In dem trefflich geordneten und sehr reichhaltigen Museum fiel mir besonders ein mit kunstvollen Schnitzereien verziertes Maorikriegsboot auf. Es mass 82 Fuss in Länge und konnte 100 Krieger in sich aufnehmen.

Geschäftlich war ich ziemlich stark in Anspruch genommen, dagegen wurde ich vom Wettergott nur wenig begünstigt. Tawhiri-Matea sandte langdauernde Regenstürme, und erst am Tage vor meiner Abfahrt konnte ich eine Besteigung des nahen Mount Eden unternehmen, des seit Menschengedenken erloschenen Vulkans, der sich unweit der Stadt zu einer Riesenhöhe von — 200 m erhebt. Immerhin bot sich von seiner Spitze ein unvergessliches Panorama dar. Zu beiden Seiten das Meer, im Norden der wunderbare Waitemata-Hafen mit seinen Dampfern und Seglern und dem schmucken Rahmen der Vorstädte, im Süden der Manukau-Hafen mit dem kleinen Städtchen der Westküste, Onehunga. Der die beiden Häfen trennende Isthmus misst nur wenige Kilometer. Infolge seiner Fruchtbarkeit erscheint er über und über grün. Der Krater des Mount Eden, ein symmetrisch geformter Riesentrichter, ist gleichfalls von üppigstem Grase über-

wuchert, und Kühe weiden an seinen steilen Hängen. 63 andere erloschene Vulkane sollen sich noch im grossen Umkreise erheben. Rangitoto mit seinen drei Kegeln hob sich am stolzesten unter ihnen hervor, er bildet eine kleine Insel im weiten Hauraki-Golf. — Ruhig und glänzend lag Auckland in erquickender Sonntagsstille zu meinen Füssen, in schönerem Lichte hätte es sich mir nicht zum Abschiede darbieten können. Am nächsten Tage, dem 2. Oktober, glitten wir um die Mittagsstunde langsam zum Hafen hinaus.

In der Nacht passierten wir den 180. Längengrad, den Ausgangspunkt unserer örtlichen Zeitverhältnisse. Die Zeit, die man bei einer Reise von West nach Ost, von Europa ausgehend, täglich verliert, wird beim Passieren des 180. Meridians durch Doppelrechnung eines Tages sozusagen wieder nachgelebt. Wir schrieben deshalb am Tage nach dem 3. Oktober nochmals das gleiche Datum und unterschieden Dienstag 1. und Dienstag 2., wurden also innerhalb 48 Stunden nur um einen Tag älter.

Nachdem wir am Nachmittage des 4. Oktober eine kleine waldige Insel der Tonga-Gruppe gesichtet, fuhren wir bereits am frühen Morgen des 6. Oktober in die reizende Bai von Apia ein. Upolu, die zweitgrösste Insel des Samoa-Archipels, mit ihren waldigen Bergen, ihren ausgedehnten Kokosplantagen und besonders mit ihren liebenswürdigen und schönen Eingeborenen ist für den Durchreisenden ein wahres Tropenidyll. Der Hafen allein bot ein bezauberndes Bild. Drüben unter hohen Kokospalmen lugten die freundlichen Wohnhäuser der etwa 250 Europäer hervor, auf den blauen Fluten selbst wiegten sich vier stolze Kriegsschiffe: ein deutsches, der „Kormoran", ein amerikanisches und zwei englische. Obgleich der „Kormoran" nicht der grösste der Kreuzer war, so erschien er in seinem weissen Anstrich und seinem ganzen Aufbau doch am eindruckvollsten und trutzigsten.

Zu Dutzenden kamen die nur spärlich mit bunten Kattuntüchern bekleideten braunen Eingeborenen in ihren kleinen Auslegerbooten heran und umschwärmten unsern Dampfer zu beiden Seiten, mit ihrer klangvollen Sprache die Luft erfüllend. Viele der schönen Braunen und nicht zum wenigsten der braunen Schönen erkletterten die Schiffswandungen auf Strickleitern und beförderten dann an Seilen ihre hübschen Verkaufsartikel, Muscheln, Früchte, Flechtereien und Decken usw., an Bord, wo sie mit liebenswürdigem Lächeln und eindringlicher Sprache ihrer schönen grossen Augen die Passagiere zum Kaufen zu veranlassen suchten. Die Männer sind von stolzer Haltung und herkulischem Körperbau, und unter den Mädchen und Frauen konnte ich bei meinem späteren mehrstündigen Aufenthalte an Land manche Schönheit entdecken. Der Umstand, dass sich alt und jung ständig mit frischen Blumen und Blättern schmückt, gibt dem ewig heiteren Menschenschlag ein ungemein sympathisches Aeussere, das mit ihrem Gebaren Hand in Hand geht.

Eine kurze Spazierfahrt in das Innere der Insel, auf ziemlich gut gehaltenen Wegen, war ein Genuss, wie er eben nur in den Tropen zu haben ist. Plantagen von herrlichen Kokospalmen herrschten vor; mit wenig Ausnahmen gehören dieselben der Deutschen Handels- und Plantagengesellschaft, wie überhaupt bei weitem der grösste Teil der europäischen Besitztümer in deutschen Händen liegt. Zuckerrohrpflanzungen kamen uns nur wenige zu Gesicht, sie spielen überhaupt keine Rolle, die Eingeborenen nur benutzen die dauerhaften Blätter zur Dachdeckung ihrer Hütten. Bananen-



Samoanische Arbeiter auf Upolu.
(Aufnahme des Verfassers.)

stauden, Brotfruchtbäume und Papayas, Taropflanzen und Kawabäumchen, alle diese Gewächse, deren Früchte den Eingeborenen als Nahrung dienen, wuchsen in Fülle zu beiden Seiten des Weges. Zwischen ihnen und unter ihrem Schatten liegen die einfachen Hütten der Bewohner zerstreut: grosse gewölbte Dächer aus den Blättern des Zuckerrohrs oder den Wedeln der Kokospalme auf meterhohen Holzpfosten, an denen nach Belieben weiche Matten zum Schutze gegen Sonne und Regen usw. herabgelasen werden können. Kinder und Frauen sassen im süssen Nichtstun auf schön geflochtenen Matten und begrüssten uns stets mit freundlicher Miene. Die Männer und ältere Jugend waren in den Plantagen beschäftig, ab und zu sahen wir einen Trupp derselben mit langen Pflanzermessern von der Arbeit zurück-

kehren. Sie boten ein Urbild von Kraft und Schönheit. Gegen sie stachen die von den Salomon-Inseln eingeführten Melanesier mit ihrer schwarzen Hautfarbe sehr unvorteilhaft ab. Sie alle sind als Arbeiter in den deutschen Plantagen angestellt.

Was den Handel von Apia anbetrifft, so ist weder Einfuhr noch Ausfuhr staunenerregend. Erstere betrug im Jahre 1898 370 185 Pfd. Sterl., wobei Deutschland mit 63 687,76 Pfd. Sterl. rangiert, letztere belief sich auf 285 492,05 Pfd. Sterl. und umfasste natürlich lediglich Copra. Allerdings scheint der Reingewinn aus den Plantagenerträgnissen einen bedeutend höheren Prozentsatz darzustellen als ihn die Spielwarenindustrie gewährt.

Bevor ich dem reizvollen Eilande wieder den Rücken kehrte, sollte uns noch das Schauspiel eines Sivatanzes geboten werden. Drei junge und üppig geformte Mädchen, die sich Kopf und Brust mit Blumen und Blättern geziert hatten, führten ihn in einer grossen offenen Hütte auf, ein stattlicher Häuptlingssohn schlug dabei mit zwei kleinen Holzstäbchen auf einer Matte den nötigen Takt. Teils sitzend, teils stehend führten die samoanischen Grazien mit ihren Feuerblicken seltsam wogendes Hin- und Herbewegen des Körpers und der Arme aus, dabei einen dreistimmigen, ziemlich erträglichen Gesang erhebend. Nach jeder kleinen Pause wurden die Bewegungen lebhafter und der Gesang stärker, bis erstere endlich in leidenschaftliches und unschönes Gebaren, letzterer in gewöhnliches Kreischen ausartete.

Um 1 Uhr befand ich mich zum Mittagsmahle wieder an Bord, und eine Stunde später stach unser stolzer Dampfer nordwärts in See.

Nach vieltägiger Meeresfahrt begrüssten wir das „Paradies des Stillen Ozeans", Honolulu, mit besonderer Freude. Die Sonne färbte gerade den östlichen Horizont blutigrot, als unser Dampfer durch die von Korallenbänken eng begrenzte Einfahrt in den Hafen einlief. Einige grosse Transportschiffe mit amerikanischen Truppen für die Philippinen lagen vor Anker, unzählige Segler zierten ausserdem das schöne Hafenbecken. Im Hintergrunde zog sich der hohe Gebirgszug der Insel Oahu entlang, im Osten mit dem kahlen Krater von Diamond Head abschliessend. Die Stadt mit ihren schönen Läden und bedeutenden Handelshäusern machte einen trefflichen Eindruck, die weitere Umgebung mit den breiten Fahrwegen und herrschaftlichen Wohnungen, welche aus prächtig angelegten Gärten üppigster Tropenflora hervorlugten, erinnerte an Batavia. Das Gerichtsgebäude, ist von eindrucksvoller Bauart; vor ihm erhebt sich unter Palmen das vortrefflich gelungene Standbild des ersten und gewaltigsten Königs der Sandwichinseln: Kamehamea I.

Von den Ureingeborenen, in deren Adern noch unvermischtes Blut fliesst, sind verhältnismässig wenige anzutreffen. Sollen sie am Ende des vorigen Jahrhunderts noch nach Hunderttausenden gezählt haben, so war ihre Zahl im Jahre 1853 bereits auf 71 000 zurückgegangen; heute beträgt sie

wenig mehr als 30 000. Aehnlich wie bei den Maoris ist auch für sie die Zeit nicht mehr fern, wo der letzte Vollbluteingeborene zu Grabe getragen wird. Die Zivilisation der Weissen und die damit verbundenen Laster legten den Grundstein zu ihrer Vernichtung. Der Aussatz, jene furchtbarste aller Krankheiten, räumt heute am meisten unter ihnen auf. — Was das Völkergemisch anbetrifft, so steht Honolulu sicherlich mit an erster Stelle. Chinesen und Japaner, die meist als Arbeiter auf den Zuckerpflanzungen be-



Honolulu. — Eine Bananenstaude mit Früchten.

schäftigt sind, stehen obenan, erstere zählen auf der ganzen Inselgruppe nahe an 26 000, letztere an 27 000, Portugiesen gibt es 15 000, Amerikaner weit über 3000, Engländer mehr als 2000, Deutsche ca. 1500. Dazu kommen nun noch Vertreter anderer europäischer Nationen, sowie Eingeborene der Südseeinseln. Nirgends haben die verschiedenen Rassen dermassen untereinander geheiratet als hier. Bei einiger Aufmerksamkeit entdeckt man unter den Bewohnern die seltsamsten Typen und Farbentöne.

Von den schönen Villen bezeichnete man mir manche als das Besitztum von Deutschen. Hieraus, wie auch aus den Namen bedeutender Handels-

firmen, wurde mir bekannt, dass die Deutschen Honolulus trotz ihrer Minderzahl eine achtunggebietende Stellung einnehmen. Bei einer Spazierfahrt gelangte ich durch weite Bananen- und Reisfelder, deren Ertragsfähigkeit leicht zu erkennen war. Kokos- und Dattelpalmen, Papayas und Brotfruchtbäume erfreuten ausserdem das Auge, indessen muss ich gestehen, dass der Tropenflor von Oahu in keiner Weise mit dem von Ceylon verglichen werden kann. In der Tat ist diese üppige Vegetation keine einheimische, sondern eine importierte. — Nachdem ich mich in Waikiki geraume Zeit dem Genusse eines erfrischenden Seebades hingegeben hatte, trennte ich mich von der reizvollen Stadt. Als ich zum Kai gelangte, war es mir fast unmöglich, durch die versammelte Menschenmenge an Bord zu gelangen. Selten habe ich übrigens eine eindrucksvollere Abschiedsszene beobachtet. Die ganze Menschheit war mit duftenden Blumenkränzen geschmückt. Jeder der Abreisenden erhielt von seinen Freunden eine Blumengabe zum Abschiedsgruss; verschiedene der Passagiere waren mit Blüten- und Blättergewinden gänzlich überschüttet. Auch mir schmückte ein Herr, dessen Bekanntschaft ich erst kurz vorher gemacht hatte, Hut und Brust mit zwei prächtigen Nelkenkränzen. Am Strande spielte die vorzügliche Eingeborenen-Kapelle unter Leitung eines biederen Deutschen. Abschiedsgrüsse flogen herüber und hinüber, bis sich endlich die Schraube langsam in Bewegung setzte und wir uns mählich vom Ufer entfernten. Mit Honolulu verliess ich den Bereich der Tropen. Mit der Freude auf die nahende Heimkehr vermischte sich immerhin ein wehmütiges Gefühl.

Im Anschlusse möchte ich noch einige den Handel der Hawaii-Inseln betreffende Zahlen erwähnen: Der Export im Jahre 1899 bezifferte sich auf 22½ Millionen Dollar, wovon weit über die Hälfte auf Honolulu entfiel. An Zucker wurden im ganzen für rund 21½ Millionen Dollar ausgeführt, und zwar vornehmlich nach den Vereinigten Staaten. Reis ging im Werte von 42 562 Dollar aus, Kaffee für 132 347 Dollar, Bananen für 84 269 Dollar, Ananas für 14 630 Dollar. Der gesamte Import belief sich auf ca. 19 Millionen Dollar gegen 11½ Millionen im Jahre 1898 und 7½ Millionen im Jahre 1897.

XVI. KAPITEL.

Was soll ich von meiner Eilfahrt durch die Vereinigten Staaten Nordamerikas berichten, jenen immensen Landkomplex, dessen Bevölkerung heute ein unzertrennliches Konglomerat aller Nationen, man möchte fast sagen, aller Rassen darstellt?! Während meines kaum achtwöchentlichen Aufenthaltes habe ich nicht weniger als 18 bedeutende Plätze in dem Staatenbunde berührt und volle 10 000 km zurückgelegt. Wie mussten da die Eindrücke auf mich einstürmen, was musste ich für grossartige Einrichtungen, für staunenerregende Betriebe schauen! Alles wird im Grossen betrieben, der kleine Mann vermag sich nur schwer zu halten. Das Geld allerdings spielt die erste Rolle, die Bildung scheint erst in zweiter Linie zu kommen, wie dies in einem verhältnismässig noch so jungen Lande verständlich erscheint.

Neben all den Mängeln, die man bei den Amerikanern in nicht allzu geringer Zahl entdeckt, muss man sich jedoch gestehen, dass man von dieser noch im Werden begriffenen Rasse viel, sehr viel lernen kann. Ganz besonders ist es die freie Auffassung neuer Ideen und die rasche, energische Umsetzung derselben in die praktische Wirklichkeit. Mit ganzer Seele wirft sich der Amerikaner auf die Ausführung eines neuen Planes; darum auch, dass so Grosses, Ungeheuerliches, oft auch Lächerliches geschaffen wird, darum aber auch, dass so manches nicht Gold ist, was glänzt, dass so viele Zusammenbrüche sich ereignen.

Dem Rassengemische ist vieles von der Absonderlichkeit und den Charaktereigenschaften der heutigen Amerikaner zuzuschreiben. Der Umstand freilich, dass die Staaten eine so immense Fülle von natürlichen Vorzügen, natürlichen Schätzen bieten und in sich bergen, trägt hauptsächlich dazu bei, die Blüte von Handel und Gewerbe in so erstaunlicher Weise von Jahr zu Jahr zu kräftigen und zu erhöhen. Mit der Erkenntnis jener natürlichen Hilfsquellen ist der Unternehmungsgeist der Amerikaner gleichmässig

gestiegen, er steigt und steigt, um endlich der gewaltigen Ausdehnung des Landes proportional zu sein.

Das Eisenbahnnetz der Staaten gibt dem Reisenden vielleicht das beredteste Zeugnis von der Grösse des amerikanischen Unternehmungsgeistes, umfasst dasselbe doch nicht weniger als 275 000 km an Ausdehnung, also nahezu ebenso viel wie alle Eisenbahnlinien der übrig bleibenden Länder der Welt. Und dieses Eisenbahnwesen liegt in den Händen von mehr als 50 bedeutenden Privatgesellschaften, die mit einem Kapitale von zusammen 45 Milliarden Mark arbeiten. Die Zahl der in diesem Betriebe Beschäftigten erreicht um weniges 900 000. Im Vereine mit dem angeborenen Unternehmungsgeiste der Amerikaner ist es erklärlicherweise auch der scharfe Wettbewerb der einzelnen Gesellschaften, welcher das Eisenbahnsystem zu dem vollkommensten und das Reisen in den Staaten zu dem denkbar angenehmsten aller Länder gestaltet hat. —

In San Francisco schlug ich mein Quartier zusammen mit Herrn Dr. Genthe, dem Spezialberichterstatter der „Kölnischen Zeitung", den ich auf dem Schiff kennen gelernt hatte, in dem immensen Palace-Hotel auf. Noch ehe wir unsere Zimmer aufsuchen konnten, hatte sich bereits ein Zeitungsmensch meines Begleiters bemächtigt, und noch am selben Abend prangte in einem der Hauptblätter ein langer Artikel, den Aufenthalt Dr. Genthes auf Samoa behandelnd. Ein amerikanischer Berichterstatter besitzt ein wahres Genie, die wunderlichsten Erzählungen vom Stapel zu lassen über Sachen, die ihm nie zu Ohren gekommen sind. Aus einem Nichts macht er ein umfangreiches Etwas, ihm ist darum zu tun, dem Leser etwas möglichst Absonderliches, Neues zu bieten; wie es sich mit dem wirklichen Tatbestande verhält, ist ihm ganz einerlei. Nahezu alle amerikanischen Zeitungen sind mit Illustrationen ausgeschmückt, die meistens sehr marktschreierisch gehalten sind. Aus den fett gedruckten Ueberschriften der einzelnen Aufsätze lässt sich jedesmal der Inhalt ersehen, häufig freilich möchte man sagen, dass die Ueberschriften länger gefasst sind, als die zugehörigen Berichte. Indessen zeichnen sie sich durchweg durch treffende Schärfe und guten Humor aus. Der Umstand dagegen, dass längere Berichte, die vielleicht bereits auf der ersten Seite einer Zeitung ihren Anfang nehmen, erst auf der dritten oder fünften Seite eine Fortsetzung finden, trägt wenig zur bequemen Durchsicht einer Zeitung bei. Man will eben möglichst viel auf dem Frontstücke den Lesern vor Augen führen, um sozusagen eine Reklame damit zu bewirken.

Was ich über San Francisco selbst berichten könnte, würde heute wenig Wert haben, da die Stadt bekanntlich inzwischen durch das grosse Erdbeben im April 1906 von Grund aus zerstört worden ist. Erwähnen möchte ich nur den angenehmen Eindruck, den ich hier von der Mädchenerziehung der Amerikaner erhielt. Das ungezwungene und dabei doch gefällige Sichgeben

der Amerikanerinnen, ihr selbständiges Handeln in jeder Hinsicht und dabei ihre rege geistige Teilnahme an allen Tagesfragen, kann auf den Mann nur einnehmend wirken. In der Kleidung und dem ganzen Auftreten vermögen die Amerikanerinnen mit den Damen des eleganten Paris gut Schritt zu halten, auch auf die natürliche Schönheit seines Damenflors kann Amerika stolz sein. Seltsamerweise muss man in den Staaten gar bald die Beobachtung machen, wie sehr die hohen, schlanken Gestalten und die vollen Büsten der Damen von den meist hageren, schulterlosen und flachbrüstigen Figuren der Männer abstechen. —

Auf einem der grossen und bequem eingerichteten Fährboote, welche den Verkehr auf der weiten San Francisco-Bai vermitteln, fuhr ich am frühen Morgen des 24. Oktober hinüber an das östliche Ufer, wo ich in dem volkreichen Orte Oakland, in dessen Nähe sich in Berkley die bedeutende „Universität von Kalifornien" befindet, einen Zug der Zentral-Pacificbahn bestieg. Nach nur kurzer Fahrt wurde unser ganzer Zug in zwei Teilen auf ein immenses Fährboot, das grösste der Welt, verladen, und wir setzten über einen langen, nach Osten auslaufenden Zipfel der Francisco-Bai über. Die Ausstattung der Pullman Cars ist prächtig, die Verzierungen der Decken verschwenderisch, durch dicht schliessende Doppelfenster wird das Eindringen von Rauch und Staub gänzlich verhindert, die Ventilation befindet sich an den Decken. Waschräume, Rasiersalon, Lesezimmer und ein feiner Speisewagen erhöhen die Bequemlichkeit des verwöhnten Reisenden. Die Bedienung wurde durch Neger und Mulatten versehen, welche sich zwar stets aufmerksam erwiesen, indessen nichts darin fanden, mit lang ausgestreckten Gliedern auf den weichen Polstern des Wagens sich eines Schläfchens zu erfreuen.

Um 11 Uhr hatten wir bereits Sacramento, die schöne Hauptstadt Kaliforniens, erreicht, bald darauf begannen wir uns an den Hängen der fernen Sierra Nevada hinaufzuwinden. Die ganze Gegend glich einem unendlichen Garten, Weinberge wechselten ab mit ausgedehnten Obstpflanzungen, und die herbstliche Färbung der Blätter bot bei den milden Strahlen der verklärenden Sonnenscheibe ein bezauberndes Bild. Bald leuchteten uns die Schneefelder der höheren Gipfel entgegen; die Landschaft wurde romantischer, wilder, fesselnder mit jeder Minute, an Stelle der Obstgärten traten düstere Nadelwaldungen.

Leider wurde der Genuss an den stetig wechselnden Naturschönheiten arg beeinträchtigt durch lange, tunnelartige Schutzvorrichtungen gegen die schweren Schneestürme der Wintermonate. Diese hölzernen Verschläge, welche bereits im Jahre 1869 mit einem Kostenaufwande von 8 000 000 Mk. angelegt worden sind, ziehen sich mit nur geringen Unterbrechungen über nahezu 60 km hin. Dabei lässt der Umstand, dass die schweren Holzlatten mit handbreiten Zwischenständen voneinander befestigt sind, um dem Lichte

Einlass zu gewähren, die Fahrt besonders für die Augen recht unangenehm werden. — Die Schlafvorrichtungen fand ich, den Verhältnissen angepasst, recht vorzüglich, nur der Umstand, dass man von einer besonderen Trennung der Damen und Herren, wie in den australischen Schlafwagen, absieht, erschien mir am Anfang etwas unbequem, indessen zeigte sich auch hier



Der „schwarze Bär", ein Häuptling der Sioux-Indianer.

bald die Macht der Gewohnheit. Ich möchte hier gleich erwähnen, dass in Amerika die Eisenbahnen eigentlich nur für den wohlhabenden Mann gedacht sind, den Armen wird kaum Rechnung getragen, gibt es doch nur eine einzige Klasse, eine erste Klasse. In den Pullman Cars bezahlt man einen Zuschlag, wofür zwar den Bessergestellten eine höhere Bequemlichkeit geleistet wird, wobei aber immerhin die Klasse für das Volk eine erste Klasse bleibt. Dabei muss allerdings bemerkt werden, dass der Fahrpreis im Ver-

hältnis ein billigerer ist als in Europa, im Durchschnitt soll er für die englische Meile, also für 1,6 km, 12—16 Pfg. betragen und dies erster Klasse. Ein solcher Wagen für den weniger anspruchsvollen Reisenden bietet 60—70 Passagieren Platz. Ein einziges schreiendes Kind stört somit 60—70 Menschen, und bei einem Unfall sind für dieselbe Menge nur zwei Ausgänge da. So zeigt sich also, dass die amerikanischen Eisenbahneinrichtungen nicht in allen Beziehungen die vollkommensten sind.

Während der Nacht hatten wir die öden Gefilde von Nevada durcheilt, und am Morgen befanden wir uns im Gebiete des ehemalig selbständigen Mormonenstaates Utah. Wir passierten die Great American Desert, ein trostloses Wüstengebiet, durchzogen von fahlbraunen Höhenrücken und ab und zu spärlich bewachsen mit dünnem Buschwerk. Selten nur zeigten beackerte Strecken, dass man den Versuch gemacht hat, diese unfruchtbaren Gebiete auszunützen. Indianerhorden, welche sich hier noch häufig bewegen sollen, kamen mir leider nicht zu Gesicht, wie ich überhaupt auf meiner ganzen Reise durch Amerika nur ein einziges Mal Gelegenheit hatte, einen Vollblutindianer zu sehen, und dies war — in einem Variététheater in Chicago!

Wir hatten noch nicht lange die Grenze von Nevada überschritten, als uns bereits die blauen Fluten des Grossen Salzsees grüssten, jenes Wasserbeckens, an dem im Jahre 1847 die aus dem Osten vertriebene Mormonensekte unter der wackeren Führung von Brigham Young sich niederliess, um hier in der Wüste, sicher vor allen Verfolgungen, in engem Zusammenhalte ihrem neuen Glauben und den damit verbundenen seltsamen Sitten gemäss zu leben. — Ich langte um 11 Uhr in Salt Lake City (das ist der gebräuchlichere Name für Zion) an und war erstaunt, in dem grossen Knutsford-Hotel einen mit allen erdenklichen Bequemlichkeiten ausgestatteten Gasthof ersten Ranges zu finden. Jedes einzelne Zimmer war telephonisch mit dem Bureau verbunden. Vor einem halben Jahrhundert hätte man hier wenig mehr als einige erbärmliche Baracken angetroffen. Die Stadt mit ihren etwa 70 000 Einwohnern ist prächtig in einem von imposanten, teils schneebedeckten Bergzügen umrahmten, weiten Talkessel eingebettet. Der „Grosse Salzsee" liegt in einer Entfernung von 20 km. Der Salzgehalt des Sees ist bekanntlich ein sehr hoher, etwa 14 Proz. (Ozean 304 Proz., Totes Meer 24 Proz.), wodurch beim Baden ein Untergehen unmöglich ist. Die Kurzweil, die den Badenden durch diese Eigenschaft entsteht, soll allerdings durch das Schmerzen der unvorsichtigerweise mit dem Seewasser in Berührung gebrachten Augen arg beeinträchtigt werden.

Der grosse Mormonentempel aus weissem Granit ist leider für Andersgläubige verschlossen. Je drei Türme, von denen die mittleren die äusseren um ein bedeutendes überragen, erheben sich auf den beiden Schmalseiten des gewaltigen rechteckigen Baues, einfache Meisselarbeiten, die Wahrzeichen



Panorama von Salt Lake City; im Vordergrunde der Tempel und das Tabernakel.

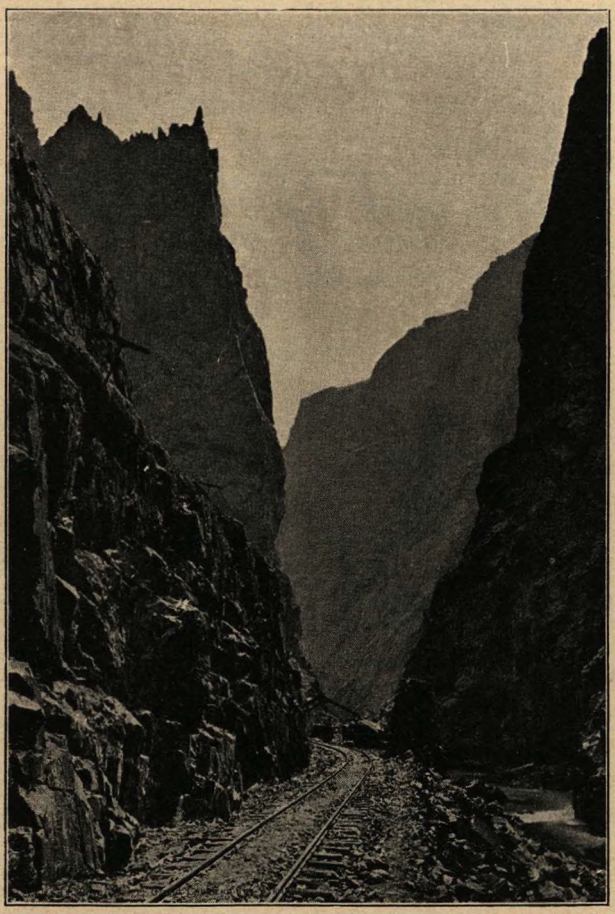
der Sekte darstellend, bilden die einzigen Verzierungen. 40 Jahre wurde an dem Tempel gebaut und 17 000 000 Mk. hat er verschlungen. — Von grösserer Merkwürdigkeit und Eigenart ist das unweit des Tempels stehende Tabernakel, die Versammlungshalle der Mormonen. Dem Rücken einer titanenhaften Schildkröte gleich, wölbt sich das mit Eisenblech beschlagene Dach, von 44 Sandsteinsäulen gestützt, flach empor. Jeglicher architektonische Schmuck fehlt, auch im Innern ist die Ausstattung eine sehr einfache, die riesige Spannung der Decke, welche einen der grössten nicht gestützten Bogen darstellt, fällt dagegen um so mehr ins Auge. Für 8000—12 000 Menschen bietet die immense Halle Aufnahme. Allsonntäglich um 2 Uhr wird hier eine religiöse Zusammenkunft abgehalten, gewöhnlich verbunden mit Gesang und Orgelspiel; die an dem einen Ende aufgestellte Riesenorgel soll von besonderer Güte sein, ebenso sollen die Konzerte einen seltenen Genuss liefern. Die Akustik im Tabernakel ist eine wunderbare. Unser Führer liess eine Stecknadel auf den Boden fallen, ich stand mehr als 200 Fuss davon entfernt und konnte das Auffallen der Nadel deutlich vernehmen. — Die grösste Merkwürdigkeit der „Salzseestadt" während meines Dortseins war vielleicht der grosse Salzpalast, ein mit kristallinischem Salz völlig bekleidetes Bauwerk, dessen Inneres künftighin zur Abhaltung von Bällen und sonstigen Festlichkeiten bestimmt sein wird. Bei elektrischer Beleuchtung müssen die tausendfach reflektierenden Kristalle eine prächtige Wirkung hervorrufen.

Nach kurzem Aufenthalt entführte mich der bequeme Pullman-Wagen nach den Rocky Mountains, jener Gebirgskette, in deren einst weltentrückten Verstecken sich so viele der von uns in der Jugend verschlungenen Indianergeschichten abgespielt haben. Von seltsamen Formen waren die Bodengestaltungen, alles wies auf die erodierende Tätigkeit der Wasserläufe hin. Steil und grotesk ragten Felsen gleich Burgzinnen und Wartürmen empor, die Ufer der Flüsse, besonders des Grand River, dessem Laufe wir geraume Zeit folgten, stiegen meist senkrecht und schroff empor, oft eine schwindelnde Höhe erreichend. Schneegefilde folgten den Cañons, ab und zu hatte die Mittagssonne die weisse Decke aufgeleckt, und seltsam stach darunter die dunkle Farbe verwitterter Lavabetten hervor. — Auf dem Tennessee-Pass erreichten wir den höchsten Punkt der Bahnlinie: 10 440 Fuss (gleich der Alpenbahn: Gorner Grat, Zermatt). Bald darauf berührten wir Leadville, ebenso merkwürdig durch seine hohe Lage als durch seine Bedeutung als Silber gewinnende Minenstadt; soll doch seine Ausbeute an Silber jährlich einen Wert von 55 Millionen Mark repräsentieren.

Was die Grossartigkeit der Rocky Mountains anbetrifft, so möchte ich behaupten, dass, wenigstens in den von der Bahnlinie durchschnittenen Teilen, das Felsengebirge in keinem Verhältnis steht zu den wunderbaren Bergformationen unserer Alpen. In ihnen drückt sich nicht jene Macht und

groteske Gestaltung, jene reiche Abwechselung und enge Verbindung mit den frischen Berggründen aus, alles ist grossartig, aber öde, steif und kalt, die schluchtenartigen Flusstäler allein sind wirklich fesselnd.

Die Dämmerung war bereits hereingebrochen, als wir in die staunenerregende Schlucht, den gewaltigen Cañon des Arkansas, einfuhren, der den



Rocky Mountains. — Im grossen Cañon des Arkansas.

Namen Royal George führt. Zum Glück erstrahlte der Himmel in prächtigem Sternenschimmer, so dass also die Grossartigkeit der Szenerie wenig beeinträchtigt wurde. Und was war das für eine Grossartigkeit, welche unendliche Wucht lag in den sich senkrecht emportürmenden Felsenwänden ausgeprägt! Kaum war es gelungen, neben dem brausenden Gewässer des Arkansas genügend Raum für den Schienenweg zu finden, ja, an einer Stelle, dort, wo die Felsenwälle in einer Höhe von 2600 Fuss in senkrechter Linie

zum Himmel ragen, hängt das Gleise an zwei in die Felsen eingehauenen eisernen Trägern. Zwölf Kilometer weit zieht sich diese grandiose Schlucht in den gewagtesten Windungen hin, das Herz steht still, wenn man in rasendem Laufe um die scharfen Kurven biegt, zur einen Seite den brausenden Fluss, zu beiden aber in die Wolken wachsende Felsenmauern. Es war eine unheimliche, grausig schöne Fahrt, deren Ende man bald herbeiwünschte, bald hinausschieben wollte.

Mein nächstes Reiseziel, Denver, die schön gelegene Hauptstadt des Staates Colorado, besitzt eine noch recht junge Vergangenheit, datiert doch ihre Gründung erst in das Jahr 1858 zurück. 1880 betrug ihre Einwohnerzahl bereits 35 000, zehn Jahre später schon 126 000 und vor zwei Jahren ist sie auf 165 000 geschätzt worden. Ihr rasches Emporwachsen verdankt sie unstreitig dem Umstande, im Mittelpunkte eines reichen Bergwerksdistrikts zu liegen und von Leuten besiedelt zu sein, die dem Zeitalter vorauszueilen bestrebt sind.

Nur 24 km vom östlichen Abhange der schneegekrönten Kette des mächtigen Felsengebirges gelegen, und dabei in einer Höhe von 5270 Fuss, ist Denver wohl eine der reizvollsten Städte des Westens. Die geradlinigen Strassen zeichnen sich durch wohltuende Sauberkeit und imponierende Breite aus; sie sind durchweg asphaltiert. Die Villenviertel, in spezifisch amerikanischem Stil, bilden mit ihren von unbegrenzten Rasenbeeten umschlossenen Privathäusern einen freundlichen Gegensatz zu den massigen, riesenhaften Bauwerken der lebhaften Geschäftsstadt. Ein Gang durch die Hauptverkehrsader Denvers, 16. Strasse, gibt einen Begriff von der Wohlhabenheit seiner Bewohner, reihen sich doch in ihr mehr als ein halbes Dutzend mächtiger Warenhäuser aneinander. Und alle diese ungetümen Magazine, die leider das Bestehen des kleinen Händlers von Tag zu Tag mehr und mehr bedrohen, gleichen in ihrem Innern einem Ameisenhaufen, dermassen drängt und staut sich dort die kauflustige Menge. — Bei einem befreundeten Grosshändler überzeugte ich mich von der guten Ausführung und besonders von der Brauchbarkeit amerikanischer Spielwaren. In schweren Eisenwaren, als Eisenbahnzügen, Feuerwehrspritzen, Kochöfen usw., wird ganz Vorzügliches geleistet und der Absatz soll auch ein ganz enormer sein. Sämtliche Spielwaren, die mir vorgelegt wurden, waren nicht nur von vorzüglicher Dauerhaftigkeit, sie waren besonders den jetzigen Verhältnissen angepasst und aus dem praktischen Leben gegriffen. Was die Zelluloidwaren, die feinen Elfenbein-Imitationen anbetrifft, so hat die amerikanische Ware in bezug auf die geschmackvolle, feine Ausführung und auf den Kostenpunkt die deutsche bereits überflügelt. In Porzellan allerdings müssen trotz der hohen Zölle die feineren und feinsten Sachen nach wie vor aus Deutschland usw. bezogen werden.

Ich war erstaunt, bei der vorgerückten Jahreszeit und der bedeutenden Höhenlage das Klima von Denver überaus mild zu finden. Von solcher Reinheit war die Luft, dass ich von dem erhabenen Dome des stolzen Regierungsgebäudes, des Kapitols, eine unvergleichliche Aussicht auf die Schneegipfel der Rocky Mountains geniessen konnte. Pikes Peak, der bekannteste, nicht der höchste unter den bedeutendsten Gipfeln, ragte mit 4244 m im Süden stolz empor. Im Gegensatze zu dem gewaltigen Höhenzuge im Westen schweiften meine Augen im Osten über die endlose Prärie, die sich von hier mit geringen Unterbrechungen hinzieht bis weit über den Mississippi. Hier jagten einst wilde Indianerhorden hinter grossen Büffelherden her, heut wogen dort endlose Getreidefelder und erheben sich die friedlichen Farmhäuser tatkräftiger Bauern. Reste jener Büffelherden konnte ich in dem geschmackvoll angelegten Stadtpark sehen; selbst in der Gefangenschaft waren diese Tiere noch von wuchtiger, kraftvoller Erscheinung.

Während des Abendessens hatte ich mich wie alltäglich über den allzu grossen Eifer der Kellner zu beklagen. Ich bat den einen Neger, aus dem mir vorgesetzten Eiswasser das Eis heraus zu nehmen. Mein Wunsch wurde erfüllt, indessen fand ich, als ich abermals meine Augen von der Zeitung abwandte, dass ein zweiter Kellner mir bereits die Gefälligkeit erwiesen hatte, von neuem mein Glas mit Eisstücken zu füllen. Heute kann ich noch nicht verstehen, in welcher Weise der amerikanische Magen das nichts weniger als harmonische Gemisch von täglich nebeneinander genossenem Eiswasser und heissen Brötchen mit seiner Verdauungsfähigkeit in Einklang bringt. Der amerikanische Kellner lässt sich lieber den Kopf abschlagen, als dass er von seiner Regel abginge, vor irgendwelchen andern Massnahmen den Gaste ein Glas mit Eiswasser vorzusetzen. Ist dies geschehen, dann erst ist er bereit, die Bestellung entgegenzunehmen, fordert jedoch die Aufgabe aller gewünschten Gerichte auf einmal, um dann nach etwa einer Viertelstunde mit einer mächtigen Silberplatte zu erscheinen, auf der in etwa zehn kleinen Schüsselchen alle Speisen aufgetragen und malerisch um den Teller herumgruppiert werden. Der Nachteil der Geschichte ist indessen, dass ein Teil der Gerichte nahezu kalt verzehrt werden muss. Diese Art des Servierens habe ich übrigens in der Hauptsache nur in den Städten des Westens gefunden. Weinzwang herrscht in keinem Hotel, überhaupt habe ich selten bemerkt, dass von Amerikanern die Weinkarte gewünscht wurde.

Kansas City, den westöstlichen Mittelpunkt der Vereinigten Staaten, erreichte ich am 30. Oktober. War die Stadt im Jahre 1865 noch ein unbedeutendes Fleckchen von 3500 Einwohnern, so ist sie heute mit nahezu 200 000 Einwohnern ein Industrie- und Verkehrsort von ganz erstaunlichem Werte. Als Sammelpunkt der grossen Vieh- und Schweinebestände steht es nur noch hinter Chicago zurück; wurden doch im Jahre 1898 nicht weniger

als 6½ Millionen Tiere im Werte von 450 Millionen Mark umgesetzt, 86 000 Stück mehr als im vorhergegangenen Jahre, während der Bestand 1871 im ganzen nur 167 199 betrug. In den Sälen einer der grössten Schlachthäuser, der Armour Packing Co., wurde mir ein zwar interessanter aber schauerlicher Anblick zuteil: das Hinschlachten von Kühen und Ochsen zu Hunderten und das flinke Hantieren von unzähligen Händen bei dem Abhäuten und Zerlegen der getöteten Tiere, das Reinigen und Auskochen der Fleischteile, die Bearbeitung zu Büchsenfleisch, die Zubereitung von Margarine und vielerlei andere Dinge; jedenfalls konnte ich die Beobachtung machen, dass hier auch nicht ein einziges Teilchen zugrunde ging. An jenem Tage wurden weit über 1000 Stück Rinder geschlachtet. Im Jahre 1898 verarbeitete die Gesellschaft allein 332 299 Stück Rinder, 1 397 371 Schweine und 263 966 Stück Schafe; aus diesen Zahlen lässt sich am leichtesten eine Vorstellung von der immensen Ausdehnung der Faktoreien machen.

Die eigentliche Stadt Kansas City liegt seltsamerweise nicht im Staate Kansas, sondern in Missouri, allerdings gibt es auch ein Kansas City, Kansas, das mit Kansas City, Missouri, eng verbunden ist und etwa 50 000 Einwohner zählt. Die Grenze zwischen den beiden Staaten läuft durch eine Strasse, welche ich bei dem Besuche der Armour Packinghouses zu passieren hatte. Dabei gab man mir folgende Erzählung zum besten: Vor Jahren gab es im Staate Missouri ein striktes Gesetz, welches das Spielen verbot, während sich ein solches in Kansas nur gegen das Trinken richtete. Indessen hatten alte Zech- und Spielbrüder bald ein Mittel gefunden, wodurch sie, ohne grosse Schwierigkeiten und ohne dem Gesetze entgegenzuhandeln, ihren engverbundenen Gelüsten Genüge tun konnten. Sie bestimmten als ihre Stammkneipen zwei in der Grenzstrasse sich gegenüberliegende Wirtshäuser oder „Saloons", sassen in jenem von Kansas munter beisammen am Spieltisch und nur ab und zu machte man einen kurzen Abstecher nach der andern Kneipe, um sich unbehelligt am kühlen Nass zu laben.

Amerikanische Sitten sind nicht immer nachahmenswert, so auch nicht die folgende: Ich befand mich gerade im Geschäftszimmer eines Freundes, als ein nachlässig gekleideter Junge von etwa 15 Jahren eintrat und sich ohne weiteres auf den nächststehenden Stuhl placierte, um alsbald, als er den Chef beschäftigt sah, mit einem schmutzigen Holzschnitzel sein Gebiss energisch zu bearbeiten und es dabei auch nicht an dem bei allen Amerikanern ohne Unterschied der gesellschaftlichen Stellung gleich beliebten Ausspucken fehlen zu lassen. Als der Chef nach seinem Begehr sich erkundigte, fiel es dem nach Arbeit suchenden Lümmel nicht ein, aufzustehen. Ich sprach nachher mein Verwundern aus, dass man einen solchen Menschen überhaupt eines Wortes würdigte, freilich hatte ich nicht bedacht, dass ich

mich in dem Lande befand, wo sich jegliches Individuum einen „free born citizen of America" zu nennen pflegt.

In Kansas City fand ich die Geschäftstätigkeit bis zum äussersten durchgeführt. In dem grossen Warenhause unserer Freunde arbeitete man bereits seit einem Monat 24 Stunden per Tag, und zwar in zwei Abteilungen, je 12 Stunden mit ganz geringen Pausen.

Während der beiden Abende meines Aufenthalts in Kansas City hatte ich das Glück, zwei Vorstellungen einer der hervorragendsten New Yorker Operngesellschaften beiwohnen zu können. Ich glaube, noch nie zuvor eine grössere Menschenmenge unter einem Dache versammelt gesehen zu haben, sicherlich nicht in solchem Aufzuge, nämlich fast durchweg in full dress, also Balltoilette. Uebrigens spricht es wenig für den musikalischen Sinn der Amerikaner, dass sie den herrlichen Vorspielen auch nicht die geringste Aufmerksamkeit schenkten, sondern nach wie vor bei der lauten Unterhaltung verharrten. Ebenso missfiel mir das häufige Applaudieren während der Aufführung.

Nach kurzem Aufenthalt in St. Louis begab ich mich nach Chicago.

Die Geschichte von dem rapiden Wachstum Chicagos kennt wohl jeder, entschieden ist dies die erstaunlichste aller amerikanischen Grossstädte. Wenn man bedenkt, dass Chicago im Jahre 1837 erst Stadtrechte erwarb und nicht mehr als 41 700 Seelen zählte, dass 1860 diese Zahl schon auf 109 206 gestiegen war und zehn Jahre später sich bereits verdreifacht hatte, dass bei dem furchtbaren Brande von 1871 17 500 Häuser und Eigentum im Werte von 850 Millionen Mark zerstört wurde, dass nichtsdestoweniger um das Jahr 1880 die Bevölkerungszahl auf 503 185 gestiegen war, um sich in den nächsten zehn Jahren zu verdoppeln und nach einem weiteren Jahrzehnt 2 000 000 zu erreichen, so muss man dies selbst vom amerikanischen Standpunkte aus als phänomenal betrachten. Der Handel Chicagos wird von amerikanischen Städten nur von dem New-Yorks übertroffen. 1896 belief er sich auf 5½ Milliarden Mark, der Wert seiner Industrie-Erzeugnisse allein war 2 Milliarden Mark.

Eine schöne oder gar reinliche Stadt möchte ich Chicago freilich nicht nennen, aber imponierend ist sie in um so höherem Grade. Ein Blick auf State Street, die Hauptverkehrsader, sucht seinesgleichen.

Ein furchtbares, beängstigendes Wühlen und Jagen ist es in dieser Millionenstadt, ein Hasten und Kämpfen um das tägliche Brot. Man glaubt sich in dem Wirrwarr von eiligen Menschen verloren, und doch macht man bald die beruhigende Erfahrung, dass es für jemand, der nur den geringsten Ortssinn besitzt, nahezu ausgeschlossen ist, in dieser amerikanischsten aller amerikanischen Städte verloren zu gehen.

Trotz der mich stark in Anspruch nehmenden geschäftlichen Tätigkeit gelang es mir in verhältnismässig kurzer Zeit, eine ziemlich abgerundete

Vorstellung zu erhalten von den immensen kommerziellen Vorteilen, von den fast ebenso grossen Nachteilen der Stadt in anderer Hinsicht, von wunderlichen, staunenerregenden Hochbauten, von den unterirdischen Tunnels, dem grossartigen System der Hochbahnen, von dem Charakter der Theater und seiner Besucher, von verschiedenen Museen und Parks und vielem andern mehr. Der schöne Jackson-Park, wo im Jahre 1893 die Weltausstellung abgehalten worden war, wies nur noch wenige Ueberbleibsel jenes grossen Unternehmens auf, darunter war vielleicht das „Deutsche Haus" das imposanteste. Auf der herrlichen Strandpromenade des brausenden Michigan-Sees ergingen sich Tausende von Spaziergängern bei dem unvergleichlich schönen und milden Herbstwetter. —

136 km nördlich von Chicago, ebenfalls am Ufer des Michigan-Sees, liegt eine der deutschesten Städte Amerikas, Milwaukee. Dorthin unternahm ich einen nur zweitägigen Abstecher. Wo viele Deutsche ansässig sind, da findet man sicherlich auch gute Bezugsquellen für edeln Gerstensaft, und Milwaukee ist dieserhalb nicht nur in den Staaten, sondern in der ganzen Welt berühmt. Die pekuniären Erfolge ihrer Bierkönige lassen sich an den von ihnen errichteten Restaurants deutlich erkennen, sind sie doch für Bierlokale mit ganz verschwenderischer Pracht ausgestattet.

Mit seinen weiten, von Bäumen begrenzten Alleen, seinen schönen Villen, den grossartigen Warenhäusern und Fabriken, den vorzüglichen Hafenanlagen und der herrlichen Seefront ist Milwaukee eine prächtige Stadt, auf die ihre Bewohner, die sich zur Hälfte aus Deutschen zusammensetzen, mit Recht stolz sein können.

Die Errichtung eines in jeder Hinsicht grossartigen Museums und besonders die Bereicherung der wertvollen Sammlungen ist gleichfalls in der Hauptsache einem Deutschen zu verdanken.

Die Erinnerungen, welche sich für mich mit Indianapolis verknüpfen, gehören vielleicht zu den angenehmsten während meiner ganzen Reise durch Amerika. Während meines dreitägigen Aufenthaltes war ich hier bei lieben Freunden gastlich aufgenommen, und es wurde mir wieder die schöne Gelegenheit, das erquickliche amerikanische Familienleben und die praktischen und zugleich äusserst geschmackvollen Hauseinrichtungen weiter kennen zu lernen. Auch wurde mir die Freude zuteil, in das schöne und ganz grossartig eingerichtete deutsche Vereinshaus eingeführt zu werden, und manche frohe Stunde dort unter Stammesverwandten zu verweilen. Das „Deutsche Haus" ist eines der schönsten Denkmäler des Zusammenhaltens und der Wahrung deutschen Wesens, das sich dort unsere Brüder gesetzt haben. Ich wunderte mich nicht, zu hören, dass es sich die Angesehensten der Stadt zur Ehre rechnen, das „Deutsche Haus" ihr zweites Heim nennen zu dürfen.

Indinanapolis ist ein Platz von etwa 200 000 Einwohnern, und obgleich seine Erzeugnisse einen Wert von 140 000 000 Mark repräsentieren, so fehlt

doch bis zu einem gewissen Grade das Hasten und Treiben einer echt amerikanischen Stadt. Der ganze Ort mit seinen endlosen, durchweg asphaltierten Strassen, die sich im rechten Winkel schneiden, liegt in ein Meer von schön gepflegten Bäumen eingebettet, die hübschen Häuser haben in ihrer geschmackvollen Umgrenzung weichen Rasens etwas überaus Vornehmes.

Wenn auch nicht ganz in dem Masse wie Pittsburg, so macht Indianapolis immerhin bedeutenden Gebrauch von dem natürlichen Gas, dem Paraffingas, welches in der dortigen Gegend unter der Erde vorkommt. In



Indianapolis, U. S. A. — Ein durch Explosion natürlichen Gases zerstörtes Haus.

Röhren nach den Wohnungen geleitet, wird es unverzüglich zu Leuchtzwecken verwandt. Auch in Fabriken findet das Gas als äusserst billige Heizkraft Gebrauch. Eigentümlicherweise nimmt der Druck des natürlichen Gases bei kaltem Wetter stark ab. Solches Gas kann leider auch bösen Schaden anrichten. So war vier Wochen vor meiner Ankunft in Indianapolis ein Wohnhaus durch eine Explosion dieses Erdgases gänzlich zertrümmert worden.

Mit Nashville, der Hauptstadt von Tennessee, berührte ich den südlichsten Punkt meiner Reise durch Amerika. Lediglich geschäftliche Interessen hatten mich nach dieser Stadt geführt. Weniger gefällig in seinem Aufbau, imponiert Nashville doch in gewisser Hinsicht durch seine natürliche Lage an

dem tief eingeschnittenen Cumberland-River, einem Nebenfluss des Ohio. Von dem auf waldiger Höhe thronenden Kapitol bietet sich ein prächtiger Rundblick auf die reizvolle umliegende Gegend. Ein grosser Gebäudekomplex stellt die von Vanderbilt gegründete Universität dar. Es mag hier erwähnt sein, dass Nashville als der Mittelpunkt des Schulwesens der südlichen Staaten angesehen wird. Seine Einwohnerzahl beträgt heute etwa 100 000.

Ueber Cincinnati, wo ich gleichfalls hauptsächlich geschäftliche Interessen verfolgte, begab ich mich nach dem am östlichen Ende des Erie-Sees gelegenen Buffalo. Ein Blick auf meine Uhr zeigte mir, dass die Zeit von Buffalo derjenigen von Cincinnati um eine volle Stunde voraus war. Nach einigem Nachdenken wurde mir bald eine Erklärung dafür. Die Ausdehnung der Vereinigten Staaten über nicht weniger als 55 Breitengrade (à 111,3 km) hat es, besonders bei dem riesigen Bahnverkehr, nötig gemacht, eine möglichst einheitliche Zeit zu schaffen. Dass es unmöglich war, die Zeit von San Francisco mit der von New York übereinstimmen zu lassen, wird ein praktisch denkender Mensch nicht bezweifeln. So hat man denn bereits im Jahre 1883 beschlossen, vier Zeiten einzuführen, und zwar diejenigen des 75., 90., 105. und 120. Meridians. Man gab ihnen die Namen: Eastern Time (östliche Zeit), Central Time (mittlere Zeit), Mountain Time (Berg-Zeit) und Pacific Time (pacifische Zeit). Erstere rechnet man von den Ufern des atlantischen Ozeans bis zu einer Verbindungslinie der Städte Buffalo, Pittsburg, Charleston; die nächste bis zu einer solchen von Bismarck in Nord-Dakota und der Mündung des Rio Grande; die dritte bis zu den Grenzen der Staaten Idaho, Utah und Arizona und die vierte bis zum pacifischen Ozean. Der Zeitunterschied der einzelnen Abschnitte ist demnach eine Stunde. So ist es in San Francisco 9 Uhr morgens, wenn in Denver (Colorado) der Zeiger auf 10 Uhr, in Chicago auf 11 Uhr und in New York auf 12 Uhr mittags steht.

Ist Buffalo, dessen Einwohnerschaft heute auf 335 000 geschätzt wird, an und für sich eine schöne, imposante Stadt, so sind die naheliegenden weltberühmten Niagara-Fälle unstreitig sein Hauptanziehungspunkt. So liess ich denn keine Zeit unnütz verstreichen und bestieg einen der vortrefflichen Wagen der elektrischen Strassenbahn, um hinaus nach dem vielgepriesenen Naturwunder zu fahren. Die elektrischen Wagen hatten ungefähr die Grösse unserer Eisenbahnwagen, ihre Geschwindigkeit war eine sehr bedeutende; wir legten die etwa 36 km messende Strecke in rund 1¼ Stunden zurück. Den Niagara-Fluss bekam man dabei nur selten zu Gesicht. Oberhalb der Fälle erreicht derselbe eine Ausdehnung von 4 km und die von ihm geführte Wassermenge ist eine immense.

Ich hatte gefürchtet, dass ich nach all den überschwenglichen Schilderungen eine Enttäuschung erfahren würde, doch muss ich gestehen, dass ich vom ersten Augenblick an, als ich von einer Brüstung auf der parkähnlichen Goat Island zum ersten Male den donnernden Fällen gegenüberstand, mich

überwältigt fühlte. Am Anfange vermochte ich die ganze Grösse nicht zu fassen. Das ungeheuere Volumen klargrünen Wassers, überzogen mit einer schneeigen Schaumschicht, die an den Felsenriffen in einem sprühenden Flockenregen sich auflöste, donnerte dicht vor meinen Füssen hinab in die Tiefe, um unten an den zerborstenen braunen Felsblöcken dröhnend in dichte Nebelwolken zu zerstieben. Aehnlich wie im Angesicht des mächtigen Himalaya oder der geheimnisvollen Eruptionsgebiete auf Java und Neu-Seeland erfüllte mich auch hier wieder die Ueberzeugung von der Nichtigkeit des Menschen gegenüber solchen Naturgewalten.



Niagara. — Die amerikanischen Fälle.
(Aufnahme des Verfassers.)

Die Niagara-Fälle erscheinen bekanntlich in zwei gesonderten Teilen; die amerikanischen Fälle und die kanadischen oder Hufeisenfälle. Die ersteren sind wohl die höheren (50 m), indessen bei weitem nicht die mächtigeren, misst ihre Breite doch nur 318 m gegenüber 903 m der Hufeisenfälle. Wenn man bedenkt, dass sich über die beiden Fälle eine Wassermenge von 15 Millionen Kubikfuss in jeder Minute ergiesst, und dass hiervon etwa neun Zehntel über die kanadischen Fälle führen, so kann man sich leicht ein Bild machen von der wilden Grossartigkeit, die sich hier entfaltet. Auf gefällig angelegten Stegen erreichte ich nach längerem Umherwandern die äusserste der „Drei Schwester-Inseln". Das Panorama, das sich plötzlich, als ich aus den Bäumen hervortrat, vor mir ausbreitete, gehört zu den herrlichsten, über-

wältigendsten meiner Reise. Der Strom lag in einer Breite von 1½ km vor mir; so rasend war sein Lauf, dass trotz der bedeutenden Tiefe die ungeheuere Wassermenge sich in einem Aufruhr befand, der bei stürmischem Wetter auf hoher See kaum stärker sein konnte. Und nur in geringer Entfernung stürzte sich dieses tosende und schäumende Meer in wildester Hast hinab in den hufeisenförmigen Kessel, aus dem unter dumpf-schaurigem Dröhnen ein feiner Regenstaub emporwogte, in dem die glänzenden Sonnenstrahlen einen doppelten Regenbogen erzeugten, der das tiefe Flussbett von einem zum andern Ufer gleichsam überbrückte. Der Wind war mir günstig, er fegte all die dunstigen Wasserwölkchen hinüber auf das kanadische Ufer, wo ich die Menschen mit aufgespannten Regenschirmen einhergehen sah.

Nur ungern kehrte ich nach Goat Island zurück und fuhr dann in einer Droschke durch die so rasch emporblühende Stadt Niagara Falls. Sie verdankt ihr Bestehen heute nicht mehr allein den jährlich 400 000 Besuchern der Wasserfälle, sondern auch einer lebhaften Industrie, deren Lebensfähigkeit hauptsächlich auf der den Niagara-Fällen entliehenen Naturkraft beruht. Nach einer Schätzung sollen die Fälle heute an 400 000 Pferdekräfte für industrielle Zwecke gewähren.

Erst weit unterhalb der Wasserfälle, dort, wo der wildjagende Strom durch ein etwa 90 m weites Bett sich zwängt, machte ich Halt, um auf einer kleinen Drahtseilbahn die steile Uferwand hinabzufahren. Unten wartete meiner ein Schauspiel vielleicht ebenso gewaltig und wunderbar wie die Fälle selbst. Die Schnelligkeit und Wucht der einherjagenden Wassermassen und die Engigkeit des Flussbettes stehen in so entgegengesetztem Verhältnis, dass das Niveau des Stromes in seiner Mitte um völlig 6 m das der beiden Seiten überragt. Der Aufruhr der sich emportürmenden und überwerfenden Wellen, die prächtigen Schaumkämme, das Wogen, Spritzen, Donnern und Dröhnen, vor dem die menschliche Stimme verstummt, dies alles ist überwältigend grossartig.

Kapitän Webb hatte die Tollkühnheit, 1883 sich schwimmend durch diesen furchtbaren Strom Bahn zu brechen. Er fand dabei erklärlicherweise seinen Tod. Indessen haben seitdem Verschiedene in Fässern die seltsame Tour ausgeführt. Der berühmte Blondin und andere haben auf Seilen das steile Flussbett passiert. Ich selbst zog es vor, auf der 330 m langen eisernen Bogenbrücke an das kanadische Ufer zu gelangen. Der Anblick von dieser Seite war der fesselndste, da ich die stürzenden Wassermassen und den sie verschlingenden Felsenkessel in ihrer vollen Ausdehnung vor mir hatte. — Ich liess es mir nicht nehmen, von hier aus in einem wasserdichten Kostüm die „Höhle der Winde" aufzusuchen; dort stand ich direkt zwischen der Felswand und dem herabbrausenden Wasser: beides undurchdringliche Mauern. Der Wind und das donnerartige Brüllen war betäubend, ich klammerte mich

unwillkürlich mit aller Kraft an die Brüstung des Holzsteges, da ich fürchtete, jeden Augenblick hinweggefegt zu werden.

Auf der neuen Stahlbrücke, deren das weite Flussbett überspannende Bogen mit einer Ausdehnung von 250 m der grösste seiner Art der Welt sein soll, gelangte ich wieder nach den Vereinigten Staaten zurück. Nach 6 Uhr hatte ich Buffalo wieder erreicht, und am Sonntag reiste ich nach Toronto ab. Die kanadischen Gefilde, die ich passierte, nachdem ich den Niagarafluss hinter mir hatte, erinnerten mich lebhaft an die heimische Landschaft; die sich ab und zu öffnenden Blicke auf den weiten Ontario-See gestalteten die Fahrt besonders abwechslungsreich.

Ich hielt mich in Toronto nur einen einzigen Tag auf, indessen konnte ich mich in kurzer Zeit überzeugen, dass die Kanadier im Aufbau einer Stadt in grossartiger und praktischer Weise ihren südlichen Nachbarn nicht nachstehen.

Früh am nächsten Tage befand ich mich bereits in Montreal, dem grössten und bedeutendsten Handelsplatze Kanadas: in der Tat eine imposante und schöne Stadt. Die Bevölkerung der von den Franzosen gegründeten Stadt ist heute noch von einem starken, französisch sprechenden Element durchsetzt, doch weicht das in Montreal gesprochene Französisch dermassen von dem Pariser ab, dass mir eine geborene Pariserin versicherte, sie habe geraume Zeit gebraucht, ehe sie die Sprache ihrer kanadischen Stammesgenossen verstand. Wenn ich erkläre, dass ich die Angestellten der elektrischen Strassenbahnen auch nicht im entferntesten verstehen konnte, so wird man mir dies auf das eben Gesagte hin wohl gern verzeihen.

Nach nur zweitägigem Aufenthalt fuhr ich am Abend des 22. November nach Boston ab, wo ich nach etwa zwölfstündiger angenehmer Bahnfahrt anlangte. An meinen viertägigen Aufenthalt in Boston denke ich mit grosser Freude zurück. Bedingte doch schon das herrliche Herbstwetter, welches dort viel sonniger und milder als das unserige ist, dass mir die grosse und prächtige Stadt im glänzendsten Lichte erschien. Auch von der dem Amerikaner eigenen Gastfreundschaft erhielt ich hier neue Beispiele.

Boston ist eine der ältesten Städte der Vereinigten Staaten, und jeder Bewohner ist stolz darauf, dem Fremden eine grosse Anzahl historisch wichtiger Bauten und Denkmäler zeigen zu können, Faneuil Hall, die bekannte Wiege der amerikanischen Freiheit, das alte Regierungsgebäude, das heute noch das englische Wappen aufweist, das imposante neue State House, eine Unzahl von Monumenten und Standbildern usw.

Die Grossartigkeit der Bauten, die luxuriöse Ausstattung der zahlreichen Warenpaläste und besonders das Leben und Treiben in den Geschäftsstrassen ist nur mit Aehnlichem in den amerikanischen Millionenstädten zu vergleichen. Ich war erstaunt, dies alles in einer Stadt von 500 000 Einwohnern zu finden. Im Jahre 1897 exportierte Boston Waren im Werte von 450 Mil-

lionen Mark und importierte solche für 370 Millionen Mark. Boston ist auch der zweite Wollmarkt der Welt, nur London steht ihm voran. 389 635 000 engl. Pfund Wolle wurden 1897 zum Verkauf gebracht. Im Verhältnis zu seiner Bevölkerungszahl soll Boston die wohlhabendste Stadt Amerikas sein, der Reichtum wird auf rund 4 350 000 000 Mark geschätzt. Trotzdem aber hat Boston den guten Ruf, dass bei seinen Bewohnern der klingende Reichtum keine so ausschlaggebende Bedeutung auf das öffentliche Ansehen einer Person hat als in irgendeiner andern Stadt Amerikas, wo bekanntlich mit Geld alles zu bewirken ist.

Die Nähe von Harvard University, der ältesten und berühmtesten Hochschule von Amerika, welche sich in der von Boston nur durch den Charles River getrennten Stadt Cambridge befindet, mag viel zu der intellektuellen Regsamkeit der Bostoner beitragen. Boston kann sich auch der grössten öffentlichen Freibibliothek rühmen. Das immense Gebäude, in einfachem Stil erbaut, weist im Innern eine blendende Pracht an Marmorarbeit und herrlichen Wandgemälden berühmter Künstler auf, und die praktische Einrichtung seiner 700 000 Bände fassenden Büchersäle ist wahrhaft staunenerregend. An Pracht der Ausstattung und Schönheit des Baustils wird diese Bibliothek nur durch diejenige in Washington übertroffen, in welcher indessen nur den Parlamentsmitgliedern freie Benutzung der Bücher gestattet ist.

In meinem Hotel im Parker House fand ich ungefähr die praktischsten und vollkommensten Einrichtungen, die mir auf meiner ganzen Reise begegnet sind. In direkter Verbindung mit dem Schlafgemach befand sich ein mit Marmor ausgelegtes Wasch- und Badezimmer, kaltes und heisses Wasser stand zu jeder Tageszeit nach Oeffnung der betreffenden Leitung zur Verfügung. Toilette war gleichfalls vorhanden, und unter einer marmornen Vorrichtung besagte eine gedruckte Anleitung, dass dieselbe zur Aufnahme einer Brennschere diene, welche durch Druck auf einen Knopf in wenig Zeit auf elektrischem Wege zu erhitzen sei. Da ich keinen Anspruch auf lockiges Haar mache, so war diese fürsorgliche Einrichtung für mich weniger nutzbringend. Dagegen machte ich von folgendem Instrument häufigen Gebrauch: Ein grosses weisses Zifferblatt war in viele Teile geteilt, in welche allerlei Bezeichnungen eingetragen waren, wie z. B. Kellner, Hausdiener, 1 Glas Wasser, Tee, Kaffee, Diner, Droschke, um 7 Uhr wecken usw. Auf diese wohl an hundert Angaben war beliebig ein Zeiger zu stellen. Sodann drückte man auf den Knopf einer elektrischen Leitung. Nach wenigen Sekunden drehte sich der Zeiger unter Schnarren auf seinen früheren Standort zurück, ein Zeichen, dass man unten im Geschäftszimmer von dem Wunsche Notiz genommen hatte. Für dieses Zimmer mit anschliessendem Baderaum zahlte ich 10 Mk. pro Tag, ein allerdings recht hoher Preis, den man indessen in Anbetracht der gebotenen Bequemlichkeiten gern in den Kauf nahm. — Kurz nach Mittag des 27. November

nahm ich Abschied vom schönen Boston und fuhr im Eilzuge nach New York ab, wo ich bald nach Einbruch der Dunkelheit eintraf.

Was soll ich von dieser wunderbaren Handelsmetropole schreiben, nach einem Aufenthalte von nur neun Tagen, der überdies in der Hauptsache geschäftlichen Zwecken gedient hat. Die Grossartigkeit des Geschäftslebens und das rege Strassengetriebe wird von London nicht übertroffen, und was die imposante und zweckentsprechende Anlage anbetrifft, so steht meiner Meinung nach New York allen Weltstädten voran.

Ein Gang durch Broadway mit seinen Reihen immenser Gebäude und über die gewaltige Brooklyn Bridge, die sich in einer Länge von 1800 m an schweren Kabeln hängend, über den belebten East River wölbt, gewährt am ehesten eine annähernde Vorstellung von der Grösse und Bedeutung der Stadt. — 1624 siedelten sich die Holländer auf der Insel Manhattan, dem heutigen eigentlichen New York, an, 1664 nahmen die Engländer Besitz von der jungen Niederlassung. Am Anfang des vorigen Jahrhunderts zählte die Stadt 60 000 Einwohner, heute sind es mit Einrechnung der grossen Vorstädte 3 500 000. Die Insel Manhattan allein wird von 2 000 000 Menschen bewohnt. Es ist erstaunlich, wie stark New York von fremden Elementen durchsetzt ist: 900 000 Deutsche, 850 000 Irländer, 200 000 Engländer und Schotten, 100 000 Italiener, 100 000 Russen und 10 000 Chinesen.

Nicht weniger als die Hälfte des gesamten Aussenhandels der Vereinigten Staaten wird durch New York bewirkt. 1897 wurden für 4155 Mill. Mark ein- und ausgeführt. Solche Zahlen kann man nur verstehen, wenn man die vorzügliche Lage der Handelsstadt an einem der besten Häfen der Welt und gleichzeitig am schiffbaren Hudson River in Betracht zieht. Der Hudson River soll ausser seiner praktischen Brauchbarkeit auch landschaftliche Reize aufzuweisen haben, die nicht nur von Amerikanern über die des Rheins gestellt werden. Soweit ich den Hudson gesehen, von der bekannten River Side Drive aus, die ungefähr von ähnlicher Bedeutung ist, wie Londons Rotton Row, kann ich nur sagen, dass mich das Bild des dampferbelebten, breiten Stromes mit seinen grünen, villendurchsetzten Ufern lebhaft entzückt hat. — Der Central-Park mit einem Flächenraum von über drei Quadratkilometern, inmitten der Stadt, ist einzig in seiner Art. Aus einem ehemaligen Felsen- und Sumpfgebiet hat man einen Park geschaffen, so reichhaltig und mannigfaltig an Waldpartien, Promenaden, Wasserbecken, Spielplätzen, weiten Wiesenflächen, Denkmälern und unterhaltenden Merkwürdigkeiten, wie wohl kaum ein anderer Park der Welt.

In übertriebener Weise kommt die Schaffenskraft der Amerikaner in den sogenannten „skyscrapers", den himmelanstrebenden Geschäftshäusern, zum Ausdruck. In New York, wo der Baugrund teuer ist, hat man darin oft geradezu Lächerliches und Unschönes zu Tage gebracht. Man höre, dass das höchste Gebäude, das Joins Syndicate Building, das erst 1898 beendet

wurde, 114½ Meter misst und 29 Stockwerke besitzt. So grossartig und staunenerregend seine Dimensionen sind, so beleidigend wirkt es auf das Auge, ragt es doch in denkbar geschmacklosester Form gespenstisch in den Himmel hinein. Die Aufzugvorrichtungen sind bewundernswert. Da hat man „Züge", die in jedem Stockwerk halten, andere halten erst vom zehnten zum zehnten, wieder andere gehen durch bis zum obersten Geschoss. Ich selbst benutzte einen solchen „through train" und befand mich, wie von unsichtbaren Kräften gehoben, im Nu hoch oben auf einem der kleinen plumpen Türme, und genoss nun eine Aussicht, wie man sie nicht zum andern



Ein Blick auf New York vom East River aus.

Male findet: Im Süden der prächtige Hafen mit der Freiheitsstatue, im Osten der breite, belebte East River, über den sich Brooklyn Bridge gewaltig wölbt, im Westen der herrliche Hudson River, sonst überall ein unendliches Häusermeer; und alles unter einem klaren, sonnigen Himmel. Manche andere Häuser ragen noch in der dortigen Umgegend über 20 Stockwerke empor, alle von gleich geschmackloser Bauart.

Ehe ich mich zur Heimreise rüstete, unternahm ich noch einen kurzen Abstecher nach drei weiteren der bedeutendsten Städte des Ostens: Philadelphia, Baltimore und Washington. Erstere, die drittgrösste Stadt der Vereinigten Staaten, wird infolge ihrer ungeheuren Anzahl von einzelnen Familienwohnungen die „City of Homes" genannt. Sie bedeckt einen Flächen-



New York. — Brooklyn Bridge.

raum von 130 englischen Quadratmeilen, ein wenig mehr als London. Von dem grossartigen Warenhause John Wanamaker, dem Wertheim von Philadelphia, mag schon mancher in der alten Welt gehört haben. In dem weiten Gebäude finden 4500 Angestellte Beschäftigung. Zusammen mit dem gleich bedeutenden Zweiggeschäft in New York kommt die Zahl der Angestellten um einen geringen Bruchteil der Einwohnerzahl meiner Heimatstadt gleich.

Washington, die Hauptstadt der Vereinigten Staaten, wird im allgemeinen als die schönste Stadt Amerikas bezeichnet. In kommerzieller Hinsicht hat sie nicht die geringste Bedeutung, darum ist trotz ihrer 300 000 Einwohner das ganze Gepräge ein friedliches, ruhig-elegantes: Asphaltierte, parallellaufende Strassen, im schiefen Winkel durchquert von breiten, mit Bäumen bestandenen Avenuen, die sich in Zwischenständen zu schönen Plätzen erweitern, alle mit freundlichen, einzelstehenden Wohnhäusern besetzt. Dann wieder ausgedehnte Parkanlagen und die grosse Zahl der staatlichen Prachtbauten.

Nicht gerade schmuckvoll, aber ungeheuer imposant ist das Washington-Monument, ein 166½ m hoher Obelisk aus weissem Marmor, dessen Herstellung über fünf Millionen Mark gekostet hat. Von diesem zweithöchsten Bauwerk der Welt (Eiffelturm 300 m) geniesst man eine vollkommene Aussicht auf die sich weit ausbreitende Hauptstadt, aus der die hellen Prachtbauten scharf hervorleuchten. Einem silbernen Faden gleich schlängelt sich der Potomac dahin.

Von dem Kapitol war ich ein wenig enttäuscht. Wohl ist die Lage inmitten eines Parkes vorzüglich und die der Stadt zugekehrte Rückseite infolge des gewaltigen Terrassenaufganges überaus imposant, indessen ruft auf der Hauptfront der das ganze Bauwerk krönende Riesendom eine drückende Wirkung hervor. Auch das Innere, die Wandelgänge und Räumlichkeiten stehen in keinem Verhältnis zu der grossen Masse des Baues.

Der neuen Kongressbibliothek habe ich bereits Erwähnung getan. Mit einem Aufwande von rund 25 Millionen Mark ist sie in herrlichstem italienischen Renaissancestil unweit des Kapitols errichtet worden. An künstlerischem Wert und blendender Ausstattung des Innern übertrifft sie entschieden alle Prachtbauten der Hauptstadt. Als ich durch die marmornen Hallen mit den zahlreichen Standbildern und Gemälden, den mannigfaltigen Dekorationen und Vergoldungen schritt, konnte ich mich, trotz heller Bewunderung, des Eindruckes der Ueberfüllung, ähnlich wie in den bayerischen Königsschlössern, nicht erwehren.

Am Abend des 8. Dezember befand ich mich bereits wieder in New York, und am Dienstag, den 12. Dezember, fuhr ich mit schwellendem Herzen an Bord des Norddeutschen Lloyd-Dampfers „Trave“ zum Hafen hinaus, auf direktestem Wege nach der Heimat. Trotz meines kurzen Aufenthaltes in

Amerika wurde es mir nicht schwer, zu erkennen, dass die Vereinigten Staaten am meisten dazu geeignet sind, dem jungen, vorwärts strebenden Manne die Mittel zu gewähren, sich rasch zu entwickeln und von grossen Gedanken beseelt zu werden. Die Haupttriebkraft des Menschen ist unverkennbar die instinktive Sucht nach Reichtum, und bei den Amerikanern kommt diese Triebkraft entschieden mehr zur Geltung als bei irgendeinem andern Volke. So ist es auch zu erklären, dass man in der Neuen Welt in vielen Dingen dem alten Europa so bedeutend vorausgeeilt ist.

Die Ueberfahrt über den gefürchteten Atlantischen Ozean gestaltete sich in jeder Beziehung günstig, so dass wir unsere Reise planmässig in neun Tagen vollendeten und am 21. Dezember in Bremerhaven vor Anker gingen. Dort harrten meiner mit offenen Armen meine Lieben. — Seitdem ich von ihnen Abschied genommen hatte, waren 413 Tage verstrichen, ich hatte sechsmal den Aequator gekreuzt und rund 100 000 km zurückgelegt.

Von höherem Werte als diese Zahlen allerdings war mir das Bewusstsein, dass sich die Erwartungen von dieser Reise in vieler Hinsicht verwirklicht hatten. Welche Umwandlungen hatten die reichen Erfahrungen in mir hervorgerufen! Wie sind meine dunkeln, verschleierten Vorstellungen von jenen fremden Ländern und Völkern, deren Bekanntschaft ich machen durfte, geklärt worden, wie weiss ich nunmehr die Eigentümlichkeiten der verschiedenen Menschenrassen zu verstehen, wie konnte ich an Ort und Stelle erkennen, von welcher Bedeutung die einzelnen Länder und deren Plätze für den Welthandel sind, ob in ihnen unsere Fabrikate leichten Abgang finden oder schon unter der Konkurrenz des Auslandes zu leiden haben.

Wenn es auch nicht jedem meiner Berufsgenossen vergönnt ist, in so jungen Jahren alle Erdteile zu bereisen und sich auf solche Weise ein unvergleichliches Schatzkästlein voll seltener Eindrücke und Erfahrungen erwerben zu können, so lege ich ihm doch sehr ans Herz, wo auch immer sich eine Gelegenheit bieten möge, ins Ausland zu gehen, womöglich über See, sie mit beiden Händen zu ergreifen und festzuhalten. Man muss allerdings seine körperlichen Kräfte und seine innere Festigkeit gewissenhaft prüfen, um ermessen zu können, ob ein Aufenthalt in den Tropen ratsam ist; sonst suche man in den gemässigten Teilen von Südafrika und Australien, in Neu-Seeland, Japan oder Nordamerika Stellung zu erwerben, in jenen herrlichen Ländern, die nicht mehr der Zukunft erst, sondern bereits der Gegenwart angehören, die dem jungen Kaufmanne ein reiches Feld ernster Tätigkeit und genussvollen Studiums gewähren. — Ich möchte meine Altersgenossen dringend davor warnen, im fremden Lande ihr eigenes Vaterland zu vergessen oder gar zu verleugnen, aber ich möchte ihnen empfehlen, wollen sie sich wirklich heimisch fühlen und einen Freundeskreis erwerben, sich den Landessitten und -anschauungen anzupassen und nach ihnen zu leben. Man wird bald gewahr werden, dass man dadurch ein richtigeres Verständnis

für Land und Leute erhält, und wird nicht in Versuchung geraten, vorzeitige und ungerechte Urteile zu fällen.

Was die Sprachkenntnisse anbelangt, so brauche ich wohl kaum zu erwähnen, dass die Beherrschung der englischen Sprache eine unbedingte Notwendigkeit ist, will man nicht nur mit den Augen, sondern auch mit den Ohren und der Zunge geniessen. Wäre ich in französischer Konversation nicht bewandert gewesen, so würde ich dabei nur höchst selten in Verlegenheit geraten sein. Da ich Südamerika nicht berührte, so fühlte ich die Unkenntnis der spanischen Sprache in keiner Weise. Infolge der grossen Anzahl von Deutschen an überseeischen Plätzen und deren schönen Vereinshäusern läuft man nie Gefahr, der trauten Muttersprache fremd zu werden. Auch der deutsche Vergnügungsreisende oder Globetrotter vermehrt sich von Jahr zu Jahr, und wenn jetzt noch, selbst auf deutschen Dampfern, unter den Passagieren das deutsche Element nicht immer überwiegt, so geht doch aus seinem ganzen Auftreten leicht hervor, welche Stellung wir heute im Auslande einnehmen. Wenn dem Deutschen auch in den entlegensten Ländern Achtung gezollt wird, genau so wie irgendeinem andern Volke, so liegt dies zuerst in seinem inneren Erstarken, dann aber, und gegenüber dem Auslande fällt dies am schwersten in die Wagschale: in dem herrlichen Emporblühen seines Handels und der damit verbundenen Handelsflotte. Wir jungen Kaufleute, wir sind also nicht zum wenigsten dazu berufen, an dem Weitergedeihen unseres Vaterlandes mitzuarbeiten; es suche darum jeder für die Gesamtheit da zu wirken, wo ihm die beste Gelegenheit geboten wird. Ich glaubte diese erste Gelegenheit in der Niederlegung meiner Reiseeindrücke zu finden, und ich gebe mich der Hoffnung hin, dass man dem Buche mit Wohlwollen gefolgt ist, dass es Lust und Liebe zu ähnlichem Tun bei meinen Altersgenossen erweckt hat.







Verlag, Lithogr. u. Druck v. Dietrich Reimer (Ernst Vohsen) Berlin.



Verlag, Lithogr. u. Druck v. Dietrich Reimer (Ernst Vohsen) Berlin.